RUTGER BREGMAN

IM GRUNDE GUT

EINE NEUE GESCHICHTE DER MENSCHHEIT

rowohlt e-BOOK

Rutger Bregman

Im Grunde gut

Eine neue Geschichte der Menschheit

Aus dem Niederländischen von Ulrich Faure und Gerd Busse

rowohlt e-BOOK

Über dieses Buch

«Dies ist ein Buch über eine radikale Idee. Worin besteht diese Idee? Dass die meisten Menschen von Grund auf gut sind.»

Dass der Mensch grundsätzlich böse sei, ist ein Grundpfeiler westlichen Denkens. Es halten uns immer nur etwas zivilisatorischer Lack, eine Handvoll Gesetze und Autoritäten davon ab, über unsere Mitmenschen herzufallen. Rutger Bregman fragt, wie es zu diesem Menschenbild kam. Und er wagt eine neue Geschichte: die des Menschen, der von Grund auf gut ist. Denn nicht Argwohn und Egoismus ermöglichten den Fortschritt der Menschheit, sondern Vertrauen und Kooperation. Bregman zeigt, warum die Pessimisten falschliegen. Und dass eine bessere, gerechtere und ökologische Welt möglich wird, wenn wir erkennen: Wir sind besser, als wir denken.

«Rutger Bregman ist Teil einer Reihe von jungen Aktivisten, Vordenkern und Politikern wie Greta Thunberg oder Alexandria Ocasio-Cortez, die begonnen haben, mit ihren radikalen Ideen ganz entscheidend eine breite Akzeptanz zu erreichen.» New York Times

«Bregman spricht mit erstaunlicher Autorität. Seine Lösungen sind einleuchtend und genau entgegen aktuellen Trends. Halten Sie Ausschau nach Bregman. Er hat eine große Zukunft vor sich.» The Guardian

«Rutger Bregman ist einer der prominentesten und radikalsten Vordenker Europas.» Stern

«Wir stehen vor gigantischen Herausforderungen. Und die Sehnsucht wächst. Nach neuen, progressiven Ideen. Rutger Bregman trifft dabei einen Nerv. Der intellektuelle Shootingstar ist die herausragende Stimme einer neuen Bewegung.» Bayerischer Rundfunk

Vita

Rutger Bregman, geboren 1988 in den Niederlanden, ist Historiker und Journalist und einer der prominentesten jungen Denker Europas. Bregman wurde bereits zweimal für den renommierten European Press Prize nominiert. Er schreibt für die «Washington Post» und die «BBC» sowie für niederländische Medien. 2017 erschien sein Bestseller «Utopien für Realisten».

Für meine Eltern

«Der Mensch wird erst dann besser, wenn Sie ihm zeigen, wie er ist.»
Anton Tschechow (1860–1904)

Prolog

Am Vorabend des Zweiten Weltkriegs zeigte sich die britische Armeespitze über die Maßen besorgt. London sei in akuter Gefahr. Ein gewisser Winston Churchill behauptete, die Stadt sei «das größte Ziel der Welt, eine riesige, fette, teure Kuh, die festgebunden wurde, um das Raubtier anzulocken». [1]

Der Name dieses Raubtiers? Adolf Hitler. Wenn das Volk unter dem Terror seiner Bomber einknicken würde, wäre es um Großbritannien geschehen. «Der Verkehr wird eingestellt, die Obdachlosen werden um Hilfe schreien, und die Stadt wird in ein totales Chaos abrutschen», befürchtete ein britischer General. [2] Millionen Bürger würden in Panik ausbrechen. Die Armee würde nicht einmal zum Kampf kommen, weil sie die hysterischen Massen in Schach halten müsste. Churchill prophezeite, dass mindestens drei bis vier Millionen Einwohner Londons zur Flucht gezwungen würden.

Wer wissen wollte, welche Katastrophe sich da zusammenbraute, brauchte eigentlich nur ein einziges Buch aufzuschlagen: *Psychologie des foules* – «Psychologie der Massen». Der französische Autor Gustave Le Bon war einer der einflussreichsten Gelehrten seiner Zeit. Hitler hatte das Buch von vorn bis hinten gelesen, wie auch Mussolini, Stalin, Churchill und Präsident Roosevelt.

Le Bon erklärte detailliert, was in solchen Ausnahmesituationen vor sich geht. Fast unmittelbar, so schrieb er, falle der Mensch «mehrere Stufen von der Leiter der Zivilisation herab». [3] Dann griffen Panik und Gewalt um sich. Schließlich offenbare sich unsere wahre Natur.

Am 19. Oktober 1939 diktierte Hitler seinen Generälen den Angriffsplan. «Der gnadenlose Einsatz der Luftwaffe, um den britischen Widerstandswillen zu brechen, kann und soll zu einem bestimmten Zeitpunkt erfolgen.» [4]

Die Briten befürchteten, dass es längst zu spät war. Hastig wurde noch erwogen, ein Netz von Schutzräumen unterhalb Londons zu graben, aber am Ende wurde der Plan doch verworfen. Bald würde die Bevölkerung sowieso vor Angst gelähmt sein. In letzter Minute wurden außerhalb der Stadt einige psychiatrische Notfallkliniken eingerichtet, um die ersten Opfer aufzufangen.

Dann ging es los.

Am 7. September 1940 überquerten 348 deutsche Bomber den Kanal. Das Wetter war gut. Viele der Londoner waren draußen und

blickten gen Himmel, als die Sirenen Punkt 16:43 Uhr losheulten. Dieser Septembertag sollte als schwarzer Tag in die Geschichte eingehen, und die andauernden Angriffe danach als «The Blitz» – der Luftkrieg. Allein auf London gingen in neun Monaten mehr als 80000 Bomben nieder. Ganze Stadtteile wurden ausgelöscht. Eine Million Gebäude blieben beschädigt oder vollständig zerstört zurück, und mehr als 40000 Menschen starben.
Und wie reagierten die Briten? Was geschah, als Millionen von ihnen monatelang mit Bomben aus der Luft zermürbt wurden? Wie hysterisch wurden sie, wie kopflos verhielten sie sich?
Beginnen wir mit dem Bericht eines kanadischen Psychiaters.
Im Oktober 1940 fuhr Dr. John MacCurdy durch den Südosten Londons. Er besuchte ein Armenviertel, das durch die ersten Bombardierungen schwer mitgenommen worden war, alle hundert Meter entdeckte man einen Krater oder eine Ruine. Wenn *irgendwo* Panik herrschen musste, dann hier.
Folgende Szenen beobachtete der Psychiater kurz nach der Auslösung eines Fliegeralarms:
Kleine Jungs spielten weiterhin auf dem Bürgersteig, Kunden ließen sich beim Feilschen nicht unterbrechen, ein Polizist regelte den Verkehr in königlicher Gelangweiltheit, und die Radfahrer trotzten dem Tod und den Verkehrsregeln. Niemand, soweit ich erkennen konnte, schaute zum Himmel. [5]
Wer über die Monate des Luftkrieges liest, stößt auf die eine oder andere Beschreibung einer seltsamen Ruhe, die sich über London ausgebreitet hatte. Eine amerikanische Journalistin interviewte ein britisches Ehepaar in seiner Küche. Während die Fenster zitterten, tranken sie in aller Seelenruhe Tee. Ob sie denn keine Angst hätten, fragte die Journalistin. «Aber nein. Was würde das helfen?» [6]
Alle Anzeichen wiesen darauf hin, dass Hitler den Charakter der Briten falsch eingeschätzt hatte. *Keeping a stiff upper lip* – die Ohren steifhalten. Der trockene Humor. Unternehmer stellten Schilder vor die Ruinen, die einst ihre Geschäfte gewesen waren: «MORE OPEN THAN USUAL .» («WEITER GEÖFFNET ALS SONST .») Der Eigentümer eines Pubs griff die Verwüstung gar humoristisch auf: «OUR WINDOWS ARE GONE , BUT OUR SPIRITS ARE EXCELLENT . COME IN AND TRY THEM .» («UNSERE FENSTER SIND HINÜBER , ABER UNSERE STIMMUNG IST AUSGEZEICHNET . KOMMT REIN UND PRÜFT ES .») [7]
Die Briten reagierten auf die Bomben der Luftwaffe wie auf die

Verspätung eines Zuges: lästig, aber es gab Schlimmeres im Leben. Die Züge fuhren auch während der Luftangriffe weiter, und der Schaden für die Wirtschaft hielt sich in Grenzen. Im April 1941 wurde die britische Kriegsproduktion durch den Ostermontag, an dem alle Arbeiter freihatten, stärker getroffen als durch den Luftangriff. [8]

Nach einigen Wochen wurde über die deutschen Bomben wie über das Wetter geredet. «Es war heute recht *blitzy* , oder? » [9] Ein amerikanischer Schriftsteller notierte, dass «die Engländer schneller gelangweilt sind als alle anderen» und kaum jemand noch Deckung suchte. [10]

Und die mentale Verwüstung? Die Millionen an traumatisierten Opfern, vor denen die Experten gewarnt hatten? Nirgends zu entdecken. Natürlich gab es viel Kummer und Wut. Natürlich gab es tiefe Trauer um die umgekommenen Angehörigen.

Aber die psychiatrischen Notaufnahmen blieben leer. Mehr noch, mit der mentalen Gesundheit vieler Briten ging es bergauf. Der Alkoholmissbrauch nahm ab. Weniger Menschen als in Friedenszeiten begingen Selbstmord. Nach dem Krieg sehnten sich viele Briten sogar nach der Zeit des Luftkrieges zurück, als jeder jedem half und es keine Rolle spielte, ob man links oder rechts, arm oder reich war. [11]

«Die britische Gesellschaft wurde durch den Luftkrieg in vielerlei Hinsicht stärker», schrieb ein britischer Historiker später. «Hitler war enttäuscht.» [12]

Der berühmte Massenpsychologe Gustave Le Bon hätte also in diesem Fall nicht schlimmer danebenliegen können. Die Notsituation hatte nicht das Schlechteste im Menschen hervorgeholt. Das britische Volk stieg auf der Zivilisationsleiter ein paar Stufen hinauf. «Der Mut, der Humor und die Freundlichkeit der einfachen Menschen», notierte eine amerikanische Journalistin in ihrem Tagebuch, «sind angesichts dieses Albtraums erstaunlich.» [13]

Die unerwartet positiven Auswirkungen der deutschen Bombardements führten zu einer neuen militärischen Diskussion. Großbritannien selbst besaß eine Flotte von Bombern, und die Frage war: Wie konnten diese am effektivsten gegen den Feind eingesetzt werden?

Seltsamerweise beharrten die Experten der Royal Air Force unvermindert darauf, dass sich der Wille eines Volkes brechen

ließe. Mit Bombardements. Gut, vielleicht war das bei den eigenen britischen Landsleuten nicht geglückt, aber das musste dann ein Ausnahmefall gewesen sein: Kein anderes Volk auf der Welt könnte ebenso nüchtern und mutig reagieren. Die Deutschen würden nach Ansicht der Experten «nicht ein Viertel» [14] der Bombenmenge ertragen. Der Feind sei sowieso moralisch wenig belastbar.

Diese Experten erhielten Rückenwind von Churchills Busenfreund: Frederick Lindemann, auch bekannt als Lord Cherwell. Eines der wenigen Porträts, die von ihm existieren, zeigt einen hochgewachsenen Mann mit Melone, Spazierstock und eiskaltem Blick. [15] In den hitzigen Diskussionen um die Luftmacht blieb Lindemann hart. Bombardements *funktionieren.* Wie Gustave Le Bon hatte er keine hohe Meinung vom einfachen Volk; er hielt es für feige und zur Panik neigend.

Um seinen Standpunkt zu bekräftigen, schickte Lindemann ein Team von Psychiatern nach Birmingham und Hull, zwei Städte, die gnadenlos bombardiert worden waren. In kurzer Zeit interviewten die Wissenschaftler Hunderte von Menschen, die während des Luftkrieges ihr Zuhause verloren hatten. [16] Sie fragten nach den belanglosesten Einzelheiten – von «der Anzahl der getrunkenen Pints bis zur Menge des gekauften Aspirins». [17]

Einige Monate später erhielt Lindemann den Abschlussbericht. Die Schlussfolgerung stand auf dem Titelblatt:

«KEIN BEWEIS FÜR EINE SCHWÄCHUNG DER MORAL ». [18]

Und was tat Frederick Lindemann? Er winkte angesichts dieser Schlussfolgerung ab. Er hatte längst beschlossen, dass Bombardements hervorragend funktionieren würden, und ließ sich darin nicht beirren.

Lindemann schrieb schließlich auch eine der Untersuchung gänzlich widersprechende Notiz, die auf Churchills Schreibtisch landete:

Die Forschung scheint zu beweisen, dass die Zerstörung des Hauses eines Menschen sehr schädlich für seine Moral ist. Die Leute scheinen das für noch schlimmer zu halten als den Verlust von Freunden oder sogar ihrer Familie. […] Wir können in den 58 wichtigsten deutschen Städten zehnmal mehr Schaden anrichten. Es besteht kein Zweifel daran, dass das den Willen des Volkes brechen wird. [19]

So wurde die Diskussion über die Effektivität der Bombardements unterdrückt. «Es roch nach einer Hexenjagd», würde ein Historiker später schreiben. [20] Verantwortungsvolle Wissenschaftler, die

sich *gegen* die Bombardierung der deutschen Bevölkerung ausgesprochen hatten, wurden als Feiglinge verleumdet. Landesverräter.

Die Fanatiker waren sich einig: Die Deutschen mussten einfach noch härter getroffen werden. Churchill gab grünes Licht, wonach die Hölle über Deutschland losbrach. Bei diesen Bombardements wurden schlussendlich zehnmal so viele Menschen getötet wie beim «Blitz». In Dresden starben in nur einer Nacht mehr Männer, Frauen und Kinder als in London während des gesamten Krieges. Über die Hälfte der deutschen Städte wurde zerstört. Das gesamte Land verwandelte sich in einen großen, schwelenden Trümmerhaufen. Dabei wurde nur ein kleiner Teil der alliierten Luftwaffe eingesetzt, um strategische Ziele wie Fabriken und Brücken zu bombardieren.

Bis in die letzten Monate des Krieges blieb Churchill davon überzeugt, dass er nichts Besseres tun könne, als Bomben auf Zivilisten zu werfen, um die deutsche Moral zu brechen. Im Januar 1944 erreichte ihn eine Notiz der Royal Air Force, die berichtete, dass «die Wirkung umso befriedigender ist, je mehr wir bombardieren».

Der Premierminister unterstrich diesen Satz mit seinem berühmten roten Stift. [21]

Wie waren die tatsächlichen Auswirkungen der Bombardements auf die Moral der Deutschen?

Lassen Sie mich erneut mit dem Bericht eines damals führenden Psychiaters beginnen. Von Mai bis Juli 1945 befragte Dr. Friedrich Panse fast hundert Deutsche, die ihr Zuhause verloren hatten. «[I]ch war hinterher richtig aufgekratzt, steckte mir vergnügt eine Zigarette an», erzählte einer von ihnen. Die Atmosphäre nach einem Angriff wäre «wie nach einem gewonnenen Krieg», bemerkte ein anderer. [22]

Von einer Massenpanik konnte nirgends die Rede sein. Die Einwohner, die zum ersten Mal bombardiert wurden, reagierten sogar mit gegenseitiger Unterstützung. «Die nachbarliche Hilfsbereitschaft war groß», bemerkte Panse. «In Anbetracht der Schwere und Dauer der psychischen Belastung war die Haltung der Bevölkerung bemerkenswert gefasst und diszipliniert.» [23]

Das gleiche Bild ergibt sich aus den Berichten des deutschen Sicherheitsdienstes, der die eigene Bevölkerung genau im Auge behielt. Nach den Bombardements schienen sich alle gegenseitig zu helfen. Die Opfer wurden aus den Trümmern gezogen, die Brände

gelöscht. Kinder der Hitlerjugend rannten herum, um den Verwundeten und Obdachlosen zu helfen. Ein Lebensmittelgeschäft stellte zum Spaß ein Schild mit der Aufschrift «HIER WIRD KATASTROPHENBUTTER VERKAUFT !» vor die Tür. [24]

Kurz nach der Kapitulation Deutschlands im Mai 1945 zog ein Team alliierter Ökonomen durch das besiegte Land. Das US - Verteidigungsministerium hatte den Auftrag erteilt, die Auswirkungen der Bombardements zu untersuchen. Die Hauptfrage: Hätte die Armee diese Art der Kriegsführung häufiger einsetzen sollen?

Die Wissenschaftler nahmen kein Blatt vor den Mund: Die Bombardements seien ein Fiasko gewesen. Die deutsche Kriegswirtschaft sei daraus wahrscheinlich eher gestärkt hervorgegangen, weshalb der Krieg länger gedauert haben dürfte. Zwischen 1940 und 1944 hatte sich die Produktion deutscher Panzer um den Faktor neun erhöht. Die von Kriegsflugzeugen sogar um den Faktor *vierzehn.*

Ein britisches Team von Ökonomen kam zu dem gleichen Ergebnis. [25] In den 21 zerstörten Städten, die sie untersuchten, war die Produktion *schneller* gewachsen als bei einer Kontrollgruppe von 14 Städten, die nicht bombardiert worden waren.

«Wir begannen einzusehen», schrieb ein amerikanischer Ökonom, «dass wir auf eine der größten Fehleinschätzungen, ja, vielleicht sogar auf die größte Fehlkalkulation des Krieges überhaupt, gestoßen waren.» [26]

Das Faszinierende daran ist, dass alle den gleichen Fehler begingen. Hitler und Churchill, Roosevelt und Lindemann – sie alle teilten das Menschenbild von Gustave Le Bon, dem Psychologen, der behauptet hatte, dass die menschliche Zivilisation nur von einer dünnen Schicht geschützt würde. Sie waren davon überzeugt, dass die Luftwaffe diese Schicht zerstören würde. Aber je mehr Bomben fielen, desto *dicker* wurde die Schicht. Das dünne Häutchen hatte sich zu einer Hornhaut verhärtet.

Dennoch fand diese Schlussfolgerung bei den Militärexperten kaum Gehör. 25 Jahre später warfen die Amerikaner dreimal so viele Bomben auf Vietnam wie auf Deutschland während des gesamten Zweiten Weltkriegs. [27] Daraus resultierte bekanntermaßen ein noch größerer Fehlschlag. Selbst wenn der Beweis direkt vor unseren Füßen liegt, schaffen wir es immer wieder, uns selbst zum Narren zu halten. Bis auf den heutigen Tag glauben viele Briten,

dass ihre Widerstandsfähigkeit während des Luftkrieges typisch britisch gewesen sei.

Aber sie war nicht typisch britisch. Sie war typisch menschlich.

1. Kapitel
Ein neuer Realismus
1.
Dies ist ein Buch über eine radikale Idee.
Es ist eine Idee, die Machthabern seit Jahrhunderten Angst einjagt, gegen die sich unzählige Religionen und Ideologien gewandt haben. Über die die Medien eher selten berichten, deren Geschichte durch eine unaufhörliche Verneinung geprägt zu sein scheint.
Gleichzeitig ist es eine Idee, die von nahezu allen Wissenschaftsbereichen untermauert, die von der Evolution erhärtet und im Alltag bestätigt wird. Eine Idee, die so eng mit der menschlichen Natur verknüpft ist, dass sie kaum auffällt.
Wenn wir den Mut hätten, sie ernst zu nehmen, würde sich herausstellen: Diese Idee könnte eine Revolution entfesseln. Die Gesellschaft auf den Kopf stellen. Wenn sie tatsächlich in unsere Köpfe vordränge, wäre sie vergleichbar mit einer lebensverändernden Medizin, nach deren Einnahme man nie mehr in der gleichen Art und Weise auf die Welt blickt.
Worin besteht diese Idee?
Dass die meisten Menschen im Grunde gut sind.
Ich kenne niemanden, der diese Idee besser erklären könnte als Tom Postmes, Professor für Sozialpsychologie in Groningen. Seit Jahren stellt er seinen Studenten immer die gleiche Frage:
Ein Flugzeug muss notlanden und bricht in drei Teile. Die Kabine füllt sich mit Rauch. Allen Insassen ist klar: Wir müssen hier raus. Was passiert?

- Auf Planet A fragen die Insassen einander, ob es ihnen gutgehe. Personen, die Hilfe benötigen, bekommen den Vortritt. Die Menschen sind bereit, ihr Leben zu opfern, auch für Fremde.
- Auf Planet B kämpft jeder für sich allein. Totale Panik bricht aus. Es wird getreten und geschubst. Kinder, ältere Menschen und Menschen mit Behinderungen werden niedergetrampelt.

Frage: Auf welchem Planeten leben wir?
«Ungefähr 97 Prozent glauben, dass wir auf Planet B leben», sagt Postmes. «Aber tatsächlich leben wir auf Planet A.» [1]

Es spielt keine Rolle, aus welchem Milieu die Befragten kommen. Linke und Rechte, Arme und Reiche, Ungebildete und belesene Menschen – jedem unterläuft der gleiche Fehler in der Beurteilung. «Erstsemester wissen es nicht, Drittsemester auch nicht, Masterstudenten nicht, und auch viele Profis liegen falsch, selbst Katastrophenschutzkräfte haben keine Ahnung», seufzt Postmes. «Die Forschung ist nicht daran schuld. Dabei könnte man seit dem Zweiten Weltkrieg darüber Bescheid wissen.»

Selbst die bekanntesten Katastrophen der Geschichte spielten sich auf dem Planeten A ab. Nehmen wir den Untergang der Titanic. Wenn man den berühmten Film gesehen hat, glaubt man, dass alle in Panik gerieten (abgesehen von dem Streichquartett). Aber nein, es wurde nicht rumgeschubst oder -gezerrt. Ein Augenzeuge berichtete, dass es «keine Anzeichen von Panik oder Hysterie» gab, «keine Angstschreie und kein Hin- und Hergerenne». [2]

Oder denken Sie an den 11. September 2001. Tausende von Menschen liefen geduldig die Treppen der Twin Towers hinunter, obwohl sie genau wussten, dass ihr Leben in Gefahr war. Feuerwehrleuten und Verletzten wurde der Vortritt gewährt. Viele Menschen reagierten auf die Katastrophe mit Sätzen wie: «Nein, nein, du zuerst», erinnerte sich eines der Opfer später. «Ich konnte nicht glauben, dass die Leute in dieser Situation sagen würden: ‹Bitte, geh du zuerst.› Es war unwirklich.» [3]

Dass Menschen von Natur aus egoistisch, panisch und aggressiv sind, ist ein hartnäckiger Mythos. Der Biologe Frans de Waal spricht deshalb von einer «Fassadentheorie». [4] Die Zivilisation wäre demnach eine dünne Fassade, die beim geringsten Anlass einstürzen würde. Die Geschichte lehrt uns aber das genaue Gegenteil: Gerade, wenn Bomben vom Himmel fallen oder Deiche brechen, kommt das Beste in uns zum Vorschein.

Am 29. August 2005 brachen die Deiche von New Orleans. Der Hurrikan Katrina raste über die Stadt, in der Folge wurden 80 Prozent der Häuser überflutet. Es war die größte Naturkatastrophe in der Geschichte der Vereinigten Staaten. Mindestens 1836 Menschen kamen ums Leben.

In jener Woche waren die Zeitungen voll mit Berichten über Vergewaltigungen und Schießereien in New Orleans. Fürchterliche Geschichten über Gangster, die plündernd durch die Gegend zogen, und einen Scharfschützen, der einen Rettungshubschrauber unter Beschuss nahm, machten die Runde: Im Superdome-Stadion, dem

größten Schutzraum, säßen nicht weniger als 25000 Menschen wie Ratten in der Falle. Ohne Elektrizität. Ohne Wasser. Journalisten berichteten, dass die Kehlen von zwei Babys durchgeschnitten und ein siebenjähriges Mädchen vergewaltigt und ermordet worden war. [5]

Der Polizeichef prognostizierte, dass die Stadt in die Anarchie abgleiten würde, und dem Gouverneur von Louisiana schwante dasselbe. «Was mich besonders wütend macht», sagten sie, «ist, dass solche Katastrophen oft das Schlechteste in den Menschen zutage fördern.» [6]

Diese Schlussfolgerung verbreitete sich über die ganze Welt. Der renommierte Historiker Timothy Garton Ash schrieb in der britischen Zeitung *The Guardian* , was alle dachten:

Man entferne die Grundelemente eines geordneten, zivilisierten Lebens – Nahrung, Unterkunft, Trinkwasser, ein Minimum an persönlicher Sicherheit –, und wir fallen innerhalb weniger Stunden in einen Hobbes'schen Urzustand zurück, einen Krieg jeder gegen jeden. […] Einige wenige werden vorübergehend zu Engeln, die meisten wieder zu Affen.

Da war sie wieder: die Fassadentheorie. New Orleans hatte, wie Garton Ash meinte, ein kleines Löchlein in die «dünne Kruste über dem aufwallenden Magma der menschlichen Natur gestochen». [7]

Erst Monate später, als die Journalisten verschwunden waren, das Wasser abgepumpt war und sich die Kolumnisten einem neuen Thema zugewandt hatten, fanden Wissenschaftler heraus, was wirklich in New Orleans geschehen war.

Die Schüsse des Scharfschützen waren in Wahrheit das Ventilgeklapper eines Gastanks. Sechs Menschen waren im Superdome-Stadion gestorben: vier auf natürliche Weise, einer an einer Überdosis und einer durch Selbstmord. Der Polizeichef musste zugeben, dass es keinen einzigen offiziellen Bericht über Morde oder Vergewaltigungen gab. Und tatsächlich: Es war viel geplündert worden, aber vor allem von Gruppen, die gemeinsame Sache machten, um ihr Überleben zu sichern, manchmal sogar zusammen mit der Polizei. [8]

Wissenschaftler am *Disaster Research Center* der University of Delaware schlossen daraus, dass «die überwältigende Mehrheit des spontanen Verhaltens prosozial geprägt war». [9] Eine Armada an Schiffen war von Texas nach New Orleans gekommen, um so viele Menschen wie möglich zu retten. Hunderte von Rettungstrupps

waren gebildet worden. Eine Gruppe hatte sich Robin-Hood-Plünderer genannt: elf Freunde, die Lebensmittel, Kleidung und Medikamente «stahlen» und verteilten. [10]

Kurz gesagt, die Stadt wurde nicht von Egoismus und Anarchie überflutet. Die Stadt wurde überspült von Mut und Nächstenliebe. Katrina entsprach damit dem wissenschaftlichen Bild, wie Menschen auf Katastrophen reagieren. Das Disaster Research Center hat seit 1963 auf der Grundlage von fast 700 Feldstudien festgestellt, dass, im Gegensatz zu Darstellungen in den meisten Spielfilmen, nach einer Katastrophe nie die totale Panik ausbricht und auch keine Welle des Egoismus aufbrandet. Die Zahl der Verbrechen – Mord, Diebstahl, Vergewaltigung – nimmt in der Regel ab. Die Menschen bleiben ruhig, geraten nicht in Panik und handeln schnell. «Und egal, wie viel geplündert wird», stellt einer der Wissenschaftler fest, «es verblasst immer im Vergleich zu dem weitverbreiteten Altruismus, der zu einem großzügigen und umfangreichen Geben und Teilen von Gütern und Diensten führt.» [11]

In Notsituationen kommt das Beste im Menschen zum Vorschein. Ich kenne keine andere soziologische Erkenntnis, die gleichermaßen sicher belegt ist und dennoch gänzlich ignoriert wird. Das Bild, das in den Medien gezeichnet wird, ist dem, was nach einer Katastrophe tatsächlich geschieht, diametral entgegengesetzt.

Die hartnäckigen Gerüchte von den chaotischen Zuständen in New Orleans kosteten am Ende tatsächlich Menschenleben.

So kamen viele Hilfeleistungen quälend langsam in Gang, weil die Rettungskräfte es nicht wagten, die Stadt ohne Schutz zu betreten. 72000 Soldaten wurden einberufen, um das «Gesindel» im Zaum zu halten. «Diese Truppen wissen, wie man schießt und tötet, […] und ich erwarte, dass sie es tun werden», so der Gouverneur. [12]

Und so geschah es. An der Danziger Bridge im Osten der Stadt feuerte die Polizei auf sechs unschuldige und unbewaffnete Afroamerikaner, woraufhin ein Junge von 17 und ein geistig behinderter Mann von 40 Jahren starben. Fünf Polizisten wurden dafür später zu langen Haftstrafen verurteilt. [13]

Natürlich, die Katastrophe von New Orleans ist ein extremes Beispiel. Aber die Dynamik von Katastrophen ist immer dieselbe. Ein kollektiver Schicksalsschlag trifft eine Gemeinschaft, die Menschen beginnen einander zu helfen und sich zu solidarisieren, die zuständigen Oberen geraten in Panik, und dann erst tritt die

zweite Katastrophe ein.

«Mein Eindruck», schreibt Rebecca Solnit in ihrem großartigen Buch *A Paradise Built in Hell* (2009) über den Hurrikan Katrina, «ist, dass *elite panic* entsteht, weil die Machthaber die Menschheit für ihr eigenes Ebenbild halten.» [14] Könige und Diktatoren, Gouverneure und Generäle glauben, dass die einfachen Menschen egoistisch sind, weil sie selbst es so oft sind. Sie greifen zu Gewalt, weil sie etwas verhindern wollen, das sich allein in ihrer Phantasie abspielt.

2.

Im Sommer 1999 zeigten neun Kinder an einer kleinen Schule in Bornem, Belgien, mysteriöse Krankheitssymptome. Kopfschmerzen. Erbrechen. Herzklopfen. Noch am Morgen hatten sie das Klassenzimmer fröhlich und putzmunter betreten, aber nach der Mittagspause fühlten sie sich unwohl. Die Lehrer fanden nur eine Erklärung: Alle diese neun Kinder hatten in der Pause eine Flasche Coca-Cola getrunken.

Es dauerte nicht lange, bis Journalisten den Vorfall aufgriffen Und so begann das Telefon in der Zentrale von Coca-Cola zu klingeln. Am selben Abend noch schickte das Unternehmen eine Pressemitteilung in die Welt hinaus: Millionen von Flaschen würden in Belgien aus den Regalen entfernt. «Wir suchen fieberhaft nach der Ursache und hoffen, in den nächsten Tagen eine endgültige Antwort zu erhalten», sagte ein Sprecher. [1]

Aber es war bereits zu spät. Die Gerüchte verbreiteten sich wie eine Ölpest im ganzen Land und bis an die Grenze zu Frankreich. Auf sie folgten zahlreiche Beschwerden. Leichenblasse Kinder wurden in Krankenwagen abtransportiert. Alle Coca-Cola-Produkte erwiesen sich in dieser Woche für Kinder als gefährlich, sei es nun Fanta, Sprite, Nestea oder Aquarius. Der «Coca-Cola-Fall» wurde zu einem der größten finanziellen Desaster in der Geschichte des 107 Jahre alten Unternehmens. Nicht weniger als 17 Millionen Dosen mit Erfrischungsgetränken wurden in Belgien zurückgerufen, und alles, was noch in den Kühlhäusern stand, musste vernichtet werden. [2] Kosten: mehr als 200 Millionen Dollar. [3]

Doch dann geschah etwas Seltsames. Nach ein paar Wochen kamen die Toxikologen mit leeren Händen aus den Laboren: In den Flaschen hatte sich nichts finden lassen, was die Gesundheitsbeeinträchtigungen erklären könnte. Keine Pestizide. Keine Krankheitserreger. Keine schädlichen Metalle. Nichts. Auch im Blut und Urin von Hunderten Patienten ließ sich nichts nachweisen. Die Wissenschaftler konnten für die schweren Symptome, die inzwischen bei mehr als tausend Jungen und Mädchen festgestellt worden waren, keine Erklärung geben.

«Diese Kinder waren wirklich krank, daran besteht kein Zweifel», sagte einer der Forscher später. «Aber es war nicht die Cola, die sie krank gemacht hat.» [4]

Eigentlich drehte sich der Coca-Cola-Fall um eine alte

philosophische Frage.
Was ist Wahrheit?
Einige Dinge sind wahr, ob man nun daran glaubt oder nicht. Wasser kocht bei 100 Grad. Rauchen schadet der Gesundheit. Präsident Kennedy wurde am 22. November 1963 in Dallas ermordet.
Andere Dinge können wahr *werden* , wenn man an sie glaubt. Die Soziologie spricht dann auch von einer *«self-fulfilling prophecy».* Wenn man zum Beispiel vorhersagt, dass eine Bank pleitegehen wird, und genügend Leute dem Glauben schenken, dann werden sie genau so lange Geld von ihrem Konto abheben, bis die Bank tatsächlich pleite ist.
Oder der Placebo-Effekt. Nehmen Sie eine Placebo-Tablette, von der der Arzt behauptet, dass sie wirke, und Sie werden sich gleich besser fühlen. Je aufwendiger das Placebo präsentiert wird, desto größer ist die Chance auf einen gefühlten positiven Effekt. Beispielsweise ist das Injizieren eines Placebos in der Regel wirksamer als die bloße orale Einnahme. Sogar der Aderlass konnte auf diese Weise helfen. Nicht weil die mittelalterliche Heilkunde so großartig gewesen wäre, sondern weil sich die Menschen *einbildeten* , dass es ihnen nach einem so heftigen Eingriff bessergehen würde. Und das ultimative Placebo? Operieren! Ziehen Sie sich einen weißen Kittel an, sorgen Sie für eine Narkose, trinken Sie eine Tasse Kaffee und erzählen Sie Ihrem Patienten beim Aufwachen, dass die Operation einen atemberaubenden Erfolg gehabt hat. Eine große Übersichtsstudie im *British Medical Journal* , in der echte Operationen bei Rückenschmerzen oder Sodbrennen mit einem solchen Als-ob-Spiel verglichen wurden, ergab, dass das Placebo in drei Vierteln der Fälle wirkte. Bei der Hälfte sorgte das Placebo sogar für eine vergleichbare Schmerzlinderung wie ein tatsächlich durchgeführter Eingriff. [5]
Aber dieser Effekt tritt auch in der gegensätzlichen Richtung auf. Schlucken Sie eine Medizin, von der Sie *annehmen* , dass sie Sie krank macht, und die Chancen stehen gut, dass Sie es auch werden. Warnen Sie Ihre Patienten vor schwerwiegenden Nebenwirkungen, und sie werden sofort Beschwerden wahrnehmen. Über diesen «*Nocebo-Effekt* » wurde relativ wenig geforscht, da es nicht unbedingt verantwortungsbewusst ist, Menschen das Gefühl zu vermitteln, dass sie krank werden. Trotzdem deutet alles darauf hin, dass ein Nocebo sehr stark wirken kann.

Im Sommer 1999 kamen belgische Ärzte zu dem gleichen Ergebnis. Vielleicht war tatsächlich etwas mit ein paar Coca-Cola-Flaschen im Dörfchen Bornem nicht in Ordnung. Es ist möglich. Was allerdings die Beschwerden im Rest des Landes angeht, waren die Wissenschaftler überzeugt davon, dass es sich um eine «massive psychogene Erkrankung» gehandelt haben muss.

Das bedeutet nicht, dass die Opfer simulierten. Mehr als tausend belgische Kinder verspürten wirklich Übelkeit, Fieber und Schwindel. Wenn der Nocebo-Effekt etwas lehrt, dann, dass Ideen nicht einfach nur Ideen sind. Was wir glauben, bestimmt, was wir werden. Was wir suchen, bestimmt, was wir finden. Was wir vorhersagen, bestimmt, was tatsächlich eintritt.

Die Pointe bezüglich meiner Ausgangsthese lautet nun: Unser negatives Menschenbild ist ebenfalls ein Nocebo.

Wenn wir *glauben* , dass die meisten Menschen im Grunde nicht gut sind, werden wir uns gegenseitig auch dementsprechend behandeln. Dann fördern wir das Schlechteste in uns zutage.

Letztlich gibt es nur wenige Vorstellungen, die die Welt so sehr beeinflussen wie unser Menschenbild. Was wir voneinander annehmen, ist das, was wir hervorrufen. Wenn wir über die größten Herausforderungen unserer Zeit sprechen – von der globalen Erderwärmung bis zum schwindenden gegenseitigen Vertrauen –, glaube ich, dass deren erfolgreiche Bewältigung mit der Entwicklung eines anderen Menschenbildes beginnt.

In diesem Buch werde ich nicht behaupten, dass wir alle uneingeschränkt gut sind. Menschen sind keine Engel. Wir haben eine gute und eine schlechte Seite, die Frage ist, welche Seite wir stärken wollen.

Ich möchte nur darlegen, dass wir von Natur aus, wenn wir also etwa unbeeinflusste Kinder auf einer unbewohnten Insel wären, im Katastrophenfall der guten Seite den Vorzug geben würden. Ich werde eine lange Reihe wissenschaftlicher Beweise liefern, aus denen ersichtlich wird, dass ein positives Menschenbild realistisch ist. Gleichzeitig glaube ich, dass es noch realistischer werden kann, wenn wir anfangen, daran zu glauben.

Im Internet kursiert seit Jahren eine Parabel. Niemand weiß, woher sie ursprünglich stammt. Ich denke, sie illustriert eine simple, aber tiefe Wahrheit:

Ein Großvater sagte einst zu seinem Enkel: «In mir findet ein Kampf statt, ein Kampf zwischen zwei Wölfen. Einer ist schlecht, böse,

habgierig, eifersüchtig, arrogant und feige. Der andere ist gut – er ist ruhig, liebevoll, bescheiden, großzügig, ehrlich und vertrauenswürdig. Diese Wölfe kämpfen auch in dir und in jeder anderen Person.»

Der Junge dachte einen Moment nach und fragte dann: «Welcher Wolf wird gewinnen?»

Der alte Mann lächelte.

«Der Wolf, den du fütterst.»

3.

Wenn ich in den letzten Jahren auf Partys erzählte, dass ich an diesem Buch arbeitete, wurde ich oft mit ungläubigen Blicken und mit hochgezogenen Augenbrauen bedacht. Ein deutscher Verlag lehnte meinen Buchvorschlag entschieden ab: Die Deutschen würden nicht an das Gute im Menschen glauben. Ein Mitglied der Pariser Intelligenzija versicherte mir, dass die Franzosen die harte Hand des Staates spüren müssten. Als ich nach den Wahlen 2016 durch die USA reiste, fragte mich ein Amerikaner nach dem anderen, ob ich sie noch alle hätte.

Die meisten Menschen sollen im Grunde gut sein? Würde ich denn hin und wieder mal fernsehen?

Vor nicht allzu langer Zeit hat eine Studie zweier amerikanischer Psychologen gezeigt, wie hartnäckig sich der Glaube an unsere eigene Verdorbenheit hält. Die Forscher stellten ihren Probanden verschiedene Situationen vor, in denen Menschen etwas Gutes zu tun schienen. Es stellte sich heraus, dass wir darauf trainiert sind, überall Egoismus zu wittern.

Jemand hilft einem alten Mann über die Straße?

Macht er sicher, um selbst gut rüberzukommen.

Jemand gibt einem Obdachlosen Geld?

Bestimmt, um sein Gewissen zu beruhigen.

Auch als die Forscher harte Fakten über Fremde präsentierten, die Brieftaschen brav zurückgaben, und über die Tatsache, dass die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung selten betrügt, wandelte die Mehrheit der Teilnehmer ihr negatives Menschenbild trotzdem nicht in ein positives um. «Stattdessen», schrieben die Psychologen, «beschließen sie, dass uneigennütziges Verhalten trotzdem noch egoistisch sein muss.» [1]

Zynismus ist eine allumfassende Theorie. Sie stimmt immer.

Die Frage, die mich seit Jahren fasziniert, ist, *warum* wir die Welt so negativ sehen. Wie ist es möglich, dass so viele Menschen glauben, wir lebten auf Planet B, während doch so viele wissenschaftliche Beweise auf Planet A deuten?

Ein Mangel an Bildung? Eher das Gegenteil. In diesem Buch werden unzählige Gelehrte zu Wort kommen, die von unserer Verdorbenheit überzeugt sind. Politische Einstellung also? Auch das hat oft wenig positiven Einfluss auf unser Menschenbild. Viele Gläubige betrachten uns als ein durch und durch sündiges Wesen.

Viele Kapitalisten halten uns von Natur aus für egoistisch. Viele Umweltaktivisten sehen den Menschen als eine Geißel, die den Planeten zerstört. Tausend Meinungen, ein Menschenbild.
Und deshalb begann ich mich zu fragen, woher dieses düstere Bild unserer Spezies eigentlich stammt. Warum haben wir überhaupt angefangen, an die Verderbtheit der Menschheit zu glauben?
Ich habe da inzwischen einen Verdacht.
Stellen Sie sich vor: Morgen kommt eine neue Droge auf den Markt. Sie macht extrem süchtig und verbreitet sich in kürzester Zeit unter der Bevölkerung. Die Wissenschaftler recherchieren ausgiebig und kommen zu dem Schluss, dass die Einnahme der Droge, ich zitiere, von «Fehleinschätzung von Risiken, Angst, negativen Gefühlen, anerzogener Hilflosigkeit, Feindseligkeit gegenüber anderen und Abstumpfung» begleitet wird. [2]
Würden wir die Droge einnehmen? Dürften unsere Kinder sie konsumieren? Würde die Regierung sie gar legalisieren? Die Antwort lautet dreimal ja. Ich spreche nämlich von einer der größten Abhängigkeiten unserer Zeit. Von einem Suchtmittel, das wir jeden Tag konsumieren, das stark subventioniert und unseren Kindern in reichlichem Maße verabreicht wird.
Die Nachrichten.
Ich bin noch mit der Vorstellung aufgewachsen, dass die Nachrichten gut für die Entwicklung sind. Ein ordentlicher Bürger sollte regelmäßig Zeitung lesen und die Nachrichten anschauen. Je intensiver wir die Nachrichten verfolgen, desto besser sind wir informiert, desto gesünder ist die Demokratie.
Das ist immer noch die Geschichte, die Eltern ihren Kindern erzählen, aber Wissenschaftler kommen inzwischen zu ganz anderen Schlussfolgerungen. Es gibt Dutzende Studien aus den Kommunikationswissenschaften, die belegen, dass Nachrichten der geistigen Gesundheit schaden. [3]
Der Begründer dieses Forschungsbereichs, der sogenannten Kultivierungsanalyse, Professor George Gerbner (1919–2005), sprach bereits in den 1990er Jahren vom «Gemeine-Welt-Syndrom». Die klinischen Symptome sind Misanthropie, Zynismus und Pessimismus. Menschen, die die Nachrichten verfolgen, stimmen Aussagen wie «Die meisten Menschen denken nur an sich selbst» häufiger zu. Sie glauben zumeist, dass man als Individuum nichts Wesentliches zu einer besseren Welt beitragen kann. Sie leiden auch häufiger unter Stress und Depressionen.

Kürzlich wurde Menschen in 30 Ländern eine einfache Frage gestellt: «Glauben Sie, dass sich die Welt verbessert, gleich bleibt oder sich verschlechtert?» In allen Ländern, von Russland bis Kanada, von Mexiko bis Ungarn, antwortete eine überwältigende Mehrheit, dass sich die Welt *verschlechtere*. [4]

In Wirklichkeit ist es angesichts wichtiger Kennzahlen genau umgekehrt. Die extreme Armut, die Anzahl der Kriegsopfer, die Kindersterblichkeit, die Kriminalitätsrate, der weltweite Hunger, die Kinderarbeit, die Anzahl der Todesfälle bei Naturkatastrophen und die Anzahl der Flugzeugabstürze sind in den letzten Jahrzehnten zurückgegangen. Wir leben in der reichsten, sichersten und gesündesten Ära aller Zeiten.

Warum wir das nicht wissen? Ganz einfach: weil die Nachrichten die Ausnahmen präsentieren. Anschläge, Gewalt, Katastrophen: Je außergewöhnlicher ein Ereignis, desto nachrichtenwürdiger ist es. Man liest nie eine Schlagzeile wie «DIE ZAHL DER MENSCHEN IN EXTREMER ARMUT IST GESTERN UM 137000 GESUNKEN », obwohl diese Schlagzeile in den letzten 25 Jahren jeden Tag auf der Titelseite hätte stehen können. [5] Man sieht nie eine Liveschalte zu einem Korrespondenten, der sagt: «Ich stehe hier in Klein-Kleckersdorf, wo auch heute wieder kein Krieg ausgebrochen ist.»

Vor einigen Jahren untersuchte ein Team niederländischer Soziologen, wie Medien über Flugzeugabstürze berichten. Zwischen 1991 und 2015 ging die Zahl der Unfälle stetig zurück, die Aufmerksamkeit für Unglücke hingegen nahm zu. Das Ergebnis: Die Leute haben immer größere Angst, obwohl sie in zunehmend sicherere Flugzeuge einsteigen. [6]

Ein anderes Team von Medienwissenschaftlern baute eine Datenbank mit mehr als vier Millionen Zeitungsberichten über Einwanderung, Kriminalität und Terrorismus auf. Es stellte sich heraus, dass die Zeitungen dem Thema gerade in Zeiten mit geringer Einwanderung oder Gewalt mehr Aufmerksamkeit widmeten. «Es scheint keinen oder sogar einen negativen Zusammenhang zwischen den Nachrichten und der Realität zu geben», schlussfolgerten die Forscher. [7]

Mit «den Nachrichten» meine ich nicht alles, was Journalisten hervorbringen. Es gibt unzählige informative Formen des Journalismus, die einem helfen, die Welt besser zu verstehen.

Aber die Nachrichten – Berichterstattung über die jüngsten nebensächlichen und sensationellen Ereignisse – sind eben die am

weitesten verbreitete Form. Acht von zehn Erwachsenen in der westlichen Welt konsumieren täglich Nachrichten. Im Durchschnitt verwenden wir eine Stunde pro Tag darauf. Das entspricht insgesamt drei Jahren in einem Menschenleben. [8]

Es gibt zwei einfache Gründe, warum Menschen so anfällig für die Trostlosigkeit der Nachrichten sind. Der erste wird von Psychologen als *«negativity bias»* bezeichnet. Wir sind sensibler für das Böse als für das Gute. In den Hunderttausenden Jahren als Jäger und Sammler hatten die Menschen Anlass, lieber hundertmal zu oft als einmal zu wenig vor einer Spinne oder einer Schlange Angst zu empfinden. An zu viel Furcht starb man nicht, wohl aber an zu wenig.

Zweitens leiden wir unter dem sogenannten *«availability bias».* Wenn Leute ein Beispiel für etwas nennen können, meinen sie, dass dieses Beispiel öfter auftritt, als es tatsächlich der Fall ist. Denn die Tatsache, dass wir mit schrecklichen Geschichten über Flugzeugkatastrophen, Kinderschänder und Enthauptungen bombardiert werden – Geschichten, die man nicht so schnell aus dem Kopf bekommt –, führt schnell zu einer verzerrten Weltsicht. «Wir sind nicht rational genug, um der Presse ausgesetzt zu werden», merkt der Statistiker Nassim Nicholas Taleb an. [9]

In diesem digitalen Zeitalter werden die extremen Seiten der Nachrichten noch weiter angeheizt. Früher wussten Journalisten nicht viel über die Konsumenten ihrer Nachrichten. Sie produzierten für ihnen unbekannte Massen. Die Leute hinter Facebook, Twitter und Google kennen einen hingegen sehr gut. Sie wissen, worauf man klickt. Sie wissen, was man am schockierendsten und gemeinsten findet. Sie wissen, wie man Ihre Aufmerksamkeit fesselt, um Ihnen dann die lukrativsten Anzeigen aufzutischen.

Man könnte die moderne Mediengewalt als einen Kampf gegen den Alltag ansehen. Denn seien wir ehrlich: Das Leben der meisten Menschen ist langweilig. Sympathisch, aber langweilig. Und ja, jeder will langweilige und sympathische Nachbarn (und die meisten Nachbarn ihrerseits ebenso). Aber mit «langweilig» fällt man nicht auf. Mit «sympathisch» verkauft man keine Werbung. Das Silicon Valley setzt uns daher stets extremeres Material vor, das wir immer schneller anklicken. «Nachrichten sind für den Verstand», merkt Rolf Dobelli an, «was der Zucker für den Körper ist.» [10]

Das Gute im Menschen findet in der Zwischenzeit keinen Platz in

der Berichterstattung. Denn gerade das Gute ist alltäglich.
Vor ein paar Jahren habe ich versucht, einen anderen Kurs einzuschlagen. Ab sofort keine Nachrichten und kein Telefon mehr am Frühstückstisch. Ein gutes Buch von jetzt an. Geschichte. Psychologie. Philosophie.
Doch bald schon stieß ich auf das gleiche Problem. Die Ausnahmen beherrschen auch die Bücher. Die meistverkauften Geschichtsbücher zum Beispiel handeln immer von Katastrophen und Misserfolg, Tyrannei und Unterdrückung. Krieg, Krieg und noch mal Krieg. Gibt es mal keinen Krieg, nennen Historiker diese Zeit *«Interbellum»* , also Zwischenkriegszeit.
Auch in der Wissenschaft hat sich seit Jahrzehnten ein trostloses Menschenbild durchgesetzt. Wenn Sie ein Buch über die menschliche Natur suchen, stoßen Sie auf Titel wie *Dämonische Männer* , *Das Egoisten-Gen* und *Der Mörder von nebenan.*
Biologen sind jahrelang von der deprimierendsten Version der Evolutionstheorie ausgegangen. Selbst wenn ein Tier etwas Uneigennütziges zu tun *schien* , wurde es trotzdem für Egoismus gehalten. Tiere lieben ihre Familie? Nepotismus! Ein Affe teilt eine Banane? Sie wird geklaut sein! [11] Oder wie ein amerikanischer Biologe höhnte: «Was als Kooperation durchgeht, entpuppt sich als Mischmasch aus Opportunismus und Ausbeutung. […] Kratze an einem Altruisten, und du siehst einen Heuchler bluten.» [12]
In der Wirtschaftswissenschaft verhielt es sich nicht anders. Ökonomen sahen den Menschen als *Homo oeconomicus.* Wir wären ständig mit unserem eigenen Gewinn beschäftigt, wie selbstsüchtige und berechnende Roboter. Auf der Grundlage dieses Menschenbildes errichteten die Ökonomen eine Kathedrale aus Theorien und Modellen, auf denen Unmengen von Gesetzen basieren.
In der gesamten Zeit wurde nie untersucht, ob es überhaupt einen *«Homo oeconomicus»* gab. Erst um das Jahr 2000 besuchten der Ökonom Joseph Henrich und seine Kollegen fünfzehn kleine Gemeinden in zwölf Ländern auf fünf Kontinenten. Sie führten auf der Suche nach jemandem, der dem egoistischen Menschenbild entsprach, dem die Wirtschaftswissenschaftler seit Jahrzehnten anhängen, allerlei Tests mit Bauern, Nomaden, Jägern und Sammlern durch.
Ohne Ergebnis. Immer wieder verhielten sich die Menschen sozial und grundgut. [13]

Nach der Veröffentlichung dieser einflussreichen Arbeit suchte Henrich weiter nach dem berühmten Wesen, an das so viele Ökonomen glaubten. Und dann fand er es. Aber, nun ja, *Homo* (Mensch) ist nicht ganz die richtige Bezeichnung. Als *Homo oeconomicus* erwies sich nämlich der Schimpanse. «Das Modell hat sich bei der Vorhersage des Verhaltens von Schimpansen in einfachen Experimenten als besonders erfolgreich erwiesen», bemerkt Henrich trocken. «Die ganze theoretische Arbeit war also nicht umsonst. Wir haben sie nur auf die falsche Gattung bezogen.» [14]

Weniger erheiternd ist, dass das ökonomische Menschenbild jahrzehntelang als Nocebo gewirkt hat. Bereits in den 1990er Jahren fragte sich der Ökonom Robert Frank, was das Bild vom Menschen als selbstsüchtigem Wesen mit seinen Studenten machte. Er ließ sie alle möglichen Aufgaben erledigen, bei denen ihre Großzügigkeit gemessen wurde, und was stellte sich heraus? Je länger sie Ökonomie studiert hatten, desto egoistischer waren sie geworden.

«Wir werden zu dem, was wir lehren», sagt Frank.

Dass Menschen von Natur aus egoistisch sind, ist ein Lehrsatz, der im Westen seit Jahrhunderten unterrichtet wird. Große Denker wie Thukydides, Augustinus, Machiavelli, Hobbes, Luther, Calvin, Burke, Bentham, Nietzsche, Freud und die amerikanischen *Founding Fathers* unterstützten die Fassadentheorie der Gesellschaft. Sie alle sind davon ausgegangen, dass wir auf Planet B leben.

Es ist faszinierend, dass nicht nur das traditionelle Christentum, sondern auch die rationale Aufklärung (die Bewegung, die im 18. Jahrhundert den Verstand über den Glauben stellte) in einem fragwürdigen Menschenbild verwurzelt ist. Die orthodoxen Gläubigen meinten, dass wir sündig seien und unsere eigentliche Natur lediglich mit einer Schicht Frömmigkeit überdecken könnten. Viele aufgeklärte Philosophen glaubten ebenfalls, wir seien verderbt, hielten aber eher eine Schicht Rationalität für das wirksamere Mittel, um dies zu kaschieren.

Wenn man sich auf das dort propagierte Menschenbild fokussiert, ist eine Kontinuität im westlichen Denken zu erkennen. «[M]an kann von den Menschen insgeheim sagen, dass sie undankbar, wankelmütig, falsch, feig in Gefahren und gewinnsüchtig sind» [15], stellte Niccolò Machiavelli, der Begründer der Politikwissenschaft, fest. Abigail Smith schrieb gar in einem Brief an ihren Ehemann

John Adams, einem der Gründerväter der Vereinigten Staaten: «Vergiss nicht, alle Männer wären Tyrannen, wenn sie könnten.» Und schließlich konstatierte Sigmund Freud, der Begründer der Psychoanalyse: «[Wir stammen] von einer unendlich langen Generationsreihe von Mördern [ab], denen die Mordlust, wie vielleicht noch uns selbst, im Blute lag.» [16]

Und das Seltsame ist, dass solche Denker immer «realistisch» genannt werden. Dissidentische Denker werden währenddessen zu Lebzeiten oft für ihren Glauben an das Gute im Menschen geschmäht. [17] Emma Goldman, eine Feministin, die ihr ganzes Leben lang wegen ihres Kampfes für Freiheit und Gleichheit verfolgt wurde, seufzte einmal: «Arme menschliche Natur, welch schreckliche Verbrechen sind in deinem Namen begangen worden! […] Je größer der geistige Scharlatan, desto beharrlicher sein Bestehen auf der Niederträchtigkeit und Schwäche der menschlichen Natur.» [18]

Erst seit einigen Jahren kommen Wissenschaftler aus völlig unterschiedlichen Disziplinen zu dem Schluss, dass unser düsteres Menschenbild reif für eine vollständige Überarbeitung ist. Diese Erkenntnis ist noch so frisch, dass die Wissenschaftler oft noch nicht einmal voneinander wissen. Oder wie es eine führende Psychologin nannte, als ich ihr von den neuen Strömungen in der Biologie erzählte:

«Oh God, so it’s happening there as well?»

4.

Bevor ich über meine Suche nach einem neuen Menschenbild berichte, drei Warnungen vorweg.

Wer sich für den Menschen einsetzt, tritt gegen eine Hydra an, das mythologische Monster mit sieben Häuptern, die sofort doppelt nachwuchsen, sobald Herkules sie abschlug. Ähnlich verhält es sich mit dem Zynismus. Für jedes menschenfeindliche Argument, das man für ungültig erklärt, kriegt man zwei zurück. Die Fassadentheorie ist ein Zombie, der sich weigert zu sterben.

Wer sich für den Menschen einsetzt, tritt auch gegen die Mächtigen der Erde an. Für sie ist ein hoffnungsvolles Menschenbild rundherum bedrohlich. Staatsgefährdend. Autoritätsuntergrabend. Schließlich bedeutet es immer, dass wir keine egoistischen Tiere sind, die von oben herab kontrolliert, reguliert und dressiert werden müssen. Es könnte außerdem zur Folge haben, dass der Kaiser keine Kleider trägt, dass ein Unternehmen mit selbstmotivierten Mitarbeitern vielleicht gut ohne Manager auskommt und eine Demokratie mit engagierten Bürgern keine Politiker mehr benötigt.

Wer sich für den Menschen einsetzt, wird auf Schritt und Tritt verspottet und beschimpft. Man wäre naiv. Einfältig. Jede Schwachstelle in der Argumentation wird gnadenlos aufgedeckt. Was das angeht, wäre es einfacher, Zyniker zu sein. Der pessimistische Gelehrte, der in seinem Armsessel vom menschlichen Defizit faselt, kann vorhersagen, was er will. Wenn sich seine Prophezeiungen nicht erfüllen, kann er trotzdem noch behaupten, im Recht zu sein. Denn wer weiß, ob sich die verderbte menschliche Natur nicht in der Zukunft offenbaren wird? Und vielleicht haben uns seine weisen Worte vor Schlimmerem behütet? Der Untergangsprophet klingt ach so tiefsinnig, was auch immer er von sich geben mag.

Die Gründe für die Hoffnung sind dagegen stets nur vorläufig. Noch ist nichts schiefgelaufen. Noch wurde man nicht betrogen. Ein Idealist kann sein ganzes Leben lang recht haben, aber dennoch als naiv abgetan werden. Mit diesem Buch möchte ich das ändern. Was jetzt unvernünftig, unrealistisch und unerreichbar erscheint, könnte bald das Normalste auf der Welt sein.

Es ist Zeit für ein neues Menschenbild. Es ist Zeit für einen neuen Realismus.

2. Kapitel
Der echte Herr der Fliegen
1.
Als ich mit dem Schreiben dieses Buches begann, wurde mir klar, dass ich um eine Geschichte nicht herumkommen würde.
Die Szenerie: eine unbewohnte Insel im Pazifik. Ein Flugzeug ist gerade abgestürzt. Die Überlebenden sind etwa 20 britische Schuljungen, die ihr Glück nicht fassen können. Der Strand, die Muscheln, das Wasser – es ist, als wären sie in einem Abenteuerbuch gelandet. Und noch besser: Es gibt keine Erwachsenen.
Gleich am ersten Tag errichten die Jungs eine Art Demokratie. Einer von ihnen, Ralph, wird zum Anführer gewählt. Er ist der *golden boy* , der John F. Kennedy der Gruppe: athletisch, charismatisch, attraktiv. Sein Aktionsplan besteht aus drei Punkten. Erstens: Spaß haben. Zweitens: Überleben. Drittens: Rauchsignale an vorbeifahrende Schiffe aussenden.
Nur Punkt eins wird erfolgreich umgesetzt. Die meisten der Jungs scheinen es vorzuziehen, zu spielen und sich den Bauch vollzuschlagen, statt auf das Feuer zu achten. Jack, ein strammer Kerl mit roten Haaren, jagt lieber Schweine. Im Laufe der Zeit werden er und seine Freunde immer leichtsinniger. Und gerade, als ein Schiff vorbeifährt, haben alle ihren Posten am Feuer verlassen.
«Du hältst dich nicht an die Regeln», ruft Ralph empört.
Jack zuckt mit den Schultern. «Ist doch scheißegal!»
«Die Regeln sind alles, was wir haben!»
Als die Dunkelheit hereinbricht, wächst die Angst vor einem Tier, das sich auf der Insel versteckt halten könnte. Aber die wahre Bestie steckt in den Jungen selbst. Sie bemalen sich die Gesichter und werfen ihre Kleider ab. Ihr Wunsch, einander zu piesacken, zu treten und zu beißen, wird immer größer.
Die ganze Zeit behält ein Junge, Piggy, einen kühlen Kopf. Piggy wird so genannt, weil er dicker ist als der Rest. Er hat Asthma, eine Brille und kann nicht schwimmen. Piggy ist die Stimme der Vernunft, aber niemand hört auf ihn. «Was sind wir denn?», fragt er sich verzweifelt. «Menschen? Oder Tiere? Oder Wilde?»
Wochen später setzt ein britischer Offizier endlich seinen Fuß an Land. Die Insel hat sich in ein schwelendes Chaos verwandelt. Drei Kinder, einschließlich Piggy, sind tot. «Ich hätte angenommen, dass

eine Horde britischer Jungs in der Lage wäre, das besser hinzukriegen», kommentiert der Offizier abfällig. Ralph, der einstige Anführer dieser ordentlich erzogenen Kinder, bricht in Tränen aus. «Ralph […] beweinte das Ende der Unschuld», lesen wir, «die Finsternis im Herzen der Menschen …» [1]

Die obenstehende Geschichte ist von Anfang bis Ende erfunden. Sie entstand 1951 im Kopf eines britischen Lehrers namens William Golding. «Wäre es nicht eine schöne Idee», hat er seine Frau eines Tages gefragt, «wenn ich ein Buch über ein paar Jungs auf einer Insel schreiben würde, um zu zeigen, wie sie sich wirklich verhalten würden?» [2]

Schließlich würden Dutzende Millionen Exemplare von *Herr der Fliegen* über die Ladentische gehen. Das Buch erschien in mehr als 30 Sprachen und wurde zu einem der bekanntesten Klassiker des 20. Jahrhunderts.

Im Nachhinein ist der Erfolg des Buches einfach zu erklären. Golding zeigte wie kein anderer, wozu der Mensch fähig ist. «Auch wenn wir als unbeschriebenes Blatt beginnen», schrieb er in seinem ersten Brief an seinen Verleger, «zwingt uns unsere Natur immer dazu, irgendeinen Murks zu machen.» [3] Oder, wie er später bemerkte, «der Mensch produziert Böses wie eine Biene Honig». [4]

Natürlich half der Zeitgeist mit: Anfang der 1960er Jahre fragte eine neue Generation ihre Eltern nach den Schrecken des Zweiten Weltkriegs. War Auschwitz eine Ausnahme, oder steckte vielleicht in jedem von uns ein Nazi?

William Golding suggerierte mit *Herr der Fliegen* Letzteres und landete damit einen großen Hit. Der einflussreiche Kritiker Lionel Trilling urteilte, dass der Roman eine «Mutation in der Kultur» zuwege brachte. [5] Golding erhielt schließlich sogar den Nobelpreis für sein Werk, das, wie das schwedische Komitee es formulierte, «als realistische Erzählkunst» den «menschlichen Zustand der heutigen Welt brillant beleuchtet».

Heute ist *Herr der Fliegen* viel mehr als ein Roman. Natürlich ist die Geschichte erfunden und steht in Bibliotheken in der Literaturabteilung. Doch das Buch ist auch zum ultimativen Beispiel für die Fassadentheorie geworden. Golding war der Erste, der es wagte, ein *realistisches* Kinderbuch zu schreiben. Kein sentimentales Gefasel über ein Häuschen in der Prärie oder einen kleinen Prinzen. Nein, es war eine knallharte Geschichte darüber, wie Kinder *wirklich* sind.

2.

Ich weiß noch genau, dass ich den Roman als Teenager zum ersten Mal gelesen habe. Ich erinnere mich auch, dass mich die Geschichte traurig machte und dass ich lange Zeit daran herumgekaut habe. An dem Menschenbild, das Golding präsentiert, habe ich keinen Augenblick gezweifelt.

Erst Jahre später fing es an, in mir zu bohren, als ich das Buch noch einmal las. Ich beschäftigte mich intensiv mit William Goldings Biographie und fand heraus, dass er ein vielgeplagter Mensch war. Er war Alkoholiker. Litt unter Depressionen. Schlug seine Kinder. «Ich habe die Nazis immer verstanden», bekannte Golding, «weil ich von Natur aus auch so war.» Und es war «teilweise bitterer Selbsterkenntnis» geschuldet, dass er *Herr der Fliegen* geschrieben hatte. [1]

Andere Menschen interessierten den Schriftsteller wenig. Sein Biograph merkt an, dass er sich nicht einmal die Mühe machte, die Namen seiner Bekannten richtig zu schreiben. «Die Natur des Menschen mit einem großen Anfangsbuchstaben M», schrieb Golding, «wurde für mich zu einer dringenderen Angelegenheit, als tatsächlich Menschen zu treffen.» [2]

Ob ein Wissenschaftler jemals untersucht hat, fragte ich mich, was Kinder in einer solchen Situation wirklich auf einer einsamen Insel tun würden?

Ich schrieb einen Essay, in dem ich den *Herrn der Fliegen* mit den Erkenntnissen der modernen Wissenschaft abglich, und kam zu dem Schluss, dass Kinder wahrscheinlich ganz anders reagieren würden. [3] «[E]s gibt nicht die Spur eines Beweises dafür», zitierte ich den Biologen Frans de Waal, «dass Kinder, die sich selbst überlassen bleiben, so handeln würden.» [4]

Aber als ich diesen Artikel dann veröffentlichte, waren viele Leser skeptisch. Ich hätte nur Studien über Kinder zu Hause, in der Schule oder in Sommerlagern herangezogen. Und die behandelten die eigentliche Frage nicht, nämlich: Was treiben Kinder, wenn sie *allein* sind, auf einer unbewohnten Insel?

Damals begann sie, meine Suche nach dem echten *Herrn der Fliegen.* Natürlich, die Chance, dass eine Universität die Zustimmung gäbe, Kinder versuchsweise monatelang in der Wildnis auszusetzen, war nicht sonderlich groß. Nicht einmal in den 1950er Jahren. Aber vielleicht, dachte ich, hatte sich so etwas einmal unglücklicherweise

zugetragen? Etwa nach einem Schiffbruch?
Ich tippte einige einfache Begriffe in die Suchmaschine ein. *«Kids shipwrecked». «Real life Lord of the Flies». «Children on an island».* Die ersten Ergebnisse führten zu einer üblen britischen Reality-Show von 2008, in der Kinder gegeneinander ausgespielt wurden. Aber nach etwa einer Stunde weiterer Recherche landete ich auf einem obskuren Blog, wo folgende Geschichte erzählt wurde:
Eines Tages, 1977, machten sich sechs Jungen aus Tonga auf den Weg zum Angeln. Die Jungs, in einen großen Sturm geraten, erlitten auf einer verlassenen Insel Schiffbruch. Was tat es, dieses kleine Völkchen? Es schloss einen Pakt, sich nie zu streiten. [5]
Es war keine Quelle angegeben. Nach ein paar Stunden Sucherei entdeckte ich, dass die Geschichte auf den bekannten Anarchisten Colin Ward zurückgeht, der darüber in seinem 1988 erschienenen Buch *The Child in the Country* geschrieben hatte. Ward wiederum bezog sich auf einen Bericht, den die italienische Politikerin Susanna Agnelli für eine internationale Kommission verfasst hatte. Und also machte ich mich auf die Jagd nach diesem Bericht. Ich hatte Glück: Ein britisches Antiquariat hatte ein Exemplar, und zwei Wochen später lag es bei mir zu Hause. Ich überflog den Bericht, und tatsächlich – auf Seite 94 stand es.
Sechs Jungs, allein auf einer Insel. Aber wieder die gleiche Formulierung, wieder die gleichen Details, und wieder keine Quelle. [6]
Ich überlegte, Agnelli zu kontaktieren und zu fragen, woher sie die Geschichte hätte, aber dann fand ich heraus, dass sie 2009 gestorben war. Wenn es sich wirklich so zugetragen haben sollte, dann müsste ein Artikel aus dem Jahr 1977 darüber zu finden sein. Dann könnten die Jungs sogar noch am Leben sein. Aber wie lange ich auch suchte, in diesem oder jenem Archiv – ich fand nichts.
Manchmal braucht man einfach ein bisschen Glück. Eines Tages hatte ich meine Daten versehentlich falsch bei einem Zeitungsarchiv eingetippt und grub daher in den 1960er Jahren herum. Und das erwies sich als der Schlüssel, denn das Jahr 1977 in Agnellis Bericht war ein Tippfehler.
Dann fand ich sie, die Meldung vom 6. Oktober 1966 in der australischen Zeitung *The Age.* Die Überschrift: «SUNDAY SHOWING FOR TONGAN CASTAWAYS ». Der Bericht handelte von sechs Jungen, die drei Wochen zuvor auf der kleinen Insel ‘Ata, südlich von Tonga, einer Inselgruppe im Pazifik, aufgespürt worden waren.

Der australische Skipper Peter Warner hatte sie nach mehr als einem Jahr als Schiffbrüchige gerettet. Er hatte sogar das Fernsehen eingeschaltet, um eine Reportage über ihr Abenteuer zu produzieren.
«Es wird bereits jetzt als einer der großen Klassiker über das Meer gehandelt», schlussfolgerte die Zeitung.
Ich platzte vor lauter Fragen. Könnten die Jungs noch am Leben sein? Ließ sich diese Fernsehreportage auftreiben? Zumindest hatte ich jetzt den Namen des Kapitäns, Peter Warner. War der noch am Leben? Und wenn ja, wie findet man einen so Hochbetagten, der auf der anderen Seite der Welt lebt?
Als ich weiter nach dem Namen des Kapitäns forschte, folgte die nächste Überraschung. In einer kürzlich erschienenen Ausgabe der *Daily Mercury* , einer winzigen Stadtteilzeitung aus Mackay, Australien, fand ich eine Nachricht mit folgender Überschrift: «MATES SHARE 50-YEAR BOND ». Es war ein kleines Bild von zwei lächelnden Männern dazu abgedruckt. Einer hatte den Arm um den anderen gelegt. Der Artikel begann so:
Im letzten Winkel einer Bananenplantage bei Tullera, in der Nähe von Lismore, leben zwei ungewöhnliche Freunde […]. Die Männer haben strahlende Augen und eine sprühende Energie, die man in ihrem Alter nicht erwarten würde. Der Ältere ist 83 Jahre alt und der Sohn eines reichen Industriellen. Der Jüngere ist 67, ein Kind der Natur. [7]
Ihre Namen? Peter Warner und Mano Totau. Woher sie sich kannten?
Von einer unbewohnten Insel.

3.

Eines Morgens im September sind wir, meine Frau Maartje und ich, losgefahren. Wir hatten ein Auto in Brisbane, an der Ostküste Australiens, gemietet, und ich saß aufgeregt am Steuer. Ich war nervös, weil ich auf der linken Straßenseite fahren musste (und fünfmal durch die Führerscheinprüfung gefallen war). Und vor allem, weil ich endlich eine der Schlüsselfiguren dieser Geschichte treffen würde.

Nach mehr als drei Stunden kamen wir an. Mitten im *Nirgendwo* , an einem Ort, zu dem nicht einmal Google Maps den Weg kannte. Aber da stand er vor einem kleinen Haus am Rande einer unbefestigten Straße: Kapitän Peter Warner, der Mann, der 50 Jahre zuvor sechs Kinder gerettet hatte.

Ehe ich seine Geschichte erzähle, müssen Sie ein paar Dinge über Peter wissen. Sein Leben ist nämlich einen Film für sich ganz alleine wert. Peter ist der jüngste Sohn von Arthur Warner, einem der reichsten und mächtigsten Männer Australiens in den 1930er Jahren. Arthur Warner war der Besitzer eines gigantischen Imperiums namens Electronic Industries, das damals den australischen Radiogerätemarkt beherrschte.

Peter sollte eigentlich in die Fußstapfen seines Vaters treten, rannte aber stattdessen mit 17 von zu Hause weg. Auf zum Meer, auf zum Abenteuer! «Ich kämpfte lieber gegen die Elemente als gegen Menschen», erinnerte er sich später. [1]

In den nächsten Jahren fuhr Peter auf den sieben Weltmeeren umher. Er reiste von Hongkong nach Stockholm, von Peking nach Sankt Petersburg. Als er fünf Jahre später zurückkehrte, konnte der verlorene Sohn seinem Vater stolz das schwedische Seemanns-Patent vorweisen. Der zeigte sich davon wenig beeindruckt und bestand darauf, dass sein Sohn etwas Nützliches lernen sollte.

«Was ist das einfachste Studium?», fragte Peter.

«Rechnungswesen», log sein Vater Arthur. [2]

Nach fünf Jahren Abendschule hatte Peter endlich sein Diplom in der Tasche. Aber obwohl er in der väterlichen Firma zu arbeiten begann, hing sein Herz noch immer am Meer. Sobald sich die Möglichkeit ergab, ging er nach Tasmanien, um auf einem seiner eigenen Fischerboote zu fahren. So geschah es, dass er im Winter 1966 eine Audienz beim König von Tonga bekam. Peter wollte Krebse in dessen Hoheitsgebiet fangen, aber Seine Majestät –

Taufa‘ahau Tupou IV . – mochte nichts davon wissen.
Enttäuscht fuhr Peter nach Tasmanien zurück. Er machte dabei einen langen Umweg, außerhalb der königlichen Gewässer, um noch ein bisschen was zu fangen. Dann sah er sie. Eine winzige Insel im azurblauen Ozean.
Der Name: ‘Ata. Peter wusste, dass hier seit Jahren keine Schiffe mehr vor Anker gegangen waren. Noch vor einem Jahrhundert hatten dort Menschen gelebt, aber an einem schwarzen Tag im Jahre 1863 war ein Sklavenschiff am Horizont aufgetaucht und hatte die Bevölkerung verschleppt. Seither blieb ‘Ata unbewohnt – die Insel galt als verflucht und wurde vergessen.
Aber an diesem Tag konnte man etwas Merkwürdiges auf dieser Insel beobachten. Durch sein Fernglas sah Peter, dass Teile der grünen Klippen verbrannt waren. «Es ist ungewöhnlich, dass in den Tropen ohne Grund ein Feuer ausbricht», sagte er ein halbes Jahrhundert später. «Also beschloss ich, mir die Geschichte mal aus der Nähe anzusehen.» Als er die Westseite der Insel erreichte, hörte Peter einen Schrei aus dem Ausguck seines Schiffes.
«Ich höre jemanden rufen!», schrie einer seiner Matrosen.
«Unsinn!», schrie Peter zurück, «das sind kreischende Seevögel.»
Aber dann erblickte er einen Jungen durch sein Fernglas. Nackt. Haare bis zu den Schultern. Die verwahrloste Erscheinung sprang von den Felsen und tauchte hinab ins Wasser. Andere Jungs folgten mit lautem Geschrei.
Peter befahl seiner Crew, die Gewehre zu laden. In Polynesien war es üblich, Schwerkriminelle auf abgelegenen Inseln auszusetzen.
Da kam der erste Junge schon angeschwommen. «Ich heiße Stephen», rief er in perfektem Englisch. «Wir sind zu sechst, und wir sind wahrscheinlich seit 15 Monaten hier.»
Peter glaubte ihm kein Wort. An Bord erklärten die Jungs, sie seien Schüler eines britischen Internats aus Nuku‘alofa, der Hauptstadt von Tonga. Das Essen in der Schule sei so widerlich gewesen, dass sie eines Tages beschlossen hätten, sich ein Boot zu schnappen, woraufhin sie in einen Sturm geraten seien.
Was für eine lausige Geschichte, dachte Peter. Per Funk nahm er mit Nuku‘alofa Kontakt auf. «Ich habe hier sechs Kinder», sagte er zum Operator, «ich werde Ihnen die Namen durchgeben, und vielleicht könnten Sie dann in der Schule anrufen, um herauszukriegen, ob sie tatsächlich Schüler sind.»
«Standby» , hörte er von der anderen Seite.

20 Minuten vergingen, dann erfolgte die Antwort. (Als Peter uns von diesem Moment erzählte, wurden seine Augen wieder feucht.) «Ein aufgeregter Operator kam an die Strippe. ‹Ihr habt sie gefunden›, schrie er, ‹diese Jungs sind längst für tot erklärt. Trauergottesdienste sind abgehalten worden! Aber ihr habt sie gefunden!›»

Ich fragte Peter, ob er jemals von dem Buch *Herr der Fliegen* gehört habe.

«Ja, das habe ich gelesen», erzählte er lachend. «Aber das ist eine ganz andere Sache!»

4.

In den nächsten Monaten versuchte ich, so genau wie möglich zu rekonstruieren, was auf dieser kleinen Insel ʻAta geschehen war. Das Gedächtnis des fast 90-jährigen Peter erwies sich als ausgezeichnet. Ich glich seine Erinnerungen mit den anderen Quellen ab, und es stimmte alles. [1]

Meine wichtigste Quelle fand ich ein paar Stunden Autofahrt von Peter entfernt. Mano Totau, damals 15 Jahre alt, war heute fast 70 und immer noch ein Busenfreund des Kapitäns. Einige Tage nach dem Treffen mit Peter empfing er meine Frau und mich herzlich in seiner schäbigen Garage in Deception Bay nördlich von Brisbane.

Die Geschichte des echten *Herrn der Fliegen* , sagte Mano uns, begann im Juni 1965.

Die Hauptpersonen waren sechs Jungen aus dem Internat St. Andrew in Nukuʻalofa. Der älteste war 16 Jahre alt, der jüngste 13. Sie hatten eines gemeinsam: Sie langweilten sich zu Tode. Die Jungs sehnten sich nach Abenteuern statt nach Prüfungen, wollten das Meer erkunden, statt zur Schule zu gehen.

Also kam die Idee auf, abzuhauen. Die Jungs wollten nach Fidschi, einer 1000 Kilometer entfernten Inselgruppe, oder vielleicht sogar nach Neuseeland. «Viele andere Kinder in der Schule wussten davon», sagte Mano, «aber sie haben geglaubt, dass wir Witze machten.»

Die Jungs hatten nur ein Problem: Sie besaßen kein Boot. Also beschlossen sie, sich das Segelboot von Taniela Uhila, einem Fischer, den kein Mensch ausstehen konnte, zu «borgen».

Sie verschwendeten nicht viel Zeit darauf, sich auf die Reise vorzubereiten. Die Kinder besorgten zwei Beutel Bananen, ein paar Kokosnüsse und trieben einen kleinen Gaskocher auf. Niemand dachte daran, Seekarten mitzunehmen, geschweige denn einen Kompass. Sie waren auch keine erfahrenen Segler. Nur David, der Jüngste, wusste, wie man ein Boot steuert. «Deshalb wollten sie, dass ich unbedingt mitkomme», erzählte er später. [2]

Die Reise ging gut los.

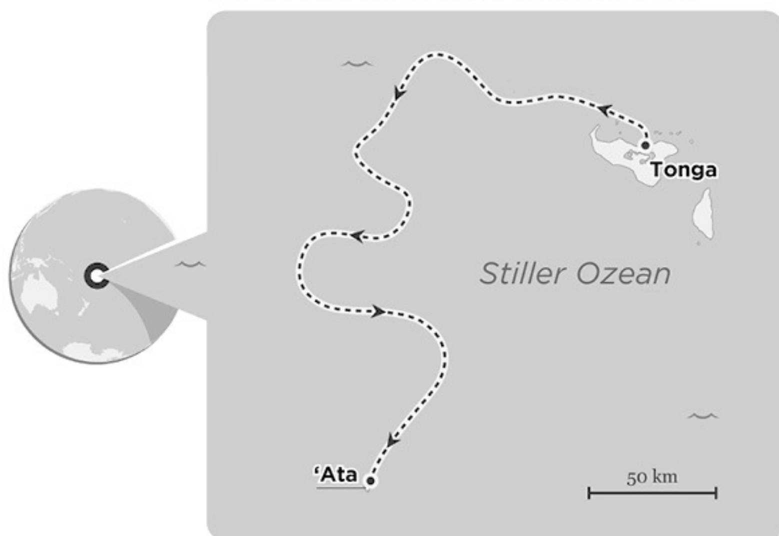
Als es dunkel wurde, bemerkte niemand, dass das kleine Segelboot den Hafen verließ. Das Wetter war gut. Eine sachte Brise wehte über das Meer.

Doch in dieser Nacht unterlief den Jungs ein kapitaler Fehler: Sie schliefen ein. Ein paar Stunden später wurden sie wach, als das

Boot schon voll Wasser gelaufen war. Es war stockdunkel. Um sich herum sahen sie nichts als schäumende, weiße Wellen. Die Jungen hissten das Segel, aber es wurde vom Wind zerfetzt. Dann brach das Ruder. «Wenn wir wieder zu Hause sind», lachte Sione, der Älteste, «sagen wir Taniela, dass sein Boot genauso ist wie er. Alt und launisch.» [3]

In den Tagen danach gab es weniger zu lachen. «Wir trieben acht Tage lang herum», erinnerte sich Mano später. «Ohne Essen. Ohne Wasser.» Die Jungs versuchten, Fische zu fangen. Mit aufgeschnittenen Kokosnüssen konnten sie etwas Regenwasser auffangen, das sie gerecht aufteilten: für jeden einen Schluck am Morgen, einen Schluck am Abend. Sione versuchte, den Gaskocher zum Abkochen von Meerwasser zu benutzen. Das heiß gewordene Gerät kippte um und hinterließ eine große Brandwunde hinten am Bein.

Aber dann, am achten Tag, erschien das Wunder am Horizont. Land. Eine kleine Insel. Kein tropisches Paradies mit weißen Stränden und sich wiegenden Palmen, sondern ein riesiger, steiler Felsen, der 350 Meter aus dem Meer ragte.



Bis heute ist die Insel ‘Ata ein unbewohnbarer Fleck geblieben. Ein grobschlächtiger Spanier hat das vor ein paar Jahren am eigenen Leib erfahren. Er organisiert «Schiffbruch-Erfahrungen» für reiche

Leute mit exzentrischen Bedürfnissen, und er wollte ausprobieren, ob ‘Ata für eine solche Expedition geeignet wäre. Der Mann hielt nur neun Tage durch. Als ein Journalist ihn fragte, ob er sein Unternehmen auf diesen Felsen ausbreiten wolle, antwortete er resolut:
«Niemals. Diese Insel ist viel zu hart.» [4]
Die Kinder hatten eine andere Erfahrung gemacht. «Als wir ankamen», schrieb Kapitän Peter in seinen Memoiren, «hatten die Jungen eine kleine Kommune eingerichtet, mit einem Gemüsegarten, ausgehöhlten Baumstümpfen, um Wasser aufzufangen, einer Sportschule mit ungewöhnlichen Gewichten, einem Badmintonfeld, Hühnerställen und einer festen Feuerstelle.» [5] Um mit dem Letzten anzufangen: Nach unzähligen Versuchen war es Stephen, der später Ingenieur wurde, gelungen, mit zwei Holzstücken ein Feuer zu entfachen. Während die Kinder im erfundenen *Herrn der Fliegen* wegen des Feuers Ärger miteinander bekamen, ließen die Jungs im echten *Herrn der Fliegen* ihre Flamme nie mehr erlöschen. Über ein Jahr lang.
Die Kinder vereinbarten, paarweise zu arbeiten, und entwarfen einen strengen Zeitplan. Zwei arbeiteten im Gemüsegarten, zwei kochten und zwei schoben Wache. Manchmal gab es Streit, aber wenn das passierte, gaben sie einander Freiraum. Einer begab sich auf die eine Seite der Insel, der andere auf die andere, bis sie sich wieder abgekühlt hatten. «Nach ungefähr vier Stunden brachten wir die Streithähne wieder zusammen», erzählte Mano später. «‹Okay, und jetzt entschuldigen›, sagten wir. So blieben wir Freunde.» [6]
Jeden Tag begannen und beendeten die Jungs mit Singen und Gebeten. Einer von ihnen, Kolo, baute eine Art Gitarre aus einem Stück Treibholz, zwei halben Kokosnüssen und sechs Stahldrähten des zerstörten Bootes – ein Instrument, das Peter bis auf den heutigen Tag besitzt. Kolos Musik half den Kindern, den Mut nicht zu verlieren.
Und das war dringend nötig. In den Sommermonaten regnete es kaum, sie litten Durst. Die Jungen bauten ein Floß, mit dem sie versuchten, die Insel zu verlassen, aber es wurde in den Wellen zertrümmert. [7] Und als wieder ein schwerer Sturm heraufzog, stürzte ein großer Baum auf ihre Hütte und zerstörte sie.
Eines Tages ging alles schief: Stephen rutschte aus, fiel von einer Klippe und brach sich ein Bein. Vorsichtig stiegen die Jungen hinab und halfen ihm wieder nach oben. Sie verbanden Stephens Bein mit

Zweigen und Blättern. «Mach dir keine Sorgen», lachte Sione. «Wir übernehmen deine Arbeit, während du hier wie der König Taufa'ahau Tupou höchstpersönlich herumliegst!» [8]
Es war Sonntag, der 11. September 1966, als die Jungen gerettet wurden.
Zu dieser Zeit waren sie alle in Topform. Später unterzog der örtliche Arzt, Dr. Posesi Fonua, die Jungen einer medizinischen Untersuchung und wunderte sich über ihre muskulösen Körper und Stephens perfekt verheiltes Bein.
Aber das Abenteuer war noch nicht zu Ende. Bei der Ankunft in Nuku'alofa wurden die Jungen bereits von der Polizei erwartet. Man sollte meinen, dass die Polizisten überglücklich gewesen sein mussten: sechs verlorene Söhne, die nach anderthalb Jahren heimkehrten. Aber nein: Sie enterten Peters Boot, packten die Jungen am Schlafittchen und sperrten sie ins Gefängnis. Denn natürlich, sie hatten 15 Monate zuvor das Boot von Herrn Taniela Uhila «geborgt», und der war noch immer stinksauer.
Zum Glück hatte ihr Retter Peter einen Plan ausgearbeitet. Er erkannte, dass in dieser Schiffbruchgeschichte ein perfektes Hollywood-Drehbuch steckte. Sechs Kinder allein auf einer Insel – die Leute würden sich noch jahrelang davon erzählen. Und Peter hatte Kontakte zum Fernsehen. Als Buchhalter der Firma seines Vaters verhandelte er die Rechte des Films. [9]
Peter wusste also, was zu tun war. Von Tonga aus rief er den Manager von *Channel 7* in Sydney an. «Ihr könnt die australischen Rechte haben, gebt mir die Weltrechte», sagte er. «Dann befreien wir diese Jungs aus dem Gefängnis und bringen sie mit euren Filmleuten zurück auf die Insel.» Darauf ging Peter zu Herrn Uhila, drückte ihm 150 Pfund für sein altes Boot in die Hand, und die Jungs wurden freigelassen – vorausgesetzt, sie würden am Film mitwirken.
Einige Tage später flogen die *Channel 7* -Mitarbeiter in einer alten DC 3 nach Tonga, die einmal in der Woche dort landete. «Drei dieser Fernsehtypen stiegen aus dem Flugzeug», grinste Peter Maartje und mich an. «In ihren Stadtklamotten mit spitzen Schuhen.»
Als die Truppe mit den sechs Jungen 'Ata erreichte, hingen die Fernsehleute seekrank an der Reling. Schlimmer noch: Sie konnten nicht einmal schwimmen. «Macht euch keine Sorgen», sagte Peter, «die Jungs werden euch retten.» Der Kapitän ruderte die bibbernden

Männer an die Brandungswellen der Insel.
«Hier steigt ihr aus.»
50 Jahre später, als Peter uns von diesem Moment erzählte, schossen ihm wieder Tränen in die Augen – dieses Mal aber vor Lachen. «Also schmiss ich sie aus dem Boot, und diese australischen Fernsehlackel soffen ab. Die Jungen tauchten hinter ihnen her und zerrten sie durch die Wellen auf den Strand.»
Darauf mussten sie eine Klippe hinaufsteigen, womit sie für den Rest des Tages beschäftigt waren. Endlich oben angekommen, war das Fernsehteam fix und fertig. Der Dokumentarfilm über 'Ata wurde dann auch kein Erfolg. Er kam schlecht an, und ein großer Teil des 16-mm-Materials ging verloren. Insgesamt blieben nur 30 Minuten übrig. «Oder besser», sagte Peter, «20 Minuten plus Werbung.»
Als ich von der *Channel 7* -Dokumentation hörte, wollte ich wissen, ob die noch aufzutreiben wäre. Peter hatte das Material nicht. In den Niederlanden schaltete ich eine Rechercheagentur ein, die sich auf das Auffinden und die Restaurierung alter Programme spezialisiert hatte. Aber wo immer sie auch suchten, sie wurden nicht fündig. Zum Glück brachte mich Peter mit einem anderen Filmemacher in Verbindung, Steve Bowman, der die Jungs 2006 besucht hatte, um einen neuen Film über sie zu drehen.
Steve war frustriert, dass die Geschichte der sechs Jungen noch immer nicht berühmt war. Seine Dokumentation war nie ausgestrahlt worden, weil der Verleih pleiteging. Steve war so nett, mir seine ungeschnittenen Interviews mit den Jungs zur Verfügung zu stellen, er vermittelte mir auch den Kontakt des ältesten Schiffbrüchigen, Sione, und noch besser: er sagte mir, dass er die einzige Kopie dieser originalen 16-mm-*Channel-7* -Dokumentation besäße.
«Darf ich sie sehen?», fragte ich Steve.
«Natürlich», antwortete er.
Und da saß ich dann: Monate nachdem ich auf einem obskuren Blog von den sechs Kindern aus Tonga gelesen hatte, schaute ich mir die Aufnahmen von 1966 auf meinem Laptop an. «Ich bin Sione Fataua», ging es los. «Fünf Klassenkameraden vom St. Andrew's College und ich wurden im Juni 1965 auf dieser Insel angespült.»
Die Freude war enorm, als die Jungen zu ihren Familien nach Tonga zurückkehrten. Fast alle 900 Einwohner der Insel Ha'afeva erwarteten sie. «Sobald eine Party zu Ende war», heißt es im Voice-

over der *Channel 7* -Dokumentation von 1966, «begannen die Vorbereitungen für die nächste.»

Peter wurde zum Nationalhelden. Bald erreichte ihn eine Nachricht von König Taufa'ahau Tupou IV ., ob der Kapitän nicht einmal zu einer Audienz kommen wolle. «Danke, dass Sie sechs meiner Untertanen gerettet haben», sagte der König, «gibt es etwas, was ich für Sie tun könnte?»

Der Kapitän musste nicht lange überlegen. «Sicher! Ich würde gern Krebse in diesen Gewässern fangen und hier ein Geschäft eröffnen.»

Der König gab seine Zustimmung. Peter fuhr zurück nach Sydney, wo er seinen Job in der Firma seines Vaters kündigte und ein neues Schiff bauen ließ. Dann ließ er die sechs Jungs herüberkommen, um ihnen das zu ermöglichen, weshalb sie ursprünglich aufgebrochen waren: eine Chance, die Welt zu entdecken. Sione, Stephen, Kolo, David, Luke und Mano wurden die Besatzung von Peters neuem Fischerboot. Der Name dieses Schiffes? ATA .

5.

Das ist der echte *Herr der Fliegen.*

Es ist eine herzerwärmende Geschichte. Es ist eine Geschichte, aus der Lieder und Romane, Theaterstücke und Blockbuster entstehen müssten.

Aber es ist eine unbekannte Geschichte. Während William Golding noch immer gelesen wird, sind die Jungs von ‘Ata anonym geblieben. Golding gilt Fernsehhistorikern sogar als der geistige Vater eines der populärsten Genres im Fernsehen: «Reality-TV ». Die Erwartungshaltung solcher Shows – von *Big Brother* bis *Temptation Island* – ist, dass sich Menschen wie Tiere verhalten, wenn man sie aufeinander loslässt. «Ich habe *Herr der Fliegen* gelesen und immer wieder gelesen», sagte der Schöpfer der Erfolgsserie *Survivor* einmal. «Ich habe es gelesen, als ich zwölf war, als ich 20 war, und noch einmal, als ich 30 war, und als wir das Programm machten, ein weiteres Mal.» [1]

Die Mutterserie des Genres ist *The Real World* von MTV . Seit 1992 beginnt jede Episode mit einem Teilnehmer, der sagt: «Das ist die wahre Geschichte von sieben Fremden […]. Erleben Sie mit, was passiert, wenn Menschen aufhören, freundlich zueinander zu sein, und anfangen, *real* zu werden.»

Lügen, betrügen, kränken und verletzen – all das wird jedes Mal als «realistisch» und «echt» dargestellt. Aber wer sich intensiv mit der Produktion solcher Programme beschäftigt, wird mit einer Unmenge an Täuschungen konfrontiert, die nötig sind, um das Schlimmste aus den Menschen herauszukitzeln. Die Kandidaten werden belogen, betrunken gemacht und gegeneinander ausgespielt.

Die amerikanische Show *Kid Nation* hat einmal 40 Kinder in einer verlassenen Stadt ausgesetzt und gehofft, sie würden sich gegenseitig an die Gurgel gehen. «Sie stießen sich immer daran, dass wir uns zu gut verstanden», erinnerte sich einer der Teilnehmer später, «und dann mussten sie sich etwas einfallen lassen, worüber wir uns in die Haare kriegen konnten.» [2]

Sie könnten jetzt sagen: Ach, was bedeutet das schon? Die Leute wissen, dass es nur Unterhaltung ist.

Aber Geschichten sind selten nur Geschichten. Sie wirken oft als Nocebos. Jüngste Untersuchungen des Psychologen Bryan Gibson haben ergeben, dass der Konsum von *Herr der Fliegen* -artigen Sendungen die Leute aggressiver machen kann. [3] Die Korrelation

zwischen Kindern, die gewalttätige Bilder sehen, und Aggression im späteren Leben ist stärker als die Verbindung zwischen Asbest und Krebs oder von Kalziumaufnahme und Knochenmasse. [4]

Noch deutlicher zeigen sich die Auswirkungen von zynischen Geschichten auf unser Weltbild. Britische Forscher fanden heraus, dass Mädchen, die häufig Reality-TV schauen, eher der Meinung sind, dass man gemein und verlogen sein muss, um voranzukommen. [5] «Wer die Geschichten über eine Kultur erzählt», sagte der Medienwissenschaftler George Gerbner einmal, «beherrscht das menschliche Verhalten.» [6]

Kurz gesagt, es ist Zeit für eine andere Geschichte.

Der echte *Herr der Fliegen* ist eine Geschichte über Freundschaft und Loyalität, eine Geschichte, die zeigt, wie viel wir ertragen können, wenn wir einander vertrauen. Natürlich, es ist nur eine einzige Geschichte. Aber wenn wir Millionen Jugendliche den *Herrn der Fliegen* lesen lassen, müssen wir ihnen auch davon erzählen, wie Kinder sich verhalten haben, die tatsächlich auf einer Insel angespült wurden. «Ich habe ihre Überlebensgeschichte im Sozialwissenschaftsunterricht benutzt», erzählte der Lehrer der sechs Jungen am St. Andrew's College in Tonga später. «Meine Schüler konnten nicht genug davon bekommen.» [7]

Und Peter und Mano? Sie haben sich nie wieder aus den Augen verloren. Wer heute die Bananenplantage in Tullera in der Nähe von Lismore besucht, wird sie vielleicht antreffen. Zwei lächelnde alte Männer, die einander die Arme um die Schultern legen. Der eine der Sohn eines Großindustriellen, der andere ein Kind der Natur. Freunde fürs Leben.

Nachdem meine Frau Peter fotografiert hatte, wühlte der Kapitän in seinem Schrank. Dann drückte er mir einen dicken Stapel A4-Seiten in die Hände: seine Memoiren, geschrieben für seine Kinder und Enkel.

Ich habe den ersten Satz gelesen. «Das Leben hat mich viel gelehrt», heißt es da, «einschließlich der Lektion, dass man bei Menschen immer nach dem Guten und Positiven Ausschau halten sollte.»



Peter Warner, September 2017. Foto: © Maartje ter Horst



Mano Totau, September 2017. Foto: © Maartje ter Horst

Teil 1
Der Naturzustand

«Die Menschen sind in allen Zeiten und Orten so sehr dieselben, dass die Geschichte uns hierin nichts Neues oder Fremdes bietet. Ihr Hauptnutzen liegt in der Aufdeckung der festen und allgemeinen Gesetze der menschlichen Natur.»
David Hume (1711– 1776)

Ist die herzerwärmende Geschichte der Jungs von ‘Ata eine Ausnahme, oder hat sie Symbolkraft für einen größeren Zusammenhang? Handelt es sich um eine weit hergeholte Anekdote oder um eine eindrucksvolle Illustration der menschlichen Natur? Kurz gesagt: Neigen die Menschen zum Guten oder zum Bösen?
Das ist eine Frage, die vor Jahrhunderten von den größten Philosophen aufgeworfen wurde. Nehmen wir Thomas Hobbes (1588–1679), einen britischen Philosophen, der 1651 ein Buch veröffentlichte, das wie eine Bombe einschlug. Er wurde verurteilt, geschmäht und verketzert – aber wir kennen seinen Namen noch immer, während seine engstirnigen Verfolger vergessen sind. Die *Oxford History of Western Philosophy* nennt Hobbes’ Buch *Leviathan* «das größte politisch-philosophische Werk, das je geschrieben wurde».
Oder der französische Philosoph Jean-Jacques Rousseau (1712–1778). Auch er schrieb ein Buch nach dem anderen, was ihn in große Schwierigkeiten brachte. Er wurde verurteilt, seine Bücher landeten auf dem Scheiterhaufen, und gegen ihn wurde ein Haftbefehl ausgestellt. Aber auch hier gilt: Die trüben Tassen, die ihm das Leben schwermachten, sind vergessen, während der Name Rousseau fortlebt.
Sie haben sich nie getroffen. Rousseau wurde geboren, als Hobbes schon 33 Jahre tot war. Dennoch werden sie immer wieder einander gegenübergestellt, wie Kämpfer in einem Boxring. Dann sehen wir Hobbes in der einen Ecke als Pessimisten, der davon ausging, dass der Mensch von Natur aus schlecht sei. Er nahm an, dass nur die Zivilisation uns vor unseren tierischen Instinkten behüten könne. In der anderen Ecke steht Rousseau, der Mann, der davon überzeugt war, dass wir von innen heraus gut seien. Rousseau glaubte, dass die «Zivilisation» uns verdorben habe.
Auch wenn Sie vielleicht noch nie von ihnen gehört haben, stehen die entgegengesetzten Ansichten dieser beiden Titanen am Anfang

unserer größten Uneinigkeiten. Mir fällt keine Debatte ein, bei der mehr auf dem Spiel stünde. Internat oder freie Schule, strengere Bestrafung oder bessere Unterstützung, von sich überzeugte CEO s oder eigenverantwortliche Teams, altmodische Ernährer oder Väter mit Babytragetaschen – man mag es für aberwitzig halten, aber diese Diskussionen greifen auf die Ideen von Thomas Hobbes und Jean-Jacques Rousseau zurück.

Lassen Sie mich mit Thomas Hobbes beginnen. Er war einer der ersten Philosophen, die behauptet haben, dass wir Kenntnis darüber erlangen müssten, wie unsere fernen Vorfahren gelebt haben, wenn wir uns selbst wirklich kennenlernen wollen. Angenommen, wir würden 50000 Jahre in der Zeit zurückreisen. Wie sind wir miteinander umgegangen, als wir noch als Jäger und Sammler lebten? Wie haben wir uns verhalten, als es noch keine Gesetzbücher und keine Richter, keine Polizisten und keine Gefängnisse gab?

Hobbes hatte eine Vermutung. *«Read thyself»* , schrieb er, studiere deine Emotionen und Ängste, und errate dann, «welches die Gedanken und Leidenschaften aller anderen Menschen bei den gleichen Anlässen sind». [1]

Hobbes studierte sich selbst und kam zu einer rabenschwarzen Diagnose.

Früher, schrieb er, waren wir frei. Wir konnten tun, was wir wollten, doch die Folgen waren schrecklich. Das Leben des Menschen in der Natur war, nach seinen Worten, *«solitary, poor, nasty, brutish and short»* («einsam, armselig, ekelhaft, tierisch und kurz»). [2] Für Hobbes lagen die Gründe dafür auf der Hand: Der Mensch wird von Angst angetrieben. Die Angst vor dem anderen und die Angst vor dem Tod. Wir sehnen uns nach Sicherheit und haben «ein fortwährendes und rastloses Verlangen nach immer neuer Macht […], [das] nur mit dem Tode endet». [3]

Das Ergebnis? Ein «Krieg eines jeden gegen jeden», so Hobbes. [4] *Bellum omnium in omnes.*

Aber keine Bange, fuhr er fort, Anarchie lasse sich eindämmen, Frieden könne geschlossen werden. Irgendeine Bedingung? Dass wir unsere Freiheit aufgeben. Wir müssen unsere Seele und unsere Seligkeit in die Hände eines einzigen Alleinherrschers legen. Hobbes nannte ihn den Leviathan, nach einem Seeungeheuer aus der Bibel. So baute der Philosoph die Grundlage für einen Standpunkt, der tausend-, nein, millionenfach von Direktoren und Diktatoren,

Ministern und Generälen wiederholt werden sollte:
«Gebt uns die Macht, sonst läuft es schief.»
Es war fast hundert Jahre später, als Jean-Jacques Rousseau, ein unbekannter Musiker, einen Spaziergang zum Gefängnis von Vincennes etwas außerhalb von Paris unternahm. Er wollte seinen Freund Denis Diderot besuchen, einen armen Philosophen, der hinter Gittern saß, weil er einen Witz über die Mätresse eines Ministers gemacht hatte.
Da geschah es. In dem Augenblick, als Rousseau unter einem schattigen Baum ausruhte und durch die neueste Ausgabe des *Mercure de France* blätterte, blieb sein Blick an einer Anzeige hängen, die sein Leben verändern sollte. Es war ein Aufruf der Akademie von Dijon zu einer Essay-Preisfrage. Es wurden Teilnehmer gesucht, um die folgende Frage zu beantworten:
Hat der Fortschritt der Wissenschaften und Künste zum Verderb oder zur Veredelung der Sitten beigetragen?
Rousseau wusste die Antwort sofort. «Sobald ich diese Zeile gelesen hatte», schrieb er später, «sah ich rings um mich eine andere Welt und ward ein anderer Mensch.» [5] Plötzlich erkannte er, dass die Zivilisation kein Segen, sondern Gift war. Während er zu diesem Gefängnis ging, in dem sein unschuldiger Freund eingesperrt war, verstand er, dass «der Mensch von Natur aus gut ist und dass die Menschen allein durch ihre Institutionen böse werden». [6]
Rousseau gewann den ersten Preis.
In den folgenden Jahren wurde er einer der bedeutendsten Philosophen seiner Zeit. Und ich muss sagen: Es ist immer noch ein Vergnügen, ihn zu lesen. Rousseau war nicht nur ein großer Denker, er schrieb auch mit spitzer Feder. Nehmen Sie diese knallharte Passage über die Erfindung des Privateigentums:
Der Erste, der ein Stück Land eingezäunt hatte und es sich einfallen ließ zu sagen: *«Das ist mein»* und so einfältige Leute fand, die das glaubten, wurde zum wahren Gründer der bürgerlichen Gesellschaft. Wieviel Verbrechen, Kriege, Morde, Leiden und Schrecken würde einer dem Menschengeschlecht erspart haben, hätte er die Pfähle herausgerissen oder den Graben zugeschüttet und seinesgleichen zugerufen: «Hört ja nicht auf diesen Betrüger. Ihr seid verloren, wenn ihr vergesst, dass die Früchte allen gehören, die Erde keinem!» [7]
Es ist alles schiefgelaufen, so Rousseau, als diese verfluchte Zivilisation entstanden ist. Die Landwirtschaft, die Stadt und der

Staat haben uns nicht vor Chaos und Anarchie bewahrt, sondern uns geknechtet und verflucht. Und die Erfindung von Schrift und Druckerpresse hätte alles nur noch schlimmer gemacht. «Dank der Druckbuchstaben aber», schrieb Rousseau, «werden die gefährlichen Träumereien des Hobbes […] für immer erhalten bleiben.» [8]

Früher war alles besser. Rousseau glaubte, dass wir im «Naturzustand» (als es noch keine Könige und Bürokraten gab) noch Mitgefühl aufbrachten. Mit dem Beginn der Zivilisation waren wir dann zynische Egoisten geworden: Früher gesund und stark. Jetzt schwach und träge. Die Zivilisation hat sich als großer Irrtum erwiesen, wir hätten unsere Freiheit nie in den Wind schlagen dürfen.

So lieferte Rousseau die fundamentale Grundlage für eine Position, die von Anarchisten und Freibeutern, Rebellen und Unruhestiftern millionenfach wiederholt werden sollte:

«Gebt uns die Freiheit, sonst laufen die Dinge schief.»

Und da stehen wir nun, drei Jahrhunderte später.

Es ist schwierig, zwei Philosophen anzuführen, die mehr Einfluss auf unsere Politik, unsere Bildung und unsere Weltanschauung genommen haben. So fußte die Wirtschaftswissenschaft von Anfang an auf einem Hobbes'schen Menschenbild: dem des rationalen, egoistischen Individuums. Rousseau dagegen ist enorm einflussreich auf die Pädagogik geblieben, weil er daran glaubte, dass Kinder so frei wie möglich aufwachsen sollten (ein revolutionärer Gedanke im 18. Jahrhundert).

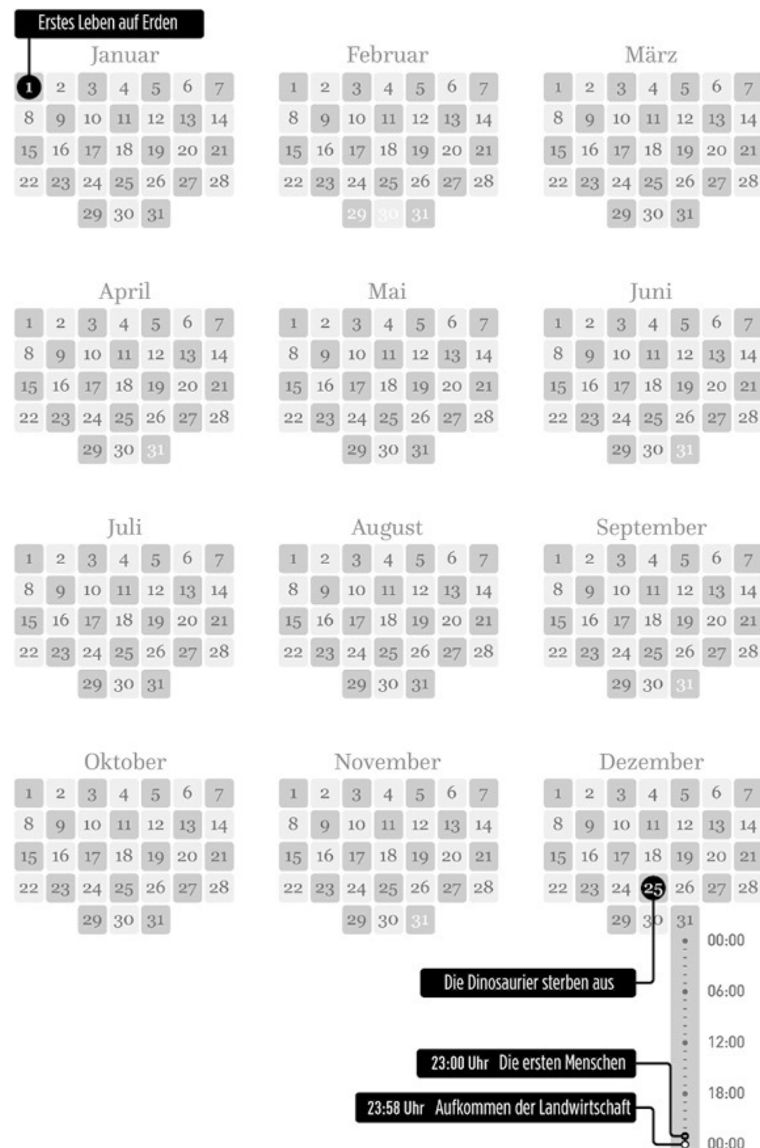
Bis in die Gegenwart sind Hobbes und Rousseau die gedanklichen Urväter der Konservativen und Progressiven, der Realisten und Idealisten geblieben. Wenn sich ein Idealist für mehr Freiheit und Gleichheit ausspricht, schaut Rousseau wohlwollend zu. Aber wenn ein Zyniker seufzt, dass dieser Freiheitsdrang zu mehr Gewalt führen kann, nickt Hobbes zustimmend.

Das Werk dieser Philosophen ist keine leichte Kost. Gerade bei Rousseau sind unzählige Interpretationen möglich. Allerdings können wir heute ihre größten Streitgegenstände genauer untersuchen. Schließlich spekulierten Hobbes und Rousseau nur aus ihrem Philosophensessel heraus, wir können dagegen auf eine ganze Reihe wissenschaftlich bewiesener Erkenntnisse zurückgreifen.

Im folgenden Teil des Buches werde ich versuchen herauszufinden, welcher von beiden recht hatte. Sollen wir uns glücklich schätzen, dass der Naturzustand weit hinter uns liegt? Oder waren wir in

diesem Zustand edle Wilde, die durch die Zivilisation verdorben wurden?
Es gibt nur wenige Fragen, bei denen mehr auf dem Spiel steht.

3. Kapitel
Die Erfolgsgeschichte des *Homo puppy*
1.
Das Erste, was man bei der Untersuchung der Menschheit realisieren muss, ist, wie jung sie ist. Wir fangen gerade erst an zu existieren. Um Ihnen eine Vorstellung zu geben: Nehmen wir an, dass die Geschichte des Lebens auf der Erde nur ein einziges Kalenderjahr statt 4000 Millionen Jahre umfassen würde. Dann hätten die Einzeller den Planeten bis Mitte Oktober für sich allein gehabt. Erst im November entstand das Leben, wie wir es kennen, mit Beinen, Knochen, Zweigen und Blättern.
Und der Mensch? Der betrat am 31. Dezember, gegen 23 Uhr, die Bühne. Dann verbrachten wir rund eine Stunde als Jäger und Sammler, um im letzten Augenblick, etwa gegen 23:58 Uhr, die Landwirtschaft zu erfinden. In den 60 Sekunden vor Mitternacht ereignete sich alles, was wir «Geschichte» nennen, mit Pyramiden und Burgen, Rittern und Burgfräuleins, Dampfmaschinen und Flugzeugen.
Im Handumdrehen eroberte der *Homo sapiens* die ganze Welt, von der kältesten Tundra bis zu den heißesten Wüsten. Wir sind sogar die erste Spezies, die die Erde verlassen hat und den Fuß auf den Mond setzte.



Aber warum wir? Warum war nicht eine Banane der erste Mond-Astronaut? Oder eine Kuh? Oder ein Schimpanse?
Das sind keine verrückten Fragen. Genetisch gesehen sind wir zu

60 Prozent Bananen, zu 80 Prozent Kühe und zu 99 Prozent Schimpansen. Warum sollte dieses letzte Prozentchen so viel ausmachen? Es ist nicht so selbstverständlich, dass wir die Kühe melken statt sie uns oder dass wir Schimpansen im Zoo einsperren statt umgekehrt.

Lange Zeit schrieben wir unsere privilegierte Position dem Plan Gottes zu. Wir Menschen wären klüger, besser und erhabener als der Rest. Die Krönung seiner Schöpfung.

Aber nehmen wir an, dass ein Marsmensch vor zehn Millionen Jahren (in unserem Gedankenspiel am 30. Dezember) die Erde besucht hätte. Hätte er den Vormarsch des *Homo sapiens* vorausahnen können? Unmöglich. Die Gattung *Homo* existierte noch nicht einmal – die Erde war buchstäblich der Planet der Affen. Städte bauen, Bücher schreiben, Raketen abschießen, all das taten wir schon mal gar nicht.

Die unbequeme Wahrheit lautet, dass auch wir, die Tiere, die sich als so ganz besonders empfinden, das Ergebnis eines blinden Prozesses sind. Evolution. Wir gehören zu einer Familie pelziger Tiere, auch Primaten genannt. Bis zehn Minuten vor Mitternacht waren wir sogar in Gesellschaft anderer Humanoiden, die inzwischen auf mysteriöse Weise verschwunden sind.

Ich erinnere mich, wie es war, als ich zum ersten Mal die wirkliche Bedeutung der Evolutionstheorie erkannte. Ich war 19, hörte auf meinem iPod einen Vortrag über Charles Darwin und war anschließend eine Woche lang trübe gestimmt. Natürlich hatte ich als Schüler etwas über den britischen Biologen gelernt. Aber ich war an einer christlichen Schule gewesen, und mein Biologielehrer hatte so getan, als wäre es nur eine vage Theorie. *Quod non.*

Die Basis-Ingredienzien für die Evolution des Lebens sind klar. Man nehme:

- sehr viel Leid,
- sehr viel Kampf,
- sehr viel Zeit.

Oder um es kurz zu erklären: Tiere haben mehr Nachwuchs, als sie ernähren können. Diejenigen Abkömmlinge, die sich geschickter an ihre Umgebung anpassen (denken Sie an ein dickeres Fell oder eine bessere Tarnfarbe), haben eine etwas größere Chance, zu überleben und sich zu vermehren. Stellen Sie sich nun den entscheidenden

Wettlauf vor, in dem Billionen Brüder und Schwestern untergehen. Halten Sie das Rennen lange genug durch – sagen wir 4000 Millionen Jahre –, und winzige Unterschiede zwischen Eltern und Kindern wachsen sich zu einem riesigen Stammbaum von Flora und Fauna aus.

That's it. Einfach, aber brillant. In seiner Jugend hatte Darwin noch darüber nachgedacht, Priester zu werden, aber als Biologe verlor er seinen Glauben an Gott. Er konnte die Grausamkeit der Natur nicht mit der biblischen Schöpfungsgeschichte in Einklang bringen. Man nehme die Schlupfwespe, schrieb Darwin, ein Insekt, das seine Eier in eine lebendige Raupe legt. Ihre Kinder fressen die Raupe von innen heraus auf, ein langsamer, grausamer Tod.

Welcher kranke Geist hat sich so etwas ausdenken können? Niemand. Nichts ist ausgedacht, nichts entworfen. Schmerz, Leid und Kampf sind nun einmal die Motoren der Evolution. Ist es nicht merkwürdig, dass Darwin die Veröffentlichung seiner Theorie jahrelang aufgeschoben hat? Er schrieb einem Freund, dass es sich anfühle, als würde man «einen Mord gestehen». [1]

Seither ist die Evolutionstheorie nicht viel fröhlicher geworden. 1976 veröffentlichte Richard Dawkins, ebenfalls ein britischer Biologe, sein Meisterwerk über die entscheidende Rolle, die Gene bei der Evolution des Lebens spielen, *Das egoistische Gen.* Es ist ein deprimierendes Buch. Wer die Welt verbessern wolle, schreibt Dawkins, könne von der Natur wenig Hilfe erwarten. «Lasst uns versuchen, Großzügigkeit und Altruismus zu *lehren* , denn wir sind egoistisch geboren.» [2]

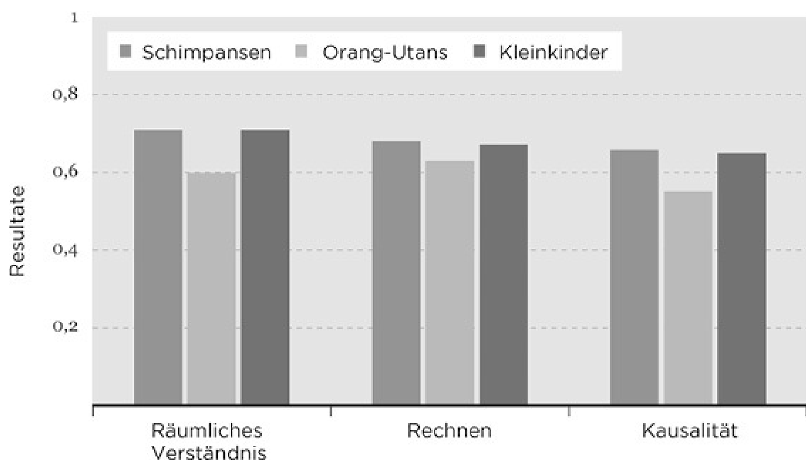
Vierzig Jahre nach der Veröffentlichung wählten britische Leser *Das egoistische Gen* zum einflussreichsten wissenschaftlichen Buch aller Zeiten. [3] Ein Leser nach dem anderen wurde nach dem Umschlagen der letzten Seite in existenzielle Krisen gestürzt. «Es bietet eine entsetzlich pessimistische Sicht auf die menschliche Natur», schrieb einer der Leser, der sich wünschte, er hätte das Buch nie gelesen. «Aber mir fällt kein Argument ein, um es zu widerlegen.» [4]

Da stehen wir nun also als *Homo sapiens* , Produkt eines brutalen und ewig langen Prozesses. 99,9 Prozent aller Arten sind ausgestorben, aber wir sind immer noch da. Wir haben die Welt erobert, und schon bald könnte der Rest der Galaxie folgen.

Aber warum wir?

Man könnte sagen, unsere Gene sind die egoistischsten von allen.

Wir sind dafür gemacht, stark und klug zu sein, durchtrieben und niederträchtig.
Und doch gibt es hier noch ein paar Ungereimtheiten. Zunächst einmal: Wir sind gar nicht so stark. Ein Schimpanse verprügelt uns mit Leichtigkeit. Ein Stier spießt uns ganz einfach so auf seine Hörner. Die Menschen sind träge, langsam und können nicht einmal richtig auf Bäume klettern. Bei der Geburt sind wir sogar vollkommen hilflos.
Vielleicht haben wir aber tatsächlich das Recht des Klügsten auf unserer Seite? Auf den ersten Blick mag das so wirken. Der *Homo sapiens* verfügt über ein ballonartig überdimensioniertes Hirn, das Energie schluckt wie eine Sauna am Nordpol. Unsere Gehirne machen nur zwei Prozent unseres Körpergewichts aus, verbrauchen jedoch 20 Prozent der Kalorien, die wir zu uns nehmen. [5]
Aber ist der Mensch denn wirklich so genial? Wenn wir eine schwierige Summe ausrechnen oder eine hübsche Zeichnung anfertigen, haben wir das normalerweise von jemand anderem gelernt. Ich zum Beispiel kann bis zehn zählen. Sehr schlau, aber ich bezweifle, dass ich von ganz allein auf ein numerisches System gekommen wäre.
Wissenschaftler haben sich seit Jahren mit der Frage beschäftigt, welche Tiere von Natur aus die klügsten sind. Dann verglichen sie unsere Intelligenz mit der anderer Primaten wie Schimpansen und Orang-Utans. (In diesen Studien bevorzugen sie meist kleine Kinder. Die hatten nämlich weniger Zeit, andere zu plagiieren.) Ein Team deutscher Wissenschaftler entwickelte eine Reihe von 38 Versuchen, bei denen die Teilnehmer in den Bereichen räumliches Verständnis, Rechnen und kausale Zusammenhänge getestet wurden. [6] Dies waren die Ergebnisse:



Tatsächlich, Kleinkinder scheinen die gleiche Punktezahl wie Affen im Zoo zu erreichen. Und es kommt noch schlimmer. Auch mit unserem Gedächtnis können wir unsere tierischen Verwandten nicht ausstechen. Japanische Forscher haben einen Gedächtnistest entwickelt, bei dem erwachsene Studenten gegen Schimpansen antraten. Unser «Arbeitsspeicher» und die Geschwindigkeit, mit der wir Informationen verarbeiten, wurden dabei als die wichtigsten Bausteine unserer Intelligenz herausgestellt.

Der japanische Test verlief folgendermaßen: Die Teilnehmer wurden vor einen Bildschirm gesetzt, auf dem willkürliche Zahlen (von 1 bis 9) kurz aufleuchteten. Dann mussten die Probanden die Stellen auf dem Bildschirm antippen, wo sich die Zahlen nach ihrer Erinnerung befanden, von unten nach oben.

Dabei schien das Team Mensch zunächst besser abzuschneiden als Team Schimpanse. Dann machten die Forscher den Test *schwieriger* (die Zahlen folgten immer schneller aufeinander), und die Affen gewannen. Der Einstein der Gesellschaft war ein Teilnehmer namens Ayuma, er war schneller als alle anderen und machte dabei weniger Fehler. [7] Ayuma war ein Schimpanse.

Wenn es um bloße Gehirnleistung geht, stehen wir nicht besser da als unsere pelzigen Familienmitglieder. Aber wofür benutzen wir eigentlich unser Megahirn?

Vielleicht lässt sich unser Erfolg mit unserer Verschlagenheit erklären? Es gibt einen wissenschaftlichen Begriff für diese Theorie: die Hypothese der «machiavellistischen Intelligenz» nach dem berühmten Werk *Der Fürst* (1532) des italienischen Philosophen Niccolò Machiavelli. Machiavelli erklärt in seinem Buch, dass ein Herrscher ständig lügen und betrügen müsse, um an der Macht zu bleiben.

Das täten wir, nach seiner Hypothese, seit Millionen von Jahren. Wir würden uns auf immer raffiniertere Weise gegenseitig betrügen. Unsere Hirne wären dabei vergleichbar mit dem Anwachsen der Atomwaffenarsenale der USA und der Sowjetunion während des Kalten Krieges. Das Konstruieren von Lügen kostet nun einmal mehr Energie als das Aussprechen der Wahrheit. Und das Resultat dieses Rüstungswettlaufs? Ein Superhirn.

Wenn diese Hypothese zutrifft, könnte man erwarten, dass die Menschen Affen leicht bei Spielen übertreffen, in denen sie ihren Gegner austricksen müssen. Aber selbst bei solchen Tests schneiden die Schimpansen besser ab, zeigt sich an zahlreichen Untersuchungen. Menschen sind mäßige Lügner. [8] Schlimmer noch, wir neigen dazu, anderen schnell zu vertrauen, was der Grund dafür ist, dass professionelle Betrüger ihre «Arbeit» erledigen können. [9]

Und noch etwas ist merkwürdig am *Homo sapiens.* Denken Sie daran: Machiavelli hat uns geraten, Gefühle niemals preiszugeben. Pokerface. Scham ist überflüssig. Es geht darum, dass man gewinnt, egal wie. Doch wenn die schamlosesten Typen schließlich siegen, wie kann es dann sein, dass der Mensch die einzige Spezies im gesamten Tierreich ist, die *errötet* ?

Bereits Charles Darwin nannte dieses Phänomen «die eigentümlichste und menschlichste aller Ausdrucksformen». [10] Er schrieb an sein gesamtes Netzwerk aus Missionaren, Kaufleuten bis hin zu Kolonialbeamten und fragte, ob Vergleichbares woanders ebenfalls aufgetreten sei. Und immer war die Antwort die gleiche: Ja, auch hier errötet man.

Aber warum? Warum sind Menschen, die erröten, noch nicht ausgestorben?

2.

August 1856. In einer Kalksteinhöhle nördlich von Köln machen zwei Bergleute die Entdeckung ihres Lebens. Sie stoßen auf das Skelett einer der umstrittensten Kreaturen, die jemals auf der Erde

herumliefen.
Nicht, dass die Männer zu diesem Zeitpunkt irgendwas davon realisiert hätten. Während ihrer Arbeit finden sie oft alte Knochen, etwa von einem Bären oder einer Hyäne, und schmeißen sie dann in den Müll. Aber diesmal erblickt ihr Aufseher die Knochen auf der Müllkippe. Er vermutet, dass sie von einem Höhlenbären stammen, was ihm ein schönes Geschenk für den örtlichen Gymnasiallehrer Johann Carl Fuhlrott zu sein scheint. Letzterer ist ein fanatischer Fossiliensammler, ein beliebtes Hobby zu einer Zeit, in der die Leute noch kein Netflix haben.
Fuhlrott erkennt sofort: Das sind keine gewöhnlichen Knochen. Auf den ersten Blick sehen sie aus wie die Überreste eines Menschen, aber irgendetwas stimmt nicht. Vor allem die Form der Schädeldecke ist seltsam. Es ist ein abfallender, länglicher Schädel mit einer großen Nase und einem groben Augenbrauenbogen.
Während dieser Woche steht in allen lokalen Zeitungen: Im Neandertal sei jemand vom «Stamme der Flachschädel» gefunden worden. Ein Professor von der Bonner Universität, Hermann Schaaffhausen, erfährt von dieser Entdeckung und nimmt mit dem Gymnasiallehrer Fuhlrott Kontakt auf. Kurz darauf treffen sie sich, der Amateur und der Prof, und nach ein paar Stunden haben sie das Mysterium gelöst.
Die Knochen stammen nicht von irgendeinem Menschen. Sie gehören zu einer anderen *Gattung* Mensch.
Hier müssen «*antediluviane* , also fossile Menschenreste vorliegen», schlussfolgert Fuhlrott. [1] Mit anderen Worten: Sie stammen aus der Zeit vor der in der Bibel beschriebenen Sintflut. Von einem Tier, das gelebt hat, ehe Gott die Erde unter Wasser setzte.
Es ist schwer zu überschätzen, wie schockierend diese Schlussfolgerung gewesen sein muss. Zur damaligen Zeit ist es die reinste Ketzerei. Als Fuhlrott und Schaaffhausen ihre Neuigkeiten bei einem ordentlichen Treffen der Niederrheinischen Gesellschaft für Natur und Heilkunde bekanntgeben, rennen sie vor eine Mauer des Unglaubens.
Unsinn, reagiert ein Professor der Anatomie, das sei das Skelett eines Kosaken, der im Krieg gegen Napoleon gestorben ist. «Nonsens», ruft ein anderer, das war «ein armer Idiot oder Einsiedler» mit einem durch Krankheit deformierten Kopf. [2]
Aber dann tauchen noch mehr solcher Knochen auf. In ganz Europa fangen die Museen an, ihre Sammlungen zu durchforsten, wobei ein

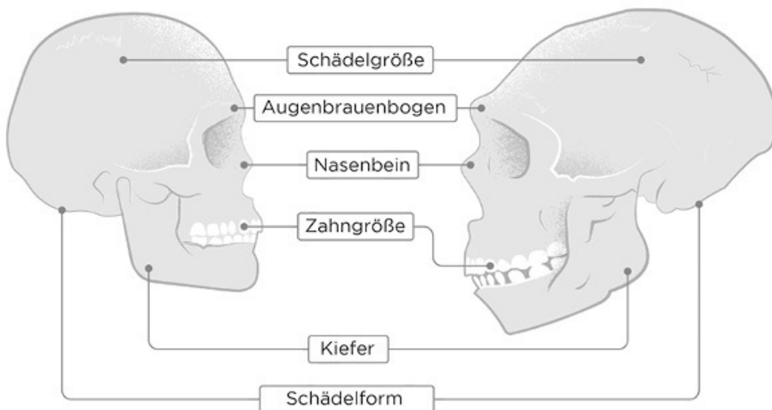
Schädel nach dem anderen in Form eines Rugbyballes zum Vorschein kommt. Zuerst waren diese Kopfformen als Deformationen abgetan worden, aber jetzt dämmert es den Wissenschaftlern: Das ist tatsächlich eine andere Art der Gattung Mensch.

Es dauert nicht lange, bis jemand einen treffenden Namen findet: *Homo stupidus.* [3] Seine «Gedanken und Wünsche», bemerkt ein prominenter Anatom, seien «nie über die eines wilden Tieres hinausgekommen». [4] Aber der Name, der dann schließlich in die Bücher eingeht, ist etwas subtiler und bezieht sich auf das Tal, wo die Knochen gefunden wurden.

Homo neanderthalensis.

Bis heute hat der Neandertaler die Reputation eines dummen Barbaren. Was auch verständlich ist. Es ist eine unangenehme Tatsache, dass wir die Erde einst mit anderen menschlichen Spezies geteilt haben.

Die Schädel des *Homo sapiens* und des *Homo neanderthalensis*
Man beachte die Unterschiede



Inzwischen wissen wir, dass wir vor nur 50000 Jahren mit mindestens fünf anderen menschlichen Spezies die Erde bevölkerten. Der *Homo erectus* , der *Homo floresiensis* , der *Homo luzonensis* , der *Homo denisova* , der *Homo neanderthalensis* – es waren Menschen, wie der Dompfaff, der Kernbeißer und der Buchfink alles Finken sind.

Die Frage lautet deshalb nicht allein, warum sperren wir Schimpansen in den Zoo und nicht umgekehrt? Interessant ist auch: Was ist mit unseren Brüdern und Schwestern, einschließlich derer des Stammes der Flachschädel, geschehen – was haben wir mit ihnen angestellt? Weshalb sind sie ausgestorben?

Waren die Neandertaler uns vielleicht körperlich unterlegen? Nicht unbedingt. Sie waren sogar ziemlich kräftig. Sie hatten Arme wie Popeye, wenn der gerade eine Dose Spinat ausgelöffelt hat. Und noch wichtiger: Neandertaler hatten Mumm. In den 1990er Jahren haben zwei amerikanische Archäologen die zahlreich nachgewiesenen Knochenbrüche der Neandertalerskelette eingehend untersucht. Nach einer Weile stießen sie auf eine Übereinstimmung mit einer bestimmten Berufsgruppe, die regelmäßig ebenfalls «ärgerliche Begegnungen» mit großen Tieren hat: Rodeocowboys.

Die Archäologen machten sich auf den Weg – ich denke mir das nicht aus – zur *Professional Rodeo Cowboys Association* , die in den 1980er Jahren 2593 Verletzungen bei ihren Mitgliedern registrierte. [5] Sie glichen diese Daten mit denen der Neandertaler ab, und ja, das Muster stimmte überein. Der einzige Unterschied? Neandertaler traten nicht gegen Pferde an, sondern gegen Mammuts. [6]

Nun eine weitere naheliegende Frage: Waren Neandertaler vielleicht dümmer als wir?

Jetzt wird es noch schmerzlicher. Das Neandertaler-Gehirnvolumen war durchschnittlich 15 Prozent größer als das unsere heute: 1,5 Liter versus 1,3 Liter. Wenn wir ein Gigahirn haben, hatten sie ein Monsterhirn. Wir die Rechenpower eines MacBook Air, sie die eines MacBook Pro.

Jahrein, jahraus erfahren Wissenschaftler mehr über die Neandertaler, und fast immer ist ihre Schlussfolgerung dieselbe: Sie waren unglaublich intelligent. [7] Sie konnten kochen. Sie machten Feuer, Kleidung, Musikinstrumente, Schmuck, Höhlenmalereien. Es gibt sogar Anzeichen dafür, dass wir Dinge von den Neandertalern übernommen haben, wie bestimmte Steinwerkzeuge oder vielleicht sogar das Begraben der Toten.

Damit wird das Mysterium nur noch größer. Warum sind sie mit ihren großen Gehirnen, starken Armen und nach dem Überleben zweier Eiszeiten dennoch ausgestorben? Über 200000 Jahre wussten sie sich zu behaupten, aber als der *Homo sapiens* die Bühne betrat, war es mit dem Neandertaler schnell vorbei.

Es gibt noch eine letzte Möglichkeit, dies zu erklären, die allerdings sehr bestürzend ist.
Vielleicht waren wir nicht stärker, mutiger oder schlauer als die Neandertaler. Vielleicht waren wir nur niederträchtiger. «Es ist gut möglich», notiert der israelische Historiker Yuval Noah Harari, «dass die Begegnung zwischen Sapiens und Neandertalern mit der ersten und gründlichsten ‹ethnischen Säuberung› der Geschichte endete.» [8] Der berühmte Geograph Jared Diamond stimmt dieser Einschätzung zu und stellt fest: «Mörder wurden schon auf Grundlage dürftigerer Beweise verurteilt.» [9]
3.
Könnte es wahr sein? Haben wir die andere menschliche Spezies ausgerottet?
Flashforward ins Frühjahr 1958. Ludmila Trut, eine junge Frau mit kurzen, brünetten Haaren, klopft an die Tür des Büros des Zoologen und Genetikers Professor Dmitri Beljajew. Er ist auf der Suche nach einem neuen wissenschaftlichen Mitarbeiter. Sie hat ihr Studium noch nicht beendet und ist außerordentlich nervös, aber sie muss und wird diesen Job kriegen. [1]
Der Professor ist ein höflicher Mann. In einer Zeit, in der die meisten Sowjetwissenschaftler auf Frauen herabsehen, behandelt Dmitri seine Studentin als Ebenbürtige. Mehr noch, er weiht Ludmila in sein geheimes Vorhaben ein. Sie soll nach Sibirien reisen. Dort, in der Nähe der Grenze zu Kasachstan und der Mongolei, kann sein Experiment starten.
Der Professor legt Ludmila ans Herz, sorgfältig zu überlegen, ehe sie zusagt. Es würden gefährliche Jahre werden. Die kommunistische Führung betrachtet die Evolutionstheorie als kapitalistische Lüge und hat jegliche Genforschung verboten. Dmitris älterer Bruder ist zehn Jahre zuvor hingerichtet worden. Nach außen werden sie das Experiment als Erforschung des wertvollen Fuchsfells ausgeben. Aber in Wirklichkeit wollen sie etwas ganz anderes untersuchen. «Er erklärte mir», erinnerte sich Ludmila Jahre später, «dass er einen Fuchs in einen Hund verwandeln wollte.» [2]
Was die junge Studentin noch nicht wusste, war, dass sie am Anfang einer epischen Suche stand. Dmitri Beljajew und Ludmila Trut sollten gemeinsam den Ursprung der Menschheit entwirren.
Aber zuerst standen sie vor einer ganz anderen Frage: Wie transformiert man ein wildes Tier in ein glückliches Haustier? Ein Jahrhundert zuvor hatte Charles Darwin bereits festgestellt, dass

domestizierte Tiere – Schweine, Kaninchen, Schafe – erstaunliche Ähnlichkeiten aufweisen. Sie sind etwas kleiner als ihre wilden Vorfahren. Sie haben kleinere Gehirne und Zähne, oft Schlappohren, Ringelschwänze und weiße Flecken im Fell. Und vielleicht das Auffälligste: Sie behalten auch nach ihrer Kindheit ein jugendliches Aussehen.

Dmitri hatte sich seit Jahren den Kopf darüber zerbrochen. Warum sahen domestizierte Tiere so aus? Warum gaben unendlich viele Bauern seit Jahrtausenden Kaninchen und Ferkeln mit Ringelschwänzen, herabhängenden Ohren und Babygesichtern den Vorzug und züchteten ausgerechnet diese Exemplare weiter?

Der russische Genetiker stellte eine radikale Hypothese auf. Nämlich, dass das kindliche Aussehen nur ein *Nebenprodukt* eines ganz anderen Prozesses war. Er vermutete, dass Tiere von selbst dieses Aussehen annehmen würden, wenn sie lange genug auf eine bestimmte Eigenschaft hin selektiert wurden.

Freundlichkeit.

Und das war Dmitris Plan. Er wollte in ein paar Jahrzehnten wiederholen, wofür die Natur Jahrtausende benötigt hatte. Er wollte ein wildes Tier in ein Haustier verwandeln, indem er nur die freundlichsten und zahmsten Exemplare zur Weiterzucht auswählte.

Dmitris Studienobjekt war der Silberfuchs, ein Tier, das noch nie zuvor domestiziert worden war. Silberfüchse waren so aggressiv, dass man sich ihnen nur mit fünf Zentimeter dicken Handschuhen nähern konnte, die bis zum Ellbogen reichten.

Dmitri warnte Ludmila, dass sie von dem Experiment nicht zu viel erwarten solle. Es würde Jahre dauern, vielleicht sogar ihr ganzes Leben, und wahrscheinlich würde kein nennenswertes Ergebnis dabei herauskommen. Aber die Studentin musste nicht lange überlegen. Ein paar Wochen später saß sie in der Transsibirischen Eisenbahn.

Die Fuchsfarm, mit der Dmitri zusammenarbeitete, entpuppte sich als ein riesiger Komplex mit Tausenden Käfigen, aus denen Ludmila eine Kakophonie von Geschrei entgegenschlug. Die junge Frau hatte alles über das Verhalten des Silberfuchses gelesen, war aber trotzdem über ihre Aggressivität schockiert. Von der ersten Woche an lief sie Tag für Tag an den Käfigen vorüber. Mit ihren dicken Handschuhen überprüfte sie, wie die Füchse auf ihre ausgestreckte Hand reagierten. Wenn sie leichte Zweifel, so etwas wie Zurückhaltung erkannte, selektierte sie den Fuchs zur Weiterzucht.

In Nachhinein betrachtet, ist es bizarr, wie schnell das Experiment Ergebnisse abwarf.
Schon 1964, in der vierten Generation der Füchse, sah Ludmila den ersten Fuchs mit dem Schwanz wedeln. Um sicherzugehen, dass es auf die Selektion zurückzuführen war (und nicht angelernt), hatten Ludmila und ihre Kollegen so wenig Kontakt wie möglich mit den Füchsen. Aber das wurde immer schwieriger. Nur ein paar weitere Generationen später bettelten die Tiere schon um Aufmerksamkeit. Versuchen Sie mal, zu schwanzwedelnden, bettelnden Fuchswelpen, den «Puppy-Füchsen», nein zu sagen.
In der Wildnis wird ein Fuchs etwa anderthalb Monate nach der Geburt ein wenig abweisender und aggressiver. Aber Ludmilas aufgezogene Füchse blieben ihr ganzes Leben lang kindlich. Sie wollten den lieben langen Tag nur spielen. «Diese zahmeren Füchse schienen einfach nicht erwachsen werden zu wollen», schrieb Ludmila später. [3]
In der Zwischenzeit zeigten sich die körperlichen Veränderungen immer deutlicher. Die Ohren fingen an zu hängen. Die Füchse bekamen geringelte Schwänze und weiße Flecken im Fell. Ihre Schnauze wurde kürzer, ihre Knochen wurden dünner, und das Männchen wurde dem Weibchen immer ähnlicher. Die Füchse begannen sogar zu bellen, als ob sie Hunde wären. Nach einer Weile reagierten sie darauf, wenn ihre Betreuer sie beim Namen riefen, was man bei Füchsen noch nie zuvor erlebt hatte.
Und man bedenke: Ludmila hatte keine einzige dieser Eigenschaften selektiert. Es waren alleinige Nebenprodukte der Freundlichkeit, ihres einzigen Auswahlkriteriums.
Im August 1978, 20 Jahre nach Beginn des Experiments von Dmitri und Ludmila, hatte sich die Welt für russische Biologen völlig verändert. Sie mussten ihre Forschungen nicht mehr geheim halten. Die Evolutionstheorie war bei näherer Betrachtung dann doch keine kapitalistische Lüge, und das Politbüro wollte der Welt zeigen, wozu die sowjetische Wissenschaft in der Lage war.
In diesem Jahr gelang es Dmitri, den Internationalen Gentechnikkongress nach Moskau zu holen. Die Gäste wurden im staatlichen Kreml-Palast empfangen, der Platz für 6000 Personen bot. Es gab Champagner und Kaviar in rauen Mengen.
Aber die Teilnehmer waren erst wirklich beeindruckt, als Dmitri das Podium betrat. Nach einer kurzen Einführung erloschen die Lichter, und sein Film wurde gezeigt. Etwas Unmögliches hopste ins Bild:

ein schweifwedelnder Silberfuchs. Oohs und Aahs hallten durch den Raum, und als die Lichter wieder aufflammten, war das Gemurmel noch immer nicht verstummt.



Dmitri Beljajew und seine Silberfüchse. Nowosibirsk, 1984. Dmitri starb ein Jahr später, aber sein Forschungsprogramm wird bis heute fortgesetzt. Quelle: SPUTNIK /Alamy Stock Photo.

Aber Dmitri war noch nicht fertig. In der folgenden Stunde enthüllte er seine revolutionäre Theorie. Er vermutete, dass die Veränderungen bei den Füchsen nur mit ihren Hormonen zu tun hätten: Die freundlichen Füchse produzierten weitaus weniger Stresshormone, dafür mehr Serotonin (das «Glückshormon») und mehr Oxytocin (das «Kuschelhormon»).

Und: O ja, er war überzeugt, dass seine Theorie nicht allein bei Füchsen Gültigkeit habe, sie lasse «sich natürlich auch auf den Menschen anwenden». [4]

Im Nachhinein betrachtet, ein historischer Ausspruch.

Zwei Jahre nachdem Richard Dawkins seinen Bestseller über die egoistischen Gene veröffentlicht hatte – und zu dem Schluss kam,

dass Menschen «egoistisch geboren werden» –, stellte dieser unbekannte Russe eine ganz andere Theorie auf. Dmitri Beljajew vermutete, dass wir domestizierte Affen seien. Mit anderen Worten, er nahm an, dass die freundlichsten Menschen in Zehntausenden von Jahren die meisten Nachkommen gezeugt hatten.

The survival of the friendliest.

Wenn Dmitri recht hat, müssten wir die Hinweise auf diese Theorie am eigenen Leib ausmachen können. Dann müssten wir wie die Silberfüchse, die Schweinchen und Kaninchen kleiner und niedlicher geworden sein.

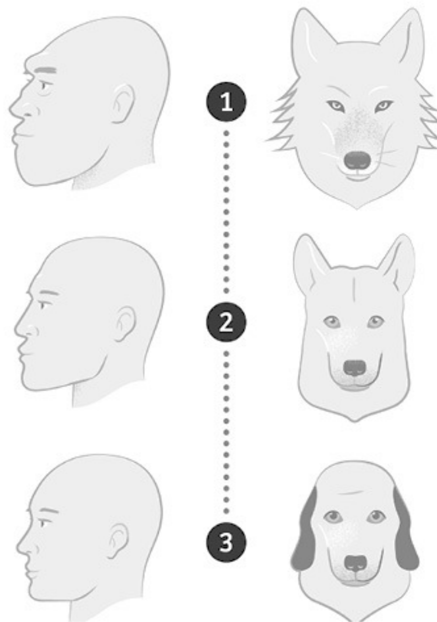
Dmitri verfügte nicht über die Mittel, seine Hypothese zu erproben, aber inzwischen ist die Wissenschaft viel weiter fortgeschritten. Im Jahr 2014 verglich ein Team amerikanischer Forscher die Schädelstrukturen von Menschen, die in verschiedenen Perioden der letzten 200000 Jahre gelebt haben. [5] Das Muster war deutlich zu erkennen. Unsere Gesichter sind viel weicher, jugendlicher und femininer geworden. Unser Gehirn ist um mindestens zehn Prozent geschrumpft, und auch unsere Zähne und Kieferknochen sind «pädomorph» geworden, wie es die Anatomen bezeichnen. Heißt: kindlich.

Wenn man unsere Gesichter mit denen der Neandertaler vergleicht, wird der Unterschied noch deutlicher. Unsere Schädel sind kürzer, runder, und wir haben einen kleineren Augenbrauenbogen. Was Hunde im Vergleich zu Wölfen sind, sind wir verglichen mit Neandertalern. [6] Und wie erwachsene Hunde den Wolfswelpen ähneln, haben wir angefangen, wie Babyäffchen auszusehen.

Wir sind der *Homo puppy* , der Welpenmensch.

Die Domestizierung von Mensch und Hund hatte zur Folge:

- freundlicheres Verhalten
- mehr Serotonine und Oxytocine
- weibliches und jüngeres Aussehen
- eine längere Jugend
- verbesserte Kommunikation



Quelle: Brian Hare, *Survival of the Friendliest*. Annual Review of Psychology 68 (1), 2017.

Das Merkwürdige ist, dass sich unser Aussehen erst vor etwa 50000 Jahren rasant geändert hat, in dem Moment, als die Neandertaler verschwanden und wir eine Erfindung nach der anderen machten (bessere Schleifsteine, Angeln, Pfeil und Bogen, Kanus, hippere Höhlenmalereien und vieles mehr). Aus evolutionärer Sicht lässt sich hier schwerlich ein Reim drauf machen. Die Menschen wurden schwächer, verletzlicher und kindlicher. Wir bekamen ein kleineres Gehirn, während unsere Welt immer komplizierter wurde.

Warum? Wie konnte der *Homo puppy* die Welt erobern?

4.

Es gibt niemanden, der diese Frage besser beantworten könnte als ein echter Puppy-Experte. Der amerikanische Forscher Brian Hare (Jahrgang 1976) war als Kind schon verrückt nach Hunden. Und so entschied er sich für ein Biologiestudium, bei dem ihm auffiel, dass sich Wissenschaftler kaum für Hunde interessierten. Der Grund? Hunde sind zwar niedlich, aber nicht allzu gescheit.

Brian landete im Seminar von Michael Tomasello, einem der bekanntesten Biologen der letzten Jahrzehnte. Dieser Professor forschte an Tieren, die als viel interessanter angesehen wurden:

Schimpansen. Irgendwann im zweiten Jahr, Brian war gerade 19 Jahre alt, durfte er bei einem Intelligenztest assistieren.
Es ging um den klassischen *Object-choice-* Test, bei dem ein Leckerbissen versteckt wird und die Probanden Tipps erhalten, wo das Futter zu finden ist. Menschliche Kleinkinder punkten hier, aber Schimpansen kommen damit überhaupt nicht klar. Wie deutlich Professor Tomasello und seine Studenten auch auf den Ort wiesen, an dem sie eine Banane versteckt hatten, die Affen kapierten es nicht.
Nach einem erneuten langen Tag voller ergebnislosem Nicken und Gestikulieren schmiss Brian einfach hin.
«Ich glaube, sogar mein Hund kann das!»
«Natürlich», sagte Professor Tomasello lachend.
«Nein, ich meine es ernst», beharrte Brian. «Ich wette, dass er den Test besteht.» [1]
Heute, mehr als 20 Jahre später, ist Brian Hare Professor für evolutionäre Anthropologie an der Duke University in North Carolina. Mit einer Reihe sorgfältiger Experimente hat er gezeigt, dass Hunde doch ziemlich intelligent sind. Oft sogar intelligenter als Schimpansen, selbst wenn sie ein kleineres Hirn besitzen.
Die Wissenschaftler verstanden es zunächst nicht: Warum bestanden Hunde den *Object-choice* -Test? Sie konnten diese Intelligenz nicht von ihren Vorfahren, den Wölfen, geerbt haben. Wölfe schneiden bei Brians Test genauso schlecht ab wie Schimpansen und Orang-Utans. Und Hunde haben es auch nicht von ihren Besitzern gelernt, denn selbst Welpen *(Puppies)* im Alter von neun Wochen bestehen den Objektwahltest. (Da haben sie gerade mal ihre Augen geöffnet und die ersten Schritte versucht.)
Ein Kollege von Brian, der Biologe Richard Wrangham, vermutete, dass die Intelligenz der Hunde *einfach so* entstanden ist. Dass sie ein zufälliges Nebenprodukt ist, genau wie die Ringelschwänze und die Schlappohren. Aber Brian glaubte nicht daran. Etwas so Bedeutsames wie soziale Intelligenz kann doch kein Missgeschick gewesen sein? Der junge Biologe vermutete, dass unsere Vorfahren die klügeren Hunde ganz bewusst gezüchtet hatten.
Es gab nur einen Weg, wie Brian beweisen konnte, dass er richtiglag.
Er musste nach Sibirien. Jahre zuvor hatte er von der geheimen Forschung eines russischen Genetikers gelesen, der einen Fuchs in einen Hund verwandelt hatte. Als Brian einige Monate später – es

war 2003 – aus der Transsibirischen Eisenbahn stieg, hatten Ludmila und ihr Team bereits 45 Generationen an Füchsen gezüchtet. Brian war der erste Ausländer, der mit den Silberfüchsen arbeitete. Und natürlich begann er mit dem *Object-choice* -Test. Wenn seine Theorie stimmte, müssten die freundlichen und die aggressiven Füchse im Test gleichermaßen schlecht abschneiden. Dmitri und Ludmila hatten die Füchse nach der Eigenschaft Freundlichkeit selektiert und gezüchtet, nicht nach Intelligenz. Aber wenn Brians Kollege Richard recht hatte und Intelligenz ein zufälliger Beifang der Freundlichkeit war, dann könnten die gezüchteten Füchse mit Glanz und Gloria punkten.

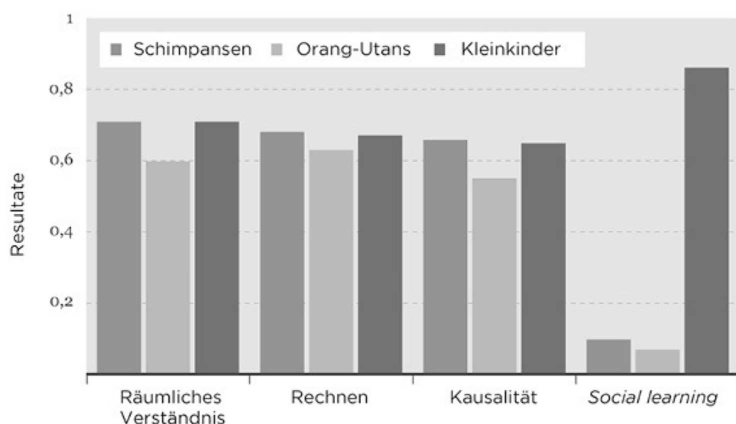
Kurz gesagt: Richard hatte recht, Brian lag falsch. Die gezüchteten, freundlichen Füchse erwiesen sich als unglaublich intelligent und viel klüger als ihre aggressiven Pendants. Oder wie Brian schrieb: «Die Füchse stellen meine Welt komplett auf den Kopf.» [2]

Bis zu dieser Zeit war man davon ausgegangen, dass Domestizierung Tiere dümmer macht. Ihr Gehirn schrumpft, und die Fähigkeiten, die in der Wildnis nötig sind, gehen verloren. Man kennt die Klischees aus dem Sprachgebrauch: schlau wie ein Fuchs, dumm wie ein Schwein. Aber jetzt kam Brian zu einem ganz anderen Schluss. «Wenn man einen intelligenten Fuchs will», schrieb er, «selektiert man nicht nach Schlauheit, sondern nach Freundlichkeit.» [3]

5.

Und damit sind wir wieder bei der Frage, mit der ich dieses Kapitel begonnen habe. Was macht Menschen einzigartig? Warum haben wir Museen gebaut, während die Neandertaler in den Vitrinen liegen?

Schauen wir noch einmal nach den Ergebnissen dieser 38 Tests bei Affen und Kleinkindern. Die Teilnehmer wurden nämlich noch auf eine vierte Fähigkeit getestet: *social learning.* Die Fähigkeit, etwas von jemand anderem zu lernen. Und bei dieser Fähigkeit wurde eine Besonderheit festgestellt.



Ich kenne keine Graphik, in der die Besonderheit des Menschen besser zusammengefasst wird. Schimpansen und Orang-Utans erreichen bei fast allen mentalen Fähigkeiten ähnliche Ergebnisse wie zweieinhalbjährige Kinder. Aber in der Kategorie des *social learning* sind Kleinkinder in jeder Hinsicht überlegen. Die meisten Kinder erreichen 100 Prozent, die meisten Affen 0.

Menschen scheinen supersoziale Lernmaschinen zu sein. Wir werden geboren, um zu lernen, uns miteinander in Verbindung zu setzen und zu spielen. Ist es dann noch verrückt, dass Erröten ein einzigartiger, menschlicher Gesichtsausdruck ist? Erröten ist eine typische soziale Fähigkeit. Leute, die erröten, lassen erkennen, dass sie etwas darauf geben, was andere von ihnen denken. Das schafft Vertrauen, weshalb wir besser zusammenarbeiten können.

Das Gleiche passiert, wenn wir uns gegenseitig in die Augen schauen. Die Menschen lassen eine Besonderheit erkennen, wenn sie die Augen aufschlagen: das Weiß ihrer Augen. Mit seiner Hilfe können wir der Blickrichtung des anderen folgen. Alle anderen Primaten, und ich spreche von mehr als 200 Arten, produzieren den Pigmentstoff Melanin, um ihre Augen zu verdunkeln. Auf diese Weise verbergen sie ihre Blickrichtung, wie Mafiosi es mit einer dunklen Sonnenbrille tun.

Aber wir? Wir sind wie ein offenes Buch füreinander. Wir geben unseren Blick an andere weiter. Wie würden Freundschaft und Romantik aussehen, wenn wir uns nicht in die Augen schauen und die Emotionen des anderen darin erkennen könnten? Wie könnten

wir einander dann noch vertrauen? Brian Hare vermutet, dass unsere einzigartigen Augen ebenfalls das Produkt der Domestizierung sind. Stetig freundlichere Menschen offenbarten mit ihrem Augenaufschlag immer mehr von dem, was in ihrem Inneren vor sich ging. [1]

Und dann wäre da noch das Verschwinden unseres großen Augenbrauenbogens. Man kann diesen *torus supraorbitalis* an den Schädeln der Neandertaler erkennen, aber auch bei Schimpansen und Orang-Utans. Wissenschaftler vermuten, dass dieser Bogen die Kommunikation erschwerte, denn inzwischen können wir unsere Augenbrauen auf vielerlei subtile Arten einsetzen. [2] Wenn Sie überrascht, mitfühlend oder missbilligend schauen, spüren Sie, wie stark Ihre Augenbrauen dabei beansprucht werden.

Kurz gesagt, Menschen haben kein Pokerface. Unsere Emotionen treten offen zutage. Wir sind darauf ausgerichtet, Verbindungen mit den Menschen unserer Umgebung herzustellen. Und das ist kein Handicap, sondern unser größtes Kapital. Soziale Menschen sind nämlich nicht nur eine nettere Gesellschaft, sie sind letztlich auch klüger.

Der einfachste Weg, das zu verstehen, ist, sich einen Planeten mit zwei Arten von Menschen vorzustellen: den Genies und den Nachahmern. Die Genies sind brillant: Jeder Zehnte entwickelt während seines Lebens eine große Erfindung (sagen wir mal, eine Angelrute zum Fischefangen). Die Nachahmer sind viel dümmer. Von tausend Nachahmern lernt gerade mal einer, selbst zu fischen. Mit anderen Worten: Die Genies sind hundertmal so schlau wie die Nachahmer.

Aber die Genies haben einen Nachteil. Sie sind nicht sonderlich sozial. Im Durchschnitt haben sie nur einen einzigen Freund, dem sie, wenn sie die Angel erfinden, das Fischen beibringen. Die Nachahmer haben zehn Freunde, also sind sie zehnmal sozialer. Nehmen wir an, dass es nicht so einfach ist, jemandem das Fischen beizubringen, und dass es in nur der Hälfte aller Fälle klappt.

Die entscheidende Frage ist nämlich: Welche Gruppe wird am meisten von der Erfindung profitieren? Die Antwort lautet, so der Anthropologe Joseph Henrich, dass eins von den fünf Genies das Fischen lernen wird, von denen die Hälfte es selbst herausgefunden hat und die andere Hälfte es von anderen abgeschaut hat. Am Ende beherrschen also lediglich 20 Prozent der Genies die Kunst des Fischens. Und bei den Nachahmern? Nur 0,1 Prozent werden sich

das Fischen selbst beibringen, aber trotzdem können es 99,9 Prozent, weil sie es von anderen Nachahmern lernen. [3]

Eigentlich waren die Neandertaler eine Art von Genies. Sie hatten eine größere individuelle, aber eine kleinere kollektive Hirnkapazität. Für sich allein war ein *Homo neanderthalensis* vielleicht klüger als ein *Homo sapiens* , aber dieser lebte eben in größeren Gruppen, wechselte diese Gruppe häufiger und konnte wahrscheinlich besser Dinge abschauen. Wenn Neandertaler ein rasend schneller Computer waren, dann waren wir ein altmodischer PC – aber mit WLAN . Wir waren dümmer, aber besser miteinander vernetzt.

Es gibt Wissenschaftler, die vermuten, dass unsere Sprache ebenfalls ein Produkt unserer Freundlichkeit ist. [4] Sprache ist vor allem etwas, das Nachahmer selbst nicht erfinden, sondern voneinander lernen können. Wie Ludmilas Füchse zu bellen begannen, so begannen wir zu sprechen.

Aber was ist mit den Neandertalern geschehen? Hat der *Homo puppy* sie doch abgeschlachtet?

Diese Geschichte mag sich in spannenden Bestsellern und Dokumentationen präsentieren lassen, aber es gibt keinen archäologischen Beweis dafür. Es ist wahrscheinlicher, dass wir Menschen gegen das raue Klima der letzten Eiszeit (die Geologen datieren sie auf etwa 115000 bis 15000 Jahre in der Vergangenheit) besser gewappnet waren, weil wir besser zusammengearbeitet haben.

Und dieses deprimierende Buch, *Das egoistische Gen* ? Es passte perfekt zum Zeitgeist der 1970er Jahre. Im selben Jahr beförderte die Zeitschrift *New Yorker* das Jahrzehnt zur *«Me»-Decade.* Ende der 1990er Jahre gründete Jeffrey Skilling, CEO des US -Energieriesen Enron, seine gesamte Unternehmensphilosophie auf Habgier. Er hatte das Buch von Richard Dawkins verschlungen, es hatte ihn nicht deprimiert, er wollte es in die Praxis umsetzen.

Skilling richtete ein Bewertungssystem ein *(«Rank & Yank»),* bei dem die Mitarbeiter mit Noten von 1 bis 5 bewertet wurden. Wer eine 1 erzielte, gehörte zu den Top-15-Prozent des Unternehmens und konnte mit einem fetten Bonus rechnen. Die untersten 15 Prozent wurden nach «Sibirien» geschickt. Sie bekamen zwei Wochen Zeit, ihre Haltung zu ändern, sonst wurden sie entlassen. Das Resultat: Enron schuf eine Hobbes'sche Unternehmenskultur. Der Konkurrenzdruck unter den Mitarbeitern war immens, und sie

fingen an, sich gegenseitig in den Rücken zu fallen. Ende 2001 stellte sich heraus, dass Enron einen gigantischen Buchhaltungsbetrug begangen hatte. Und Skilling? Landete im Kittchen.

Bis heute arbeiten 60 Prozent der größten amerikanischen Unternehmen mit einer Form von *Rank & Yank*. [5] «Es ist ein Hobbes'sches Universum», schrieb der Journalist Joris Luyendijk kurz nach der Krise im Londoner Finanzsektor 2008: «Jeder gegen jeden, mit Beziehungen, die durchgehend gemein, gefühllos und kurz angebunden sind.» [6] Oder nehmen Sie Unternehmen wie Amazon und Uber, die ihre Mitarbeiter systematisch gegeneinander ausspielen. Uber sei ein «Hobbes'scher Dschungel», sagt ein anonymer Mitarbeiter, ein Unternehmen, in dem man «nie nach oben kommt, wenn nicht jemand anderes stirbt». [7]

Die Wissenschaft ist inzwischen viel weiter. In späteren Ausgaben von *Das egoistische Gen* nahm Richard Dawkins seine Worte über unsere «natürliche» Selbstsucht zurück. [8] Und heutzutage glaubt kaum noch ein Biologe daran. Kampf und Konkurrenz spielen eine klare Rolle in der Entwicklung des Lebens, aber jeder Erstsemesterbiologe lernt heutzutage, dass Zusammenarbeit viel ausschlaggebender ist.

Eigentlich ist das eine alte Wahrheit. Unsere fernen Vorfahren stellten den Einzelnen selten auf ein Podest. Jäger und Sammler aus aller Welt, von den kältesten Tundren bis zu den heißesten Wüsten, glaubten, dass alles miteinander verbunden sei. Sie sahen den Menschen als Teil von etwas viel Größerem, das mit allen Tieren, Pflanzen und Mutter Erde zusammenhing. [9] Sie begriffen den menschlichen Zustand vielleicht besser als wir.

Kann es Zufall sein, dass wir manchmal buchstäblich krank vor Einsamkeit werden? Dass die gesundheitlichen Folgen eines Mangels an Kontakten mit dem Rauchen von fünfzehn Zigaretten pro Tag vergleichbar sind? [10] Und dass ein Haustier das Risiko von Depressionen verringert? [11] Menschen sehnen sich nun einmal danach, zusammen zu sein und im Team zu arbeiten. [12] Unser Geist braucht im gleichen Maße Kontakt zu anderen wie unser Körper Nahrung. Letztendlich ist es dieses Verlangen, mehr als alles andere, das den *Homo puppy* auf den Mond gebracht hat.

Als ich das verstanden hatte, fand ich die Evolutionstheorie nicht mehr so deprimierend. Vielleicht gibt es keinen Gott, keinen Schöpfer und keinen kosmischen Plan. Vielleicht ist unsere Existenz

nach Millionen Jahren blinder Evolution ein bizarrer Zufall. Aber wir sind zumindest nicht allein. Wir haben einander.

4. Kapitel
Colonel Marshall und die Soldaten, die nicht schossen
1.
Wir müssen auf den Elefanten im Raum zu sprechen kommen.
Der Mensch hat auch eine niederträchtige, böse Seite. Der *Homo puppy* tut schreckliche Dinge, die im Rest des Tierreiches nicht einmal vorstellbar wären. Kanarienvögel organisieren keine Straflager. Krokodile bauen keine Gaskammern. Es hat noch nie eine Seekuh gegeben, die meinte, ein anderes Volk systematisch registrieren, einsperren und vernichten zu müssen.
Wir haben es hier mit typisch menschlichen Verbrechen zu tun. Der *Homo puppy* ist nicht nur außergewöhnlich sozial, er kann auch unglaublich grausam sein. Warum?
Es scheint, dass wir eine schmerzhafte Schlussfolgerung ziehen müssen. «Der Mechanismus, der uns zur liebenswertesten Spezies macht», schreibt Brian Hare, der Puppy-Experte, «hat uns auch in die grausamste Gattung auf diesem Planeten verwandelt.» [1]
Menschen sind Herdentiere – mit einer fatalen Einschränkung. Wir fühlen uns am stärksten von dem angezogen, was uns am ähnlichsten ist.
Und ja, auch dieser Instinkt scheint in unserer Körperchemie verankert zu sein. Anfangs herrschte viel Begeisterung, als die Biologen entdeckten, dass das Hormon «Oxytocin» (das Ludmila Trut in hoher Konzentration bei ihren süßen Füchschen in Sibirien fand) eine entscheidende Rolle in der Liebe spielt. Sprühen Sie einfach ein wenig Oxytocin in die Nase Ihres Dates, und es könnte ein zauberhafter Abend werden.
Nun könnten Sie begeistert fordern: Lassen Sie die Regierung das Zeug mit Hubschraubern über die Massen sprühen! Oxytocin macht den Menschen sanfter, ruhiger und friedlicher. Es verwandelt den ungehobeltsten Rüpel in einen schwänzelnden Welpen. Deshalb wird es auch das «Kuschelhormon», genannt oder als «Milch der menschlichen Freundlichkeit» bezeichnet – und es gibt noch mehr solche pappigen Begriffe.
Aber 2010 kam der Schock. Untersuchungen der Universität Amsterdam haben gezeigt, dass die Wirkung von Oxytocin sich oft auf die eigene Gruppe beschränkt. [2] Während es unsere Liebe zu unseren Freunden vergrößert, kann es unsere Abneigung gegen Fremde zusätzlich *verstärken.* Oxytocin ist nicht das Hormon der

universellen Bruderschaft, sondern das des «eigenen Volkes zuerst». [3]
2.
Vielleicht hatte Thomas Hobbes letztendlich doch recht.
Vielleicht gab es in prähistorischen Zeiten einen «Krieg aller gegen alle». Nicht zwischen Freunden, sondern zwischen Feinden. Nicht zwischen Bekannten, sondern zwischen Fremden. Wenn diese Annahme zutrifft, dann müssten Archäologen inzwischen unzählige Spuren dieser Aggression gefunden haben. Dann muss es Ausgrabungsfunde gegeben haben, die beweisen, dass der Krieg in unserer Natur liegt.
Ich fürchte, dass es tatsächlich geschehen ist. Der erste Beweis kam 1924 ans Licht. In der Nähe des Dorfes Taung, im Nordwesten Südafrikas, stolperte ein Bergmann über den Schädel einer kleinen, affenartigen Kreatur. Über Umwege landete er bei dem Anatomen Raymond Dart. Der stellte fest, dass es der Schädel eines der ersten Humanoiden war, die vor zwei, vielleicht drei Millionen Jahren die Erde durchstreift hatten. *Australopithecus africanus.*
Von Anfang an zerbrach sich Dart den Kopf über seine Entdeckung. Er studierte den Schädel und andere Knochen unserer Vorfahren und fand unzählige Beschädigungen. Was hatte sie verursacht? Der Anatom kam zu einem schockierenden Schluss: Diese Humanoiden müssen Steine, Stoßzähne und Hörner benutzt haben, um ihre Beute abzuschlachten. Und wie an den Knochen zu erkennen war, töteten sie nicht nur Tiere. Sie ermordeten sich auch gegenseitig.
Diese *Killer-Ape* -Theorie ging um die ganze Welt. Raymond Dart war einer der ersten Wissenschaftler, die daraus ableiteten, dass der Mensch von Natur aus ein blutrünstiger Kannibale sei. Gerade erst vor 10000 Jahren hätten wir – dank der Erfindung der Landwirtschaft – auf eine sympathischere Schonkost umgestellt. Die Empfindsamkeit unserer Zivilisation würde erklären, woher der «weitverbreitete Unwille» komme, zu akzeptieren, was wir tief in unserem Inneren sind. [1]
Aber Dart redete nicht um den heißen Brei herum. Die ersten Humanoiden waren nach seinen Worten «fleischfressende Wesen, die ihre lebende Beute mit Gewalt ergriffen, totschlugen, ihre geschundenen Leiber in Stücke rissen, ihre Gliedmaßen abtrennten, während sie ihren Durst mit dem heißen Blut ihrer Opfer löschten und ihr lebendiges, noch zuckendes Fleisch gierig verschlangen». [2]

Nach der Veröffentlichung von Raymond Darts Pionierwerk gab es kein Halten mehr. Ein Wissenschaftler nach dem anderen trat in seine Fußstapfen. Zuerst kam die Biologin Jane Goodall, die unsere nächsten Angehörigen – die Schimpansen – 1974 in Tansania zu studieren begann. Diese Affen wurden zunächst als friedliche Vegetarier angesehen, also war es ein großer Schock, als Goodall mitten in einem Affenkrieg landete.

Vier Jahre lang töteten sich zwei Gruppen von Schimpansen gegenseitig. Es war ein schrecklicher Anblick. Die schockierte Goodall hielt ihre Entdeckung jahrelang geheim, und als sie schließlich die Nachricht dem Rest der Welt eröffnete, wollten ihr viele nicht glauben. Goodall beschrieb Szenen, in denen Affen «den Kopf ihres Opfers auspressen […], das Blut trinken, die Gliedmaßen verdrehen, um Hautfetzen mit den Zähnen abzureißen …» [3]

In den 1990er Jahren sagte ein Schüler von Goodall, der Biologe Richard Wrangham (wir haben ihn im vorigen Kapitel als Mentor des Puppy-Experten Brian Hare kennengelernt), dass unsere Vorfahren eine Art Schimpansen gewesen sein müssen. Er sah eine direkte Verbindung von diesen mörderischen Affen zu den Schlachtfeldern des 20. Jahrhunderts. Der Krieg läge uns nun einmal im Blut. Wir seien «die verwirrten Überlebenden eines Kontinuums fünf Millionen Jahre anhaltender Gewohnheit tödlicher Aggressionen», sagt Wrangham. [4]

Und warum kam er zu dieser Einschätzung? Nun, weil die *killer* überleben und nicht die *softies.* Schimpansen lieben es, gruppenweise einsame Artgenossen reinzulegen und wie Plagegeister auf dem Schulhof ihren niederen Instinkten freien Lauf zu lassen.

Nun werden Sie denken: Alles gut und schön, aber diese Wissenschaftler sprechen von Menschenaffen und Schimpansen. Ist denn der *Homo puppy* nicht eine einzigartige Spezies? Wir haben die Welt doch gerade deshalb erobert, weil wir so freundlich sind? Und was wissen wir schon über die Zeit, als wir noch Jäger und Sammler waren?

Die ersten wissenschaftlichen Studien zu diesem Thema schienen gute Nachrichten bereitzuhalten.

1959 veröffentlichte die Anthropologin Elizabeth Marshall Thomas ein Buch über das !Kung-Volk, das bis heute in der Kalahari-Wüste Namibias lebt. Der Titel? *The Harmless People* («Das harmlose Volk»). [5] Das Werk passte perfekt in den Zeitgeist der 1960er

Jahre. Eine neue Generation von linken Anthropologen, die unseren Vorfahren ein Rousseau'sches Make-up verpassen wollte, erschien auf der Bühne. Wenn man neugierig war, wie wir früher gelebt haben, schrieben sie, müsste man sich nur die Völker ansehen, die gegenwärtig noch als Jäger oder Sammler lebten.
Und ja, die Forschung von Thomas und ihren Kollegen zeigte, dass es tatsächlich im Dschungel oder in der Savanne kämpferische Auseinandersetzungen gibt. Allerdings bestehen diese «Feldschlachten» höchstens aus gegenseitigen Beschimpfungen. Hin und wieder wird ein Pfeil in die Luft geschossen, aber wenn ein oder zwei Krieger verletzt wurden, haben die anderen genug davon. Siehst du wohl, sagten diese linken Typen: Rousseau hatte recht. Der Urmensch ist ein edler Wilder.
Aber zum Leidwesen der Hippies wurde sehr schnell eine Fülle an Gegenbeweisen präsentiert. In detaillierteren Untersuchungen späterer Anthropologen zeigte sich, dass die Killer-Ape-Theorie auch für Jäger und Sammler galt.
Mögen die rituellen Kämpfe der Naturvölker vielleicht unschuldig wirken, aber die blutigen Überfälle im Schutze der Nacht – bei denen Männer, Frauen und Kinder abgeschlachtet werden – erscheinen doch etwas weniger sympathisch. Sogar die !Kung erwiesen sich bei näherer Betrachtung als ziemlich gewalttätig, wenn man sie nur lange genug im Auge behielt. (Und dennoch: Die Mordrate unter den !Kung sank in den 1960er Jahren, als ihr Gebiet unter staatliche Kontrolle gestellt wurde. Heißt: als der Leviathan von Hobbes mit seinen Polizisten und Gefängnisaufsehern kam.) [6]
Und das war erst der Anfang. Der Anthropologe Napoleon Chagnon erregte 1968 große Aufmerksamkeit, als er ein Buch über das Volk der Yanomami in Venezuela und Brasilien veröffentlichte. Der Titel? *The Fierce People* («Das kriegerische Volk»). Chagnon verwies auf den «chronischen Zustand der Kriegsführung», in dem sich diese Menschen befanden. Mehr noch, er zeigte, dass Männer, die häufiger mordeten, auch mehr Frauen und Kinder bekamen. Logisch, dass uns der Blutdurst in den Adern steckt.
Erst 2011 wurde der Streit um das Gewaltpotenzial des Menschen beigelegt, und zwar mit der Veröffentlichung von Steven Pinkers monumentalem Buch *Gewalt: Eine neue Geschichte der Menschheit.* Dieser Psychologe war bereits einer der einflussreichsten Intellektuellen der Welt, und jetzt veröffentlichte er sein Magnum Opus, einen klotzigen Wälzer mit einem Umfang von über 1000

Seiten, in kleiner Schrift gesetzt und mit unzähligen Graphiken und Tabellen versehen. Man könnte mühelos jemanden damit erschlagen.

«Wir müssen», schreibt Pinker, «von der Erzählung zu Zahlen übergehen.» [7] Und diese Zahlen sprechen für sich. Die durchschnittliche Anzahl der Skelette mit Spuren von gewaltsamen Tötungen bei 21 archäologischen Ausgrabungen? 15 Prozent. Die durchschnittliche Anzahl der Toten, die von acht Völkern, die immer noch jagen und sammeln, gewaltsam ermordet wurden? 14 Prozent. Der Durchschnitt im 20. Jahrhundert, einschließlich zweier Weltkriege? Drei Prozent. Und der Durchschnitt heute? Ein Prozent.

«[W]ir [waren] anfangs garstig», stimmt Pinker dem alten Hobbes zu. [8] Biologie, Anthropologie und Archäologie weisen alle in die gleiche Richtung. Ja, der Mensch ist nett zu seinen Freunden, aber knallhart zu Außenstehenden. Wir sind das militanteste Tier auf der Welt.

Glücklicherweise wurden wir, so Pinker, durch die «Hervorbringungen der Zivilisation» [9] gezähmt. Die Erfindungen von Landwirtschaft, Schrift und Staatswesen haben dazu beigetragen, unsere aggressiven Instinkte im Zaum zu halten. Wir haben unsere finstere Natur mit einer dicken Schicht Zivilisation zugekleistert.

Und so schien die Diskussion um die Gewalttätigkeit des Menschen mit all den Zahlenbefunden aus diesem dicken Buch ans Ende zu kommen. Jahrelang habe ich geglaubt, dass Steven Pinker uns die definitive Antwort geliefert und Rousseau das Nachsehen hätte. Der Beweis war da, die Zahlen logen nicht.

Aber dann lernte ich Colonel Marshall kennen.

3.

Es ist die Nacht vom 22. auf den 23. November 1943. Der Kampf um die Insel Makin, mitten im Pazifik, hat begonnen. Alles scheint nach Plan zu laufen, bis etwas Seltsames geschieht. [1]

Samuel Marshall, Colonel und Historiker, beobachtet es aus nächster Nähe. Er ist mit den ersten amerikanischen Truppen an Land gegangen, um über die Eroberung der Insel zu berichten, die in japanischer Hand ist. Selten hat ein Historiker einen so direkten Einblick in eine Schlacht gehabt. Die Makin-Invasion ist eine Operation unter perfekt isolierten Bedingungen, fast ein Laborexperiment. Es ist eine einzigartige Gelegenheit für Marshall,

herauszufinden, wie es wirklich in einem Krieg zugeht.
Tagsüber sind die Männer in der mörderischen Hitze drei Meilen vorgerückt. Am Abend haben sie haltgemacht, keiner besitzt mehr genug Energie, sich einzugraben. Sie wissen nicht, dass nur ein Stückchen weiter entfernt das japanische Lager liegt.
Der Angriff beginnt bei Einbruch der Nacht.
Bis zu elf Mal greifen die Japaner die amerikanische Stellung an. Und obwohl die Japaner stark in der Überzahl sind, gelingt es nicht, die Linien zu durchbrechen.
Am nächsten Tag fragt sich Marshall, was passiert sein könnte. Er weiß, dass man einen Krieg nicht begreifen kann, wenn man auf die Markierungsfähnchen einer Karte starrt oder die Tagebücher einiger Offiziere liest.
Also macht er etwas, was noch nie zuvor getan wurde. Es ist eine Revolution in der Geschichtswissenschaft: Marshall ruft die amerikanischen Soldaten gleich am nächsten Morgen gruppenweise zusammen und interviewt sie. Jeder darf sagen, was er will. Niedrige Dienstgrade können sich im gleichen Maße äußern wie Offiziere. Das Ergebnis ist verblüffend.
«Marshall wurde fast sofort klar, dass er auf das Geheimnis einer akkuraten Kriegsberichterstattung gestoßen war», schreibt ein Kollege später dazu. «Jeder Mann erinnerte sich an etwas – war ein Teil des Puzzles.» [2] Und so macht der Oberst eine bizarre Entdeckung.
Die meisten Soldaten hatten nicht geschossen.
Seit Jahrhunderten, nein, seit Jahrtausenden, haben Generäle und Minister, Schriftsteller und Künstler daran geglaubt, dass Soldaten kämpfen. Gerade in Kriegszeiten würde der Jäger in uns doch sicher wieder zutage treten. Dann tun wir, was wir gut können. *Schießen, um zu töten.*
Doch als Marshall ein Gruppeninterview nach dem anderen führte, zuerst im Pazifik und später auch an der europäischen Front, stellte er fest, dass tatsächlich nur 15 bis 25 Prozent der Soldaten geschossen hatten. Die überwiegende Mehrheit dachte überhaupt nicht daran. Ein Offizier erzählte, wie er brüllend die Linien abgelaufen war. «Verdammt noch mal! Schießen!» Seine Aufforderungen zeigten wenig Wirkung. «Sie haben nur geschossen, wenn ich zu ihnen hingesehen habe.» [3]
In der Nacht auf der Insel Makin befanden sich die Soldaten in einer besonders kritischen Lage. In einer solchen Situation würde man

erwarten, dass jeder um sein Leben kämpft. Aber in Marshalls Bataillon, das mehr als 300 Soldaten stark war, hatte er nur 36 Männer finden können, die ihr Gewehr eingesetzt hatten.

War es ein Mangel an Erfahrung? Nein. Viele Soldaten, die keinen Schuss abgaben, hatten sich gerade während der Ausbildung hervorgetan. Marshall konnte außerdem keinen Unterschied zwischen frischen und erfahrenen Truppen feststellen, wenn es um die Bereitschaft zum Schießen ging.

War es dann Angst? Auch nicht. Die Soldaten, die nicht schossen, blieben auf ihren Posten und gingen mindestens das gleiche Risiko ein wie die anderen. Sie waren allesamt mutige, loyale, solide Patrioten. Und dennoch: Als es darauf ankam, haben sie ihre Pflicht versäumt.

Sie schossen nicht.

In den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg wurde Samuel Marshall einer der bedeutendsten Historiker seiner Generation. Die amerikanische Armee nahm seine Arbeit ernst. Bis zum heutigen Tag wird sein Buch *Men Against Fire* (1947 – auf Deutsch 1959, *Soldaten im Feuer: Gedanken zur Gefechtsführung im nächsten Krieg.*) an Militärakademien verschlungen.

«[D]er gesunde Durchschnittsmensch», schrieb Marshall, «[hat] eine innere und gewöhnlich uneingestandene Hemmung dagegen, einen Mitmenschen zu töten […] sodass er aus eigenem Entschluss niemandem das Leben nimmt.» [4] Mehr noch: die meisten Menschen hätten «eine Scheu vor dem Überfall». Eine Angst, die «Teil der Gefühlswelt des normalen Mannes» ist. [5]

Hatte Marshall einen vergessenen, aber mächtigen Instinkt der Menschheit entdeckt? Für seine Zeitgenossen war das kaum anzunehmen. Der Colonel veröffentlichte seine Ergebnisse zu einem Zeitpunkt, als die Fassadentheorie auf ihrem Höhepunkt war, als Raymond Dart mit seiner Killer-Ape-Theorie Furore machte. Inzwischen glaubte der Colonel fest daran, dass seine Analyse nicht nur für alliierte Soldaten während des Zweiten Weltkriegs galt, sondern für *alle Soldaten seit Menschengedenken.* Von den Griechen in Troja bis zu den Deutschen in Verdun.

Zeit seines Lebens genoss Marshall hohes Ansehen. Doch Ende der 1980er Jahre kamen Zweifel an der Integrität seiner Arbeit auf. *«Ausschlaggebendes Buch von S.L. A. Marshall über den Krieg als Fälschung»* war am 19. Februar 1989 auf der Titelseite der *New York Times* zu lesen. Die Zeitschrift *American Heritage* sprach sogar von

einem Schwindel. Marshall hätte «alles erfunden» und diese Gruppeninterviews nie durchgeführt. «Dieser Typ hat die Geschichte verzerrt», sagte ein Exoffizier, «er hat von der menschlichen Natur nichts verstanden.» [6]

Der Colonel war zu diesem Zeitpunkt schon zwölf Jahre tot und konnte sich nicht verteidigen. Dennoch vergruben sich andere Historiker in den Archiven. Dort fanden sie Hinweise darauf, dass er mit den Tatsachen tatsächlich manchmal sehr locker umgegangen war. Doch diese Gruppeninterviews hatte er tatsächlich durchgeführt und die Soldaten gefragt, ob sie ihre M1-Gewehre benutzt hätten. [7]

Nach ein paar Tagen Lektüre der Werke Marshalls, seiner Kritiker und Verteidiger konnte ich mir noch kein eindeutiges Urteil bilden. Dass Marshall recht hatte, wäre mir doch außerordentlich zupassgekommen – war hier der Wunsch der Vater des Gedankens? Oder hatte er doch recht? Je weiter ich in die Kontroverse vordrang, desto mehr verstärkte sich bei mir der Eindruck, der Colonel sei ein intuitiver Denker gewesen. Vielleicht kein großartiger Statistiker, wohl aber ein scharfer Beobachter.

Die Gretchenfrage lautet daher: Gibt es mehr Beweise?

Die kurze Antwort darauf? Ja.

Die Langversion? In den letzten Jahrzehnten haben sich die Beweise, die für Marshalls Theorie sprechen, verdichtet.

Zum einen gab es Offiziere, die genau das gleiche Phänomen beobachtet hatten wie Colonel Marshall. Während des Feldzugs in Sizilien im Jahr 1943 hatte der britische Oberstleutnant Lionel Wigram bereits gesagt, dass er höchstens auf ein Viertel seiner Truppen zählen könne. [8] Oder wie General Bernard Montgomery nach Hause schrieb: «Das Problem mit unseren britischen Jungs ist, dass sie von Natur aus keine *Killer* sind.» [9]

Nach dem Zweiten Weltkrieg begannen Historiker, Veteranen zu interviewen und stellten dabei fest, dass mehr als die Hälfte von ihnen noch nie jemanden getötet hatte. [10] Die überwiegende Mehrheit der Opfer war einer kleinen Minderheit zuzurechnen. Zum Beispiel war weniger als ein Prozent der amerikanischen Jagdflieger für fast 40 Prozent der abgeschossenen Flugzeuge verantwortlich. [11] Die meisten Piloten, so ein Historiker, hätten «nie jemanden abgeschossen oder auch nur einen Versuch dazu unternommen». [12]

Unter dem Eindruck dieser Erkenntnisse begannen die Historiker,

auch andere Kriege aus dieser neuen Perspektive zu betrachten. Nehmen Sie die Schlacht von Gettysburg (1863) während des Amerikanischen Bürgerkriegs. Im Anschluss an die Kampfhandlungen wurden genau 27574 Musketen gefunden. Aber mehr als 90 Prozent dieser Waffen waren noch geladen. [13] Das war ziemlich eigenartig. Ein Soldat hätte nämlich 95 Prozent seiner Zeit auf dem Schlachtfeld mit Laden und fünf Prozent mit Schießen verbringen müssen. Zu dieser Zeit war es ein ziemlicher Aufwand, eine Muskete zum Schuss vorzubereiten (man riss eine Patrone mit den Zähnen auf, stopfte etwas Schießpulver in den Lauf, steckte die Kugel hinein, schob alles zusammen, versah die Waffe mit einem Zündhütchen, lud durch und schoss). Es war also rätselhaft, dass so viele Waffen *vollständig* geladen waren.

Und es wird noch verrückter. Etwa 12000 Musketen waren doppelt geladen, die Hälfte davon mehr als dreifach. Es wurde sogar ein Gewehr mit 23 Kugeln im Lauf gefunden. Das ergibt überhaupt keinen Sinn. Die Musketen waren darauf ausgelegt, jeweils eine Kugel abzufeuern, und das wussten die Soldaten verdammt gut. Sie waren endlos von ihren Offizieren gedrillt worden.

Was ging hier vor sich? Erst viel später kamen die Historiker dahinter: Das Überladen war eine perfekte Ausrede, um nicht zu schießen. Und wenn die Waffe bereits geladen war, hat man sie einfach noch einmal geladen. Und ein weiteres Mal. [14]

Unter französischen Truppen wurden ähnliche Beobachtungen gemacht. In den 1860er Jahren führte der französische Oberst Ardant du Picq umfangreiche Befragungen unter seinen Offizieren durch. Er kam ebenfalls zu dem Ergebnis, dass Soldaten nicht gerne kämpften. Selbst wenn sie schossen, feuerten sie oft zu hoch. Das konnte stundenlang so gehen: zwei Armeen, die aufeinander schossen, während fast jeder nach einer Ausflucht suchte, etwas anderes zu tun (Munition holen, Waffen laden, Deckung suchen, was auch immer).

«Die logische Schlussfolgerung ist», schreibt der Militärexperte Dave Grossman «dass die meisten Soldaten nicht versuchten, den Feind zu töten.» [15]

Als ich diese Aussage entdeckte, erinnerte ich mich, dass ich so etwas bereits früher gelesen hatte, bei einem der größten Schriftsteller des 20. Jahrhunderts. «In diesem Kriege schoss immer jeder an jedem vorbei, wenn es irgendwie menschenmöglich war», schrieb George Orwell in seinem Klassiker über den Spanischen

Bürgerkrieg. [16] Natürlich gab es in diesem Krieg Opfer, aber laut Orwell hatten sich die meisten Soldaten, die in der Krankenstation lagen, selbst verletzt. Zufällig.

In den vergangenen Jahren wurden die Schlussfolgerungen von Colonel Marshall von einem Experten nach dem anderen bestätigt. Zum Beispiel hat der Soziologe Randall Collins Hunderte Fotos von Soldaten in kritischen Situationen untersucht. Er kam auf eine Feuerquote von 13 bis 18 Prozent, was Marshalls Schätzungen sehr nahe kommt. [17]

«Das Hobbes'sche Weltbild», schreibt Collins, «ist, nach Belegen aus dem Alltag zu urteilen, empirisch falsch. […] Gerade, weil die Androhung realer Gewalt emotionaler Einbindung und interaktiver Solidarität entgegenläuft, sind gewalttätige Situationen so schwierig.» [18]

4.

Bis auf den heutigen Tag ist unsere Kultur von dem Mythos durchtränkt, dass es leicht sei, anderen Schmerz zuzufügen. Figuren wie Indiana Jones und Rambo schießen fröhlich drauflos. In Actionfilmen dauern die Prügelszenen endlos. Gewalt im Fernsehen ist oft ansteckend: Einer stolpert, stößt einen anderen an, der versetzt dem Falschen einen Schlag, und im Handumdrehen ist ein Krieg aller gegen alle im Gange.

Aber das Bild, das uns Hollywood oktroyieren will, hat mit Gewalt genauso viel zu tun wie Pornographie mit echtem Sex. In Wirklichkeit ist Gewalt nicht ansteckend, sagen Wissenschaftler. Sie dauert auch nicht lange, und sie ist ganz sicher nicht angenehm.

Je mehr ich über die Analysen von Colonel Marshall und die darauffolgenden Studien las, desto größer wurden meine Zweifel an einem militanten Menschenbild. Denn seien wir mal ehrlich: Wenn Hobbes recht hätte, könnte man erwarten, dass wir immer noch Spaß daran haben müssten, jemand anderen zu töten. Okay, wir müssen es nicht so sehr genießen wie Sex, aber nun gleich eine tiefe *Abneigung* gegen Gewalt?

Doch wenn Rousseau mit seiner Theorie ins Schwarze getroffen hatte, müssten die Jäger und Sammler besonders friedlich gewesen sein. Dann hätte sich unsere natürliche Abneigung gegen Gewalt über Zehntausende von Jahren entwickeln müssen, während wir als *Homo puppy* die Welt eroberten.

Ob Steven Pinker, der Psychologe mit seinem bleischweren Buch, vielleicht doch falschliegt? Sollten seine vollmundigen Statistiken

über die hohe Zahl an Kriegsopfern in prähistorischen Zeiten – Zahlen, die ich in meinen früheren Büchern und Artikeln noch begierig herangezogen habe – dann doch nicht stimmen?

Ich fing von neuem mit der Recherche an. Und dieses Mal versuchte ich, Büchern, die für die breite Öffentlichkeit bestimmt waren, weniger Aufmerksamkeit zu schenken. Ich vertiefte mich in die akademische Literatur und stieß bald auf ein Muster. Wenn ein Wissenschaftler den Menschen als mordsüchtigen Affen darstellte, wurde diese Studie meist von Journalisten aufgegriffen. Aber wenn ein Kollege die Gewaltätigkeit des Menschen relativierte, fand das kaum Aufmerksamkeit.

Und so fragte ich mich: Was, wenn unsere Sucht nach Spannung und Sensation uns einen Streich spielt? Was, wenn die Wissenschaft für etwas ganz anderes als die meistverkauften und meistgelesenen Studien steht?

Kehren wir zu Raymond Dart zurück, dem Mann, der in den 1920er Jahren die ersten Überreste von *Australopithecus africanus* in die Finger bekam. Er untersuchte die gebrochenen Knochen dieses Humanoiden, der vor zwei Millionen Jahren gelebt hat, und kam zu dem Schluss, dass es sich um einen blutrünstigen Kannibalen handeln musste.

Die Schlussfolgerung wurde außerordentlich populär. Nehmen Sie Filme wie *Planet der Affen* und *2001: Odyssee im Weltraum* (beide aus 1968), welche die Killer-Ape-Theorie publikumswirksam interpretierten. «Ich interessiere mich für die brutale und gewalttätige Natur des Menschen», sagte der Regisseur Stanley Kubrick, «weil es ein wahrheitsgetreues Bild von ihm ist.» [1]

Erst viel später entdeckten Wissenschaftler, dass das forensische Material des *Australopithecus africanus* in eine ganz andere Richtung weist. Experten sind sich jetzt darüber einig, dass seine Knochen nicht von Menschenaffen (mit Steinen, Stoßzähnen oder Hörnern) beschädigt wurden, sondern von Raubtieren. Im Jahr 2006 wurde ebenfalls klar, dass der Menschenaffe, dessen Schädel Raymond Dart 1924 in die Finger bekam, von einem großen Raubvogel getötet wurde. [2]

Aber wie steht es um unsere nächsten Angehörigen, die Schimpansen, die einander so schrecklich bekriegen können? Sind sie nicht der lebende Beweis dafür, dass der Blutdurst in unseren Genen sitzt?

An diesem Punkt sind sich Wissenschaftler noch uneins. Es wird

heftig darüber diskutiert, *warum* sich Schimpansen gegenseitig an die Kehle gehen. Einige Forscher glauben, dass dies mit der Einmischung des Menschen zu tun hat. Schimpansen werden beispielsweise aggressiver, wenn man sie, wie es etwa Jane Goodall in Tansania getan hat, regelmäßig mit Bananen füttert. Dann fangen sie an, sich darüber zu streiten, wem ein solcher Leckerbissen zusteht. [3]

Ich muss sagen, dass ich diese Aussage zunächst für verführerisch hielt, dann letztendlich aber doch nicht überzeugend fand. Insbesondere nachdem ich eine Riesenstudie aus dem Jahr 2014 mit Daten aus 18 Schimpansengesellschaften über einen Zeitraum von 50 Jahren gelesen hatte. [4] Diese Forscher haben ihr Bestes gegeben, konnten aber keinen Zusammenhang zwischen der Anzahl der *Schimpansenmorde* und den menschlichen Einflüssen finden. Schimpansen sind auch ohne unser Zutun zu brutaler Gewalt fähig.

Glücklicherweise haben wir noch andere Familienangehörige. Nehmen Sie den Gorilla, der schon viel friedlicher ist. Oder noch besser: den Bonobo. Dieser Affe hat einen schlanken Hals, geschickte Hände und kleine Zähne. Ein Bonobo spielt am liebsten den ganzen Tag, ist die Freundlichkeit selbst und wird eigentlich nie erwachsen.

Erinnert das an etwas? In der Tat: Biologen vermuten, dass sich auch der Bonobo selbst domestiziert haben könnte, ähnlich wie der *Homo puppy*. In dieser Hinsicht sollten wir uns besser mit Bonobos vergleichen, die im Übrigen auch ein unheimlich menschliches Gesicht haben. [5]

Dennoch bleibt die Frage, wie relevant die hitzige Diskussion über unsere nahen Verwandten ist. Klar ist nämlich: Menschen sind keine Schimpansen. Und auch keine Bonobos. Insgesamt gibt es mehr als 200 Primatenarten, die sich erheblich voneinander unterscheiden. Der führende Primatologe Robert Sapolsky schließt daraus, dass Affen uns nicht viel Aufschluss darüber geben können, wie wir früher gewesen sind: «Es ist eine leere Debatte.» [6]

Höchste Zeit, um auf die eigentliche Frage zurückzukommen. Die Frage, worum es bei Hobbes und Rousseau ging.

Wie gewalttätig waren die ersten *Menschen* ?

In diesem Kapitel habe ich bereits zwei Methoden erwähnt, um das herauszufinden. Erstens: Wir können noch lebende Jäger und Sammler erforschen, weil sie die gleiche Lebensweise haben wie unsere Vorfahren. Zweitens: Wir können den Boden umgraben und

nach alten Knochen oder Dingen suchen, die unsere Vorfahren zurückgelassen haben.
Beginnen wir mit der ersten Option. Ich habe schon über das Buch des Anthropologen Napoleon Chagnon, *The Fierce People* , geschrieben, das zum meistverkauften anthropologischen Buch aller Zeiten wurde. Chagnon zeigte, dass das Yanomami-Volk in Venezuela und Brasilien den Krieg liebt. Die Mörder unter den Yanomami zeugten dreimal so viele Kinder wie die Pazifisten («Weichlinge», wie Chagnon sie nannte). [7]
Aber was stimmte eigentlich an seinen Studien? Wissenschaftler sind sich inzwischen darüber einig, dass die Lebensgestaltung der meisten Jäger und Sammler unserer Zeit nicht repräsentativ dafür ist, wie unsere entferntesten Vorfahren gelebt haben. Viele von ihnen sind zivilisatorisch auf dem neuesten Stand und haben ständig Kontakt zu Bauern und Stadtbewohnern. Sie sind als zu erforschende Bevölkerung «kontaminiert», allein dadurch, dass sie von Anthropologen untersucht wurden.
(Im Falle der Yanomami ist die «Kontaminierung» sogar besonders kritisch zu betrachten. Als Gegenleistung für ihre Mitarbeit schenkte Chagnon den Mitgliedern dieses Volkes Äxte und Macheten, um dann zu dem Schluss zu kommen, dass sie außerordentlich gewalttätig wären.) [8]
Und die Schlussfolgerung, dass Mörder mehr Kinder bekommen als Nichtmörder? Auch das ist Unsinn. Chagnon unterliefen zwei gewaltige Rechenfehler. Erstens vergaß er, den Faktor Lebensalter einzubeziehen. Es zeigte sich, dass die Mörder in seiner Datenbank im Durchschnitt zehn Jahre älter waren als die «Weichlinge». Es ist nicht sonderlich überraschend, dass jemand mit 35 Jahren (durchschnittlich) mehr Kinder hat als jemand mit 25.
Weiterhin hat Chagnon nur die Anzahl der Kinder der noch lebenden Mörder untersucht. Auch das ist irreführend: Menschen, die jemand anderen getötet haben, werden selbst regelmäßig getötet – ein Phänomen, das man Rache nennt. Wenn man diesen Zusammenhang nicht berücksichtigt, könnte man genauso gut die Schlussfolgerung treffen, dass man vom Glücksspiel reich wird, wenn man sich nur um die Gewinner kümmert. [9]
Ironischerweise haben die Yanomami nach dem Besuch des Anthropologen Chagnon ihrem Vokabular ein neues Wort hinzugefügt: *«Anthro.»* Die Bedeutung? «[E]in mächtiges, nichtmenschliches Wesen, eine Art wild gewordene[r] Gott.» [10]

Seit 1995 ist es Chagnon verboten, jemals ins Land der Yanomami zurückzukehren.
Chagnons Bestseller sollte man also besser links liegenlassen. Aber was hat es mit dem einflussreichsten Beweis für die Behauptung auf sich, dass wir von Natur aus gewalttätig seien? Dem Wälzer des Psychologen Steven Pinker: 1216 Seiten voller Graphiken und Tabellen?
In seinem Buch *Gewalt: Eine neue Geschichte der Menschheit* berechnete Pinker die durchschnittliche Mordrate unter Betrachtung von acht primitiven Völkern. Er kam auf nicht weniger als 14 Prozent. Diese schockierende Zahl hat es in führende Zeitschriften wie *Science* geschafft und wurde in Zeitungen und im Fernsehen endlos nachgebetet. Aber als andere Wissenschaftler sein Ausgangsmaterial studierten, stellten sie fest, dass Pinker alles durcheinandergebracht hatte. Jetzt wird es ein bisschen technisch, aber es ist wichtig zu begreifen, worin der Fehler bestand.
Die Frage lautet: Welche Jäger und Sammler – die heute noch leben – sind repräsentativ für unsere Lebensweise von vor 50000 Jahren? Schließlich waren die Menschen zu 95 Prozent unserer Geschichte Nomaden. Wir zogen in kleinen, relativ egalitären Gruppen über die Erde.
Und hier wird es interessant: Pinker hat fast ausschließlich Studien zu hybriden Kulturen benutzt. Man denke an Menschen, die zwar jagen und sammeln, sich aber schon an einem Ort niedergelassen haben, die reiten oder in Teilzeit als Bauern arbeiten.
Wir wissen, dass dies alles (relativ) neue Phänomene sind. Die Landwirtschaft wurde erst vor 10000 Jahren erfunden und das Pferd erst vor 5000 Jahren domestiziert. Wenn man untersuchen will, wie unsere ältesten Vorfahren vor 50000 Jahren gelebt haben, ist es wenig sinnvoll, sich an Menschen mit einem Pferd und einem Gemüsegarten zu orientieren.
Aber selbst, wenn wir die Pinker’sche Methode ernst nehmen, stimmen die Zahlen nicht. Bei den Völkern 1 und 3 auf seiner Liste – den Aché aus Paraguay und den Hiwi aus Venezuela und Kolumbien – wären angeblich 30 beziehungsweise 21 Prozent durch gegenseitige Gewalt umgekommen. Das sind durch und durch blutrünstige Völker, möchte man annehmen.
Doch der Anthropologe Douglas Fry vertiefte sich in die ursprünglichen Quellen von Pinker. So kam er dahinter, dass alle 46 «Kriegstoten» bei den Aché in Wahrheit «von einem Paraguayer

erschossen» wurden.
Sie lesen richtig. Die Aché führten keinen Krieg untereinander, sondern wurden «von Sklavenhändlern gnadenlos verfolgt», steht in der wichtigsten Quelle, und sie wurden «von paraguayischen Siedlern angegriffen», während sie selbst «friedliche Beziehungen zu ihren mächtigen Nachbarn anstrebten». Das Gleiche gilt für die Hiwi. Die Männer, Frauen und Kinder, die Pinker als Kriegstote darstellt, wurden 1968 von lokalen Pferdebauern ermordet. [11]
Das also hatte es mit den knallharten Mordziffern auf sich. Diese Jäger und Sammler griffen sich nicht gegenseitig an; sie wurden von sogenannten «zivilisierten» Bauern mit modernen Waffen getötet. «Graphiken und Tabellen […] erwecken den Anschein wissenschaftlicher Objektivität», schreibt Fry. «Was in diesem Falle aber nur eine Illusion ist.» [12]
Aber was können wir von der modernen Anthropologie lernen? Was geschieht, wenn wir eine Gesellschaft ohne Siedlungen, ohne Landwirtschaft und ohne Pferde studieren – eine Gesellschaft, die als Modell dafür dienen könnte, wie wir in der Vorgeschichte gelebt haben?
Sie ahnen es wahrscheinlich schon: Krieg wird die Ausnahme bleiben. Nomadische Jäger und Sammler mögen Gewalt einfach nicht, schloss Douglas Fry, als er 2013 eine Liste von repräsentativen Gesellschaften für die Zeitschrift *Science* zusammenstellte. [13] Nomaden lösen Konflikte lieber, indem sie sich aussprechen oder in ein anderes Tal umziehen. Es erinnert an die Jungs auf der Insel ‘Ata: Wenn sie sich gestritten hatten, gaben sie sich ebenfalls Freiraum, um sich wieder abzukühlen.
Wir müssen noch einen weiteren Irrtum berichtigen. Wissenschaftler haben jahrelang angenommen, dass wir in prähistorischer Zeit nur in einem kleinen sozialen Netzwerk lebten. Wir sollen in Gruppen von 30 bis 40 Familienmitgliedern durch den Regenwald gezogen sein. Und sobald wir auf eine andere Gruppe trafen, sei sofort ein Kampf ausgebrochen.
Aber dann, im Jahr 2011, kartierte ein Team amerikanischer Anthropologen das soziale Netzwerk 32 primitiver Gesellschaften von den Nunamiut in Alaska bis zu den Vedda in Sri Lanka. Was stellte sich heraus? Die Nomaden sind außerordentlich sozial. Sie essen und feiern, singen und heiraten ständig Menschen aus anderen Gruppen.
In der Tat, sie jagen und sammeln in kleinen Teams von 30 bis

40 Personen. Aber diese Gruppen scheinen hauptsächlich aus Freunden und Bekannten zu bestehen, nicht aus Familienangehörigen. Außerdem gibt es regelmäßige Wechsel innerhalb der Gruppe. Das Ergebnis ist, dass diese Menschen über ein großes soziales Netzwerk verfügen. Im Jahr 2014 entdeckten Wissenschaftler, dass die Aché in Paraguay und die Hadza in Tansania während ihres gesamten Lebens im Durchschnitt bis zu *1000* Menschen begegnen. [14]

Kurz gesagt, es besteht aller Grund zur Annahme, dass unsere entfernten Ureltern einen großen Freundeskreis unterhielten. Wer immer wieder auf neue Menschen trifft, lernt immer wieder neue Dinge. Nur so konnten wir schlauer werden als die Neandertaler. [15]

Es gibt noch einen zweiten Weg, um herauszufinden, wie gewalttätig die ersten Menschen tatsächlich waren: Wir können Ausgrabungen vornehmen. Die Arbeit der Archäologen.

Ich glaube, das ist die beste Methode, um die Debatte zwischen Hobbes und Rousseau beizulegen, weil die fossilen Beweise von modernen Forschern nicht «kontaminiert» werden können. Das einzige Problem dabei? Jäger und Sammler haben wenig hinterlassen. Wir haben es hier mit herumreisenden Nomaden zu tun, die fast keinen Besitz hatten.

Aber zum Glück gibt es eine wichtige Ausnahme: Höhlenmalereien. Wenn es im Naturzustand einen «Krieg aller gegen alle» gegeben hätte, wie Hobbes annahm, dürfte man erwarten, dass jemand dieses monumentale Ereignis in einem Bild festgehalten hätte. So ein Zeugnis wurde aber nie gefunden. Und das, während unsere Vorfahren Tausende von Höhlenzeichnungen über die Jagd auf Bisons, Pferde und Gazellen erschufen, die uns heute bekannt sind. [16]

Vielleicht können uns die alten Skelette Auskunft geben? Steven Pinker spricht in seinem Buch von 21 Ausgrabungen bei einer durchschnittlichen Mordrate von 15 Prozent. Auch hier wieder das gleiche Problem: Pinkers Liste ist chaotisch und irreführend. Von den 21 Ausgrabungen stammen 20 aus einer Zeit, in der das Pferd bereits gezähmt, die Landwirtschaft erfunden oder die Menschen bereits an einem Ort angesiedelt waren. Es handelt sich immer um jüngere Geschehnisse.

Also stellt sich die Frage: Wie viele archäologische Beweise gibt es für eine frühe Kriegsführung vor der Domestizierung des Pferdes,

vor der Erfindung der Landwirtschaft und vor den ersten Siedlungen? Wie viele Beweise gibt es, dass Krieg in unserer Natur liegt?

Die Antwort: nahezu keine.

Mittlerweile wurden etwa 3000 Skelette des *Homo sapiens* an 400 Orten gefunden, die alt genug sind, um Auskunft über den «Naturzustand» zu geben. [17] Wissenschaftler, die all diese Ausgrabungen analysiert haben, fanden für die prähistorischen Zeiten keinen überzeugenden Beweis für einen Krieg. [18] Für spätere Perioden ist das eine ganz andere Geschichte.

«Kriege reichen nicht endlos in der Zeit zurück», schließt der führende Archäologe Brian Ferguson. «Es gab einen Anfang.» [19]

5. Kapitel
Der Fluch der Zivilisation
1.
Hatte Jean-Jacques Rousseau recht? Ist es wahr, dass der Mensch von Natur aus gut ist und dass alles erst mit der Entstehung der Zivilisation schiefging, als wir an einem Ort sesshaft wurden?
Das erscheint mir immer plausibler. Betrachten wir etwa den nächsten Bericht von jemandem, der 1492 auf den Bahamas an Land ging. Er staunte über die friedlichen Einwohner: «Sie tragen keine Waffen und kennen auch keine, und als ich ihnen ein Schwert zeigte […], schnitten sie sich aus lauter Unwissenheit daran.» Das brachte den Besucher auf eine Idee. «Sie würden gute Sklaven sein. Wir könnten sie uns mit 50 Mann allesamt unterwerfen und sie tun lassen, was wir wollen.» [1]
Sein Name war Christoph Kolumbus, und er ließ seinen Worten Taten folgen. Ein Jahr später kehrte er mit 17 Schiffen und 1500 Mann zurück, danach ging es los mit dem Menschenhandel. Ein halbes Jahrhundert nach seiner Ankunft war weniger als ein Prozent der ursprünglichen Bevölkerung in der Karibik übrig geblieben. Der Rest war den Folgen von Krankheiten und der Sklaverei erlegen.
Es muss ein großer Schock für die sogenannten «barbarischen» Völker gewesen sein, mit den «zivilisierten» Kolonisten in Kontakt zu treten. Für einige mag die Idee, dass man jemanden töten könnte, überhaupt bizarr gewesen sein. Wenn Sie das nicht glauben wollen: Es gibt noch immer Gesellschaften, in denen ein Mord unvorstellbar ist.
Mitten im Pazifik liegt die kleine Insel Ifalik. Nach dem Zweiten Weltkrieg haben amerikanische Marinesoldaten dort ein paarmal Hollywood-Filme gezeigt, um der Bevölkerung näherzukommen. Die Gewalt in diesen Filmen hat die Inselbewohner völlig aus der Fassung gebracht. Einige von ihnen waren noch nach Tagen krank; etwas so Entsetzliches hatten sie noch nie gesehen.
Als eine Anthropologin Jahre später Feldforschung in Ifalik betrieb, wurde sie mehrmals gefragt, ob es wirklich stimmen könnte: Gibt es in den Vereinigten Staaten tatsächlich Menschen, die jemanden getötet haben? [2]
In der Geschichte des Menschen verbirgt sich, kurz gesagt, ein großes Mysterium. Wenn wir eine tiefe, instinktive Abneigung

gegen Gewalt hegen, wie konnte es dann trotzdem schiefgehen? Wenn Krieg einen Ausgangspunkt hat, warum haben wir überhaupt damit begonnen?

Lassen Sie uns zur Beantwortung dieser Fragen mit dem Beipackzettel unseres Lebens in prähistorischen Zeiten beginnen, inklusive Risiken und Nebenwirkungen. Es wäre nämlich falsch, unsere Vorfahren übermäßig zu romantisieren. Der Mensch war noch nie ein Engel. Auch im Naturzustand konnten wir uns nach dem Leben trachten. Eifersucht, Wut und Hass sind alte Emotionen, die zu jeder Zeit Opfer gefordert haben. Noch mehr, der *Homo puppy* hätte nie die Welt erobert, wenn wir nicht in seltenen Fällen auf Gewalt zurückgegriffen hätten.

Um Letzteres zu verstehen, muss man etwas über die Politik der vorgeschichtlichen Zeit wissen. Unsere Vorfahren hassten die Ungleichheit. Entscheidungen wurden gemeinschaftlich gefällt, nach langen Diskussionen, bei denen jeder seinen Standpunkt äußern durfte. «Nomadische Jäger und Sammler», so ein amerikanischer Anthropologe auf der Grundlage von nicht weniger als 339 Feldstudien, «kümmern sich allgemein – und fast mit Besessenheit – um ihre Unabhängigkeit von der Autorität anderer.» [3]

Wenn Nomaden Machtunterschiede zuließen, waren diese vorübergehend und inhaltlich bedingt. Die Führer besaßen mehr Wissen. Fähigkeiten. Charisma. Wissenschaftler sprechen auch von *«achievement-based inequality»* , einer «leistungsbezogenen Ungleichheit». Oder auf gut Deutsch: Man musste etwas können.

In der Zwischenzeit gab es ein einfaches Mittel, um Bescheidenheit zu erzwingen: Scham. Wie das jahrtausendelang funktioniert haben muss, beschreibt der kanadische Anthropologe Richard Lee, der jahrelang unter den !Kung in der Kalahari-Wüste gelebt hat. Ein männlicher Stammesangehöriger erklärte ihm, wie sich ein erfolgreicher Jäger zu verhalten habe:

Er muss zuerst still sitzen, bis jemand zu seinem Feuer kommt und fragt: «Was hast du heute entdeckt?» Dann antwortet er leise: «Ach, ich bin nicht so gut bei der Jagd. Ich habe überhaupt nichts gesehen … oder, nun ja, vielleicht nur etwas Kleines.» In einem solchen Moment muss ich innerlich lachen, weil ich weiß, dass er etwas Großes gefangen hat. [4]

Um kein Missverständnis aufkommen zu lassen: Eitelkeit ist so alt wie der Mensch. Habsucht ebenfalls. Aber der *Homo puppy* hat

jahrtausendelang alles dafür getan, solche Neigungen zu unterdrücken. Oder wie einer der !Kung sagte: «Wir brauchen nichts von jemandem, der prahlt, denn eines Tages wird sein Stolz jemanden das Leben kosten. Deshalb bezeichnen wir sein Fleisch immer als wertlos. Auf diese Weise kühlen wir sein Herz ab und machen ihn sanft.» [5]

Aufsparen und Horten waren bei Jägern und Sammlern tabu. Zum größten Teil unserer Geschichte haben wir nicht Besitztümer angehäuft, sondern Freundschaften. Die europäischen Entdeckungsreisenden waren immer wieder erstaunt über die Freigebigkeit der Menschen, die sie trafen. «Wenn man sie etwas fragt, sagen sie niemals nein», schrieb Kolumbus in sein Logbuch. «Im Gegenteil, sie teilen mit allen …» [6]

Natürlich hat es immer Menschen gegeben, die sich nicht an diese Ehrlich-teilen-Etikette gehalten haben. Aber damit gingen sie ein großes Risiko ein, denn wer sich arrogant oder gierig verhielt, konnte verbannt werden. Und wenn selbst das nicht half, gab es ein letztes Mittel:

Nehmen Sie einen Vorfall, der sich unter den !Kung ereignete. Die Hauptperson war /Twi, ein Mitglied des Stammes, das zuvor zwei Menschen getötet hatte und sich immer untolerierbarer aufführte. Die Gruppe hatte genug davon:

Und dann feuerten sie giftige Pfeile auf ihn, bis er wie ein Stachelschwein aussah. Er lag still da. Alle traten näher heran, Männer und Frauen, und durchbohrten ihn mit Speeren, bis er tot war. [7]

Anthropologen zufolge müssen sich solche Szenerien in prähistorischen Tagen von Zeit zu Zeit ereignet haben. Wenn jemand die Nase über den anderen rümpfte, rechnete die Gruppe mit ihm ab. So domestizierte der Mensch sich selbst. Die aggressiven Störenfriede hatten wenig Chancen, sich fortzupflanzen, während die freundlichsten Mitglieder der Gemeinschaft die meisten Kinder bekommen konnten. [8]

Für den größten Teil unserer (Vor-)Geschichte waren Männer und Frauen dann auch so gut wie gleichberechtigt. Natürlich, das stereotype Bild des Urmenschen ist das eines pelzigen Gorillas mit einer Keule, der nicht lange fackelt. Aber der Urmensch war wahrscheinlich kein Macho. Er war eher ein Proto-Feminist, ein Feminist der allerersten Stunde.

Wissenschaftler vermuten, dass die Gleichstellung der Geschlechter

einen entscheidenden Vorteil gegenüber anderen menschlichen Spezies wie den Neandertalern darstellte. Feldforschung hat nämlich zutage gefördert, dass Männer, wenn sie die alleinige Kontrolle haben, hauptsächlich mit ihren Brüdern und Cousins Umgang pflegen. Aber wenn Frauen mitentscheiden, bekommen die Menschen ein vielfältigeres soziales Netzwerk. [9] Und wie wir im 3. Kapitel gesehen haben: Wer mehr Freunde hat, ist letztendlich auch schlauer.

Die Gleichstellung der Geschlechter spiegelte sich auch in der Bildung wider. Männer in primitiven Gesellschaften verbrachten (und verbringen) mehr Zeit mit ihren Kindern als heutige Väter. [10] Die Erziehung von Kindern wurde als gemeinsame Verantwortung angesehen. Babys wurden von allen versorgt und manchmal von mehreren Frauen gestillt. «Solche Erfahrungen», schreibt ein Anthropologe, «helfen bei der Erklärung, warum Kinder in diesen Gesellschaften lernen, die Welt als ‹Ort des Gebens› zu erfahren.» [11] Während Eltern heutzutage ihrem Nachwuchs einschärfen, Fremden zu misstrauen, wurde in prähistorischen Zeiten Vertrauen förmlich mit der Muttermilch aufgesogen.

Es gibt ebenfalls starke Anzeichen dafür, dass das Liebesleben der Jäger und Sammler ziemlich entspannt gewesen sein muss. Biologen nennen den Menschen auch «seriell monogam». Ein durchschnittlicher Hadza in Tansania hat zwei bis drei Lebenspartner, wobei hier die Wahl der Frau ausschlaggebend ist. [12] Unter den Aché in den Bergen von Paraguay hat eine Frau während ihres Lebens im Durchschnitt zwölf Ehepartner. [13] Ein ganzes Netzwerk potenzieller Väter kommt uns als Spezies sehr zupass, denn alle diese Papas können bei der Erziehung helfen. [14]

Als ein Missionar aus dem 17. Jahrhundert einen Mann vom Stamm der Innu (im heutigen Kanada) vor den Gefahren der ehelichen Untreue warnte, antwortete der: «Ihr seid nicht sehr weise. Ihr Franzosen liebt nur eure eigenen Kinder; wir lieben alle Kinder unseres Stammes.» [15]

2.

Je mehr ich über die Lebensweise unserer Vorfahren las, desto mehr Fragen spukten in meinem Kopf herum. Wenn es stimmt, dass wir einst in einer Welt der Freiheit und Gleichheit lebten, warum haben wir diesen Weg dann verlassen? Warum waren Jäger und Sammler in der Lage, mit arroganten Führern kurzen Prozess zu machen, während wir sie heute einfach nicht loswerden können?

Die populärste Erklärung ist, dass wir ohne sie nicht auskämen. Staaten und multinationale Unternehmen bräuchten dringend Könige, Präsidenten und CEO s. «Eine große Bevölkerung», merkt der Geograph Jared Diamond an, «funktioniert nicht ohne Führungspersonen, die Entscheidungen treffen.» [1] Diese Theorie wird so manchem Manager und König wie Musik in den Ohren klingen. Es scheint ja auch plausibel zu sein. Wie könnte man einen Tempel, eine Pyramide oder eine Stadt bauen, ohne dass jemand die Zügel dabei in der Hand hält?

Eines ist sicher: Es ist sehr wohl möglich, genau dies zu tun. Denn es gibt viele Beispiele von Völkern, die ohne strenge Hierarchie Tempel gebaut oder sogar ganze Städte aus dem Boden gestampft haben.

1995 gruben Archäologen in der Südtürkei einen riesigen Tempelkomplex mit prächtig bearbeiteten Säulen mit einem Gewicht von jeweils mehr als 20 Tonnen aus. Eine Art Stonehenge, aber viel beeindruckender. Als es um das Datieren der Säulen ging, entdeckten die Wissenschaftler etwas Bizarres. Die Monumente waren mehr als 11000 Jahre alt. Sie wurden nicht von Bauern (unter der Aufsicht von Königen und Bürokraten) errichtet, sondern von Jägern und Sammlern. [2]

Tausende Menschen müssen am Bau des Göbekli Tepe mitgewirkt haben, wie dieser älteste Tempel der Welt heißt. Wissenschaftler sprechen auch von einem *«collective work event»*. Die Pilger kamen von weit her, um ihren Anteil zu leisten. Ein großes Fest schloss sich an, bei dem zahlreiche Gazellen gebraten wurden (Archäologen wissen das, weil Tausende von Knochen gefunden wurden). Der Zweck dieser Denkmäler war es nicht, dem Ego eines Herrschers zu schmeicheln. Ziel war es, Menschen zusammenzubringen. [3]

Zugegebenermaßen gibt es Hinweise darauf, dass auch in prähistorischer Zeit einzelne Herrscher die Macht an sich zu reißen verstanden. 1955 wurde bei Sungir, 200 Kilometer nördlich von Moskau, ein Luxusgrab gefunden. Darin fand man Armbänder aus poliertem Mammut-Elfenbein, ein Diadem aus Fuchszähnen und Tausende von Elfenbeinperlen. Die Juwelen waren nicht weniger als 30000 Jahre alt. Solche Gräber müssen die Ruhestätten irgendwelcher mächtigen Personen gewesen sein, lange bevor wir Pyramiden und Kathedralen gebaut haben. [4]

Aber das war alles andere als die Regel. Wir sprechen von einer Handvoll Ausgrabungen, die Hunderte Kilometer voneinander

entfernt sind. Deshalb vermuten Wissenschaftler, dass in prähistorischer Zeit hin und wieder ein Fürst die Macht ergriff, der dann wieder gestürzt wurde. [5] Zehntausende Jahre hatten wir ausgezeichnete Systeme, um die eingebildetsten Typen zu Fall zu bringen. Humor. Spott. Klatsch und Tratsch. Und im schlimmsten Fall: ein Tritt in den Allerwertesten.

Aber plötzlich funktionierte dieses System nicht mehr. Plötzlich blieben die Machthaber dort sitzen, wo sie Platz genommen hatten, und ließen sich nicht mehr von ihrem Thron vertreiben. Also noch einmal die Frage: Warum?

3.

Um zu verstehen, wodurch alles schiefgelaufen sein könnte, müssen wir 15000 Jahre in der Geschichte zurückgehen, als die letzte Eiszeit endete. Bis dahin war der Planet noch dünn besiedelt, und die Menschen haben die Kälte gemeinsam bekämpft. Es war kein *struggle for survival* , sondern eher ein *snuggle* (Kuscheln) *for survival.* [1] Wir hielten uns gegenseitig warm.

Aber dann veränderte sich das Klima. Das Land zwischen dem Nil im Westen und dem Tigris im Osten wurde zum Land, wo Milch und Honig fließen, in dem sich immer mehr Menschen niederließen. Hier war das Leben kein brüderlicher Kampf gegen die Elemente mehr. Es gab genug für alle. Und deshalb war es logisch, sich niederzulassen. Hütten und Tempel wurden errichtet. Es entstanden Dörfer und Städte. Die Bevölkerung wuchs. [2] Und wichtiger noch: Die Menschen begannen, Besitz zu erwerben.

Was sagte Rousseau doch gleich dazu? «Der Erste, der ein Stück Land eingezäunt hatte und es sich einfallen ließ zu sagen: *dies ist mein* » – damit ging es schief.

Es muss eine große Aufgabe gewesen sein, die Menschen davon zu überzeugen, dass Land, Tiere oder selbst Menschen Eigentum von jemand anderem sein könnten. Denn Jäger und Sammler teilten immer so ziemlich alles. [3] Außerdem begann mit der Erfindung des Besitzes die Ungleichheit zwischen den Menschen zuzunehmen. Nach dem Tod wurde das Eigentum sogar an die nächste Generation weitergegeben. So wurde das Erbe erfunden, das die Kluft zwischen Arm und Reich weiter vergrößerte.

Faszinierend ist, dass in genau dieser Periode nach dem Ende der Eiszeit auch die ersten Kriege ausbrachen. Genau zu der Zeit, als wir uns an einem Ort niederließen, errichteten wir auch die ersten militärischen Befestigungen, zeigt sich an archäologischen

Untersuchungen. Höhlenmaler begannen, Bilder von Bogenschützen zu zeichnen, die einander angriffen. Es sind zahlreiche Skelettüberreste ausgegraben worden, die sich auf diese Zeit datieren lassen; sie zeigen deutliche Anzeichen von Gewalt. [4]
Wie konnte es so weit kommen? Wissenschaftler vermuten wenigstens zwei Ursachen. An erster Stelle gab es jetzt Besitz, um den man kämpfen konnte, vor allem um Land. An zweiter Stelle hat uns das sesshafte Leben misstrauischer gegenüber Fremden gemacht.
Herumziehende Jäger und Sammler hatten noch lockere Vorstellungen von Zugehörigkeit. Man begegnete immer wieder neuen Menschen und konnte sich leicht einer anderen Gruppe anschließen. [5] Der *Homo puppy* verwandelte sich vom Kosmopoliten zum Xenophoben.
Einer der wichtigsten Beweggründe, um trotzdem mit Fremden zusammenzuarbeiten, ist ironischerweise ausgerechnet der Krieg. Stämme begannen Bündnisse zu schließen, um sich gegen andere Stämme zu verteidigen. Militärische Führer wurden gewählt. Das werden sicher oft charismatische Typen gewesen sein, die sich im Kampf heldenhaft hervorgetan hatten. Mit jedem Krieg festigten diese Generäle ihre Position. Nach einer Weile wollten sie ihre Macht nicht mehr aufgeben, auch nicht in Friedenszeiten.
Denn meist wurden die Generäle wieder abgesetzt. «Es muss Tausende von Machos gegeben haben», merkt ein Historiker an, «die es nicht schafften, allezeit König zu bleiben.» [6] Aber plötzlich konnte sich diese Dynamik nicht mehr durchsetzen. Da hatten die Generäle genug Handlanger hinter sich geschart, um sich vor dem Plebs zu schützen. Und die von solchen Führern dominierten Gesellschaften fixierten sich noch stärker auf den Krieg.
Wenn wir das Phänomen «Krieg» verstehen wollen, müssen wir uns die Machthaber ansehen. Die Generäle und die Könige, die Präsidenten und die Minister. Es sind diese Leviathane, die Menschen in den Kampf schicken, weil Kriege gut für ihre Macht und ihr Ansehen sind. [7] Man lese das Alte Testament, wo der Prophet Samuel die Israeliten davor warnte, was ein König ihnen antun könnte. Es ist eine der vorausschauenden und unheilvollsten Passagen der Bibel:
Das wird des Königs Recht sein, der über euch herrschen wird: Eure Söhne wird er nehmen für seinen Wagen und seine Gespanne, und dass sie vor seinem Wagen herlaufen, und zu Hauptleuten über

Tausend und über Fünfzig, und dass sie ihm seinen Acker bearbeiten und seine Ernte einsammeln und dass sie seine Kriegswaffen machen und was zu seinen Wagen gehört. Eure Töchter aber wird er nehmen, dass sie Salben bereiten, kochen und backen. Eure besten Äcker und Weinberge und Ölgärten wird er nehmen und seinen Großen geben. Dazu von euren Kornfeldern und Weinbergen wird er den Zehnten nehmen und seinen Kämmerern und Großen geben. Und eure Knechte und Mägde und eure besten Rinder und eure Esel wird er nehmen und in seinen Dienst stellen. Von euren Herden wird er den Zehnten nehmen, und ihr müsst seine Knechte sein.

Mit den ersten Siedlungen und der Erfindung des Privateigentums begann eine neue Ära in der Menschheitsgeschichte. Ein Prozent würde die restlichen 99 Prozent unterdrücken. Großmäuler wurden zuerst Kapitäne, dann Generäle, erst Häuptlinge, dann Könige. Die Ära der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit war dahin.

4.

Während ich die jüngsten archäologischen Entdeckungen studierte, musste ich wieder an Jean-Jacques Rousseau denken. Schriftsteller, die sich selbst als «realistisch» bezeichnen, haben ihn allzu oft als naiven Romantiker abgetan. Aber jetzt begann es danach auszusehen, dass Rousseau es sein könnte, der sich als der echte Realist erweist.

Der französische Philosoph ging zielgerichtet gegen den Glauben an den Fortschritt der Gesellschaft vor. Gegen einen Glauben, der Schulkindern bis heute eingetrichtert wird: Einst seien wir primitive Höhlenbewohner gewesen, die sich gegenseitig die Köpfe eingeschlagen haben. Frieden, Sicherheit und Fortschritt seien erst durch die Erfindung von Eigentum, Landwirtschaft und Staat möglich gewesen. Unsere Vorfahren hätten diese Gaben begierig aufgegriffen, weil sie genug vom endlosen Hunger, von Leiden und Kriegführen hatten.

Nichts war weiter von der Wahrheit entfernt, glaubte Rousseau. Er war sich sicher, dass von dem Moment an, als wir uns an einem Ort niederließen, alles schiefgelaufen war, also genau das, was die Archäologie jetzt bestätigt. Er sah die Erfindung der Landwirtschaft als großen Fehlschlag an, und auch für diese These gibt es inzwischen einen Überfluss an wissenschaftlichen Nachweisen. Anthropologen haben zum Beispiel herausgefunden, dass Jäger und Sammler ein recht entspanntes Leben führten. Unsere Vorfahren

arbeiteten nicht mehr als 20, vielleicht 30 Stunden pro Woche. Die Natur hielt alles feil, was benötigt wurde, und außerdem hatten sie alle Zeit der Welt, um sich zu entspannen, soziale Kontakte zu unterhalten und sich zu lieben. [1]

Die Bauern auf dem Land hingegen mussten knochenhart schuften. Sie hatten viel weniger Zeit für ihr soziales Leben. Es gibt sogar Theologen, die annehmen, dass sich die Geschichte vom Sündenfall auf die Erfindung der Landwirtschaft bezieht. [2] «Im Schweiße deines Angesichts wirst du dein Brot essen», lesen wir in 1. Mose 3. Vor allem Frauen zahlten einen hohen Preis für das Sesshaftwerden an einem Ort. Mit der Erfindung des Privateigentums und der Landwirtschaft ging die Zeit des Proto-Feminismus zu Ende. Von da an blieben die Söhne bei ihren Vätern zu Hause, um das Land und das Vieh zu bewachen. Das bedeutete, dass die Bräute erst auf ihre Höfe geholt werden mussten. Im Laufe der Jahrhunderte wurden heiratsfähige Töchter auf verhandelbare Güter reduziert, als wären sie Kühe und Schafe. [3]

In ihren neuen Familien wurden die Frauen mit Argwohn gemustert. Erst wenn sie einen Sohn zur Welt gebracht hatten, durften sie sich etwas zurücklehnen (zumindest, wenn das Kind kein Bastard war). Es überrascht nicht, dass eine Obsession in Bezug auf die Jungfräulichkeit der Töchter entstand. Während Frauen in der Urgeschichte frei herumliefen, wurden sie nun verschleiert und ans Haus gebunden.

Das Patriarchat war geboren.

In der Zwischenzeit vergrößerte sich das Elend nur noch mehr. Rousseau hatte ebenfalls recht, als er schrieb, dass Bauern viel ungesünder lebten als Jäger und Sammler. Als Nomaden bewegten wir uns mehr als genug und aßen eine abwechslungsreiche Kost, reich an Ballaststoffen und Vitaminen. Aber als Bauern bekamen wir ein eintöniges Menü, mit Getreide oder Reis als Vorspeise, Hauptgericht und Dessert. [4]

Gleichzeitig fingen wir an, enger beieinander zu wohnen, näher an unseren eigenen Exkrementen. Wir domestizierten Tiere wie die Kuh und das Schaf und begannen, ihre Milch zu trinken. Die Folge: Aus den ersten Städten wurden gigantische Petrischalen für die Mutation von Viren und Bakterien. [5] Oder, wie Rousseau bemerkte: «[M]an [könnte] leicht die Geschichte der menschlichen Krankheiten schreiben, indem man der unserer zivilisierten Gesellschaft folgt.» [6]

Masern, Pocken, Tuberkulose, Syphilis, Malaria, Cholera, die Pest: All diese Plagen entstanden erst, nachdem wir unseren nomadischen Lebensstil aufgegeben hatten. Wir bekamen die Krankheiten von unseren neuen Haustieren geschenkt. Oder, um es genau zu sagen: von ihren Mikroben. Masern stammen von der Kuh, und die Grippe ist das Ergebnis einer Ménage à trois zwischen Menschen, Schweinen und Enten, die immer wieder neue Varianten hervorbringt.

Und vergessen wir auch nicht die Geschlechtskrankheiten. Sie kamen bei Jägern und Sammlern kaum vor, waren aber bei Viehzüchtern weit verbreitet. Warum? Die Erklärung ist ein wenig unangenehm. Mit der Erfindung der Viehzucht ist auch die «Sodomie» aufgekommen. Lies: Sex mit Tieren. In einer Welt, die immer prüder wurde, vergriff sich der einzelne Landwirt insgeheim an seinen Vierbeinern. [7]

Das war dann auch gleich der zweite Grund für die männliche Obsession hinsichtlich der Jungfräulichkeit der Frauen. Neben der Verhinderung von Bastarden ging es um die Verhütung von Geschlechtskrankheiten. Vor allem Könige und Kaiser, denen ganze Harems zur Verfügung standen, taten alles, um ihre Bettpartner «rein» zu halten. Daher die Vorstellung, an der Milliarden Menschen noch immer festhalten, dass Sex vor der Ehe eine Sünde sei.

Hungersnöte, Überschwemmungen, Epidemien – von dem Moment an, als wir uns an einem Ort niederließen, folgten die Katastrophen in schnellem Tempo aufeinander. Eine einzige Missernte genügte, nur ein einziges Virus musste um sich greifen, und ganze Volksstämme mussten dran glauben. Für den *Homo puppy* dürfte es eine erschütternde Erfahrung gewesen sein. Warum ist das passiert? Wer steckte dahinter?

Nun muss man wissen: Die Menschen haben immer an Geister und Götter geglaubt. [8] Interessanterweise zeigen die Götter der Jäger und Sammler jedoch wenig Interesse am Leben der Menschen. Sie geben sich auch keine Mühe, Sünder zu bestrafen. Ein amerikanischer Anthropologe, der jahrelang unter den nomadischen Hadza in Tansania lebte, beschrieb ihre Religion folgendermaßen:

Ich denke, wir können sagen, dass die Hadza eine Religion oder zumindest eine Kosmologie haben, aber sie lässt sich kaum mit dem vergleichen, woran die meisten von uns in komplexen Gesellschaften (mit dem Christentum, dem Islam oder dem Hinduismus usw.) bei Religion denken. Es gibt keine Kirchen,

Prediger, Führer oder religiösen Wächter, keine Abgötter oder Götterstatuen, keine regelmäßigen Gottesdienste, keine religiösen Sitten, keinen Glauben an ein Leben nach dem Tod – ihre Religion ähnelt überhaupt nicht einer der großen Religionen. [9]

Mit dem Aufkommen der ersten großen Siedlungen begann sich das religiöse Leben radikal zu verändern. Zum ersten Mal glaubten die Menschen an mächtige und rachsüchtige Götter. Schließlich mussten doch hinter den Katastrophen, mit denen es die Menschen zu tun bekamen, gewaltige Kräfte stecken. Götter, die wütend waren, weil wir etwas Schreckliches angestellt hatten.

Eine ganze Klasse von Geistlichen bekam den Job, herauszufinden, worüber die Götter erbost waren. Hatten wir etwas Verbotenes gegessen? Oder gesagt? Vielleicht auch nur gedacht? [10] So entstand zum ersten Mal in der Geschichte die Vorstellung von der Sünde. Die Priester schrieben vor, wie wir für unsere Sünden büßen sollten. Manchmal genügte es, zu beten oder strenge rituelle Vorschriften zu befolgen. Aber in vielen Fällen mussten wir den uns lieben Besitz opfern – Nahrung, Tiere oder sogar Menschen.

In Tenochtitlan zum Beispiel, der Hauptstadt der Azteken, entstand eine immense Industrie des Menschenopferns. Die spanischen Eroberer, die 1519 in diese Stadt einmarschierten, fanden im Templo Mayor, der wichtigsten Tempelpyramide, gigantische Gestelle und Türme mit Tausenden von Schädeln.

Wissenschaftler vermuten heute, dass die Menschen nicht allein geopfert wurden, um den Göttern zu gefallen. «Die Ermordung von Gefangenen, selbst in einem rituellen Kontext», merkt ein Archäologe an, «ist ein starkes politisches Statement […], eine Möglichkeit, die eigene Bevölkerung unter dem Daumen zu halten.» [11]

Wer all dieses Elend betrachtet – den Hunger, die Krankheiten, die Unterdrückung –, bleibt mit einer Frage zurück: Warum wir uns denn dann an einem Ort fest niedergelassen haben? Warum haben wir ein relaxtes und gesundes Leben als Jäger und Sammler gegen ein hartes und krankes Leben als Landwirte eingetauscht?

Wissenschaftler haben jetzt eine genaue Vorstellung davon, wie das geschehen konnte. Was die ersten Siedlungen angeht: Es war einfach zu verführerisch. Es wäre Irrsinn gewesen, sich in einem Garten Eden, in dem die Bäume mit Früchten überladen waren und wo jedes Jahr Horden von Gazellen und Rentiere vorbeizogen, nicht niederzulassen.

Für die Landwirtschaft galt Ähnliches. Auf jeden Fall war es keine plötzliche Offenbarung. Wir können sicher sein, dass niemand ausgerufen hat: «Heureka! Lasst uns jetzt Getreide anbauen!»
Unsere Vorfahren verfügten Zehntausende Jahre lang über das Wissen, dass man säen und ernten kann, und doch waren sie klug genug gewesen, damit gar nicht erst anzufangen. «Warum sollten wir selbst säen», sagte ein Mitglied des !Kung-Stammes einmal zu einem Anthropologen, «wenn es so viele Mongongo-Nüsse auf der Welt gibt?» [12]

Die logischste Erklärung ist, dass wir in eine Falle getappt sind. Zwischen Tigris und Euphrat entstand nämlich eine seltene Form des Ackerbaus, bei der man nicht hart arbeiten musste. Man konnte in einem Boden säen, der jedes Jahr überflutet wurde, wobei die Überschwemmung eine weiche Schicht fruchtbaren Schlamms hinterließ. Sogar ein arbeitsscheuer *Homo puppy* wollte das Bauernleben unter solch günstigen Umständen einfach mal ausprobieren. [13] Es war schließlich die Natur, die den größten Teil der Arbeit verrichtete.

Was unsere Vorfahren nicht vorhersehen konnten, war, dass die Bevölkerung wachsen würde. Als die Menschen sich immer näher auf die Pelle rückten, nahm die Anzahl der Wildtiere ab. Um noch genügend zu essen zu bekommen, musste Landwirtschaft auch an Orten ohne fruchtbaren Schlamm betrieben werden. Das machte das bäuerliche Leben schon sehr viel weniger attraktiv. Fortan musste von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang gepflügt und gesät werden. Unser Körper stellte sich für diese Arbeit als völlig ungeeignet heraus, was zur Folge hatte, dass uns alle Knochen im Leib weh taten. Die Menschen sind durch die Entwicklung dazu geeignet, Beeren zu pflücken und zu faulenzen. Nicht aber den ganzen Tag den Acker zu bestellen und schwere Lasten zu schleppen.

Und warum wir dann nicht einfach zu unserer alten, entspannten Lebensweise zurückgekehrt sind? Weil es schon zu spät war. Es mussten zu viele Mäuler gestopft werden. Das meiste Wissen über das Jagen und Sammeln war außerdem inzwischen verlorengegangen, und ein Umzug auf grünere Felder war in der Regel nicht möglich, weil die umliegenden Siedlungen keine Eindringlinge auf ihrem Gebiet duldeten.

Die Falle war zugeschnappt.

In kurzer Zeit wurden die Jäger und Sammler zahlenmäßig von den

Bauern übertroffen. Die Letzteren produzierten nämlich mehr Nahrung pro Hektar und konnten daher auch größere Heere versorgen. Nomaden, die ihren alten Lebensstil beibehielten, zogen gegen die vorrückenden Siedler mit ihren Infektionskrankheiten den Kürzeren. Stämme, die keine Despoten duldeten, gingen unter. [14]
Mit dem Ausbruch der ersten Kriege begann ein ungeheurer Wettlauf. Dörfer wurden von Städten unterworfen und Städte von Provinzen geschluckt. Im Laufe der Weltgeschichte hat der ständige Druck des Krieges dazu geführt, dass die Gesellschaften immer größer wurden. Schließlich führte es zur letzten Katastrophe, über die Rousseau schreiben würde.
Die Geburt des Staates.
5.
Kehren wir noch einmal zu dem Bild zurück, das Thomas Hobbes von den ersten Menschen gezeichnet hat. Er glaubte, dass die Freiheit unserer Vorfahren zu einem «Krieg aller gegen alle» führte. Logisch also, dass wir diesen ersten Leviathanen (den ersten Stammeshäuptlingen und Königen) in die Arme fielen, denn wir sehnten uns nach Sicherheit. So Hobbes.
Nichts ist weiter von der Realität entfernt, wissen wir jetzt. Unzählige Jäger und Sammler waren eben gerade *auf der Flucht* vor Väterchen Staat. Die ersten Staaten, wie Uruk in Mesopotamien oder das Ägypten der Pharaonen, waren nämlich ausnahmslos Sklavenstaaten. [1] Die Menschen lebten nicht freiwillig so dicht aufeinander: sie wurden zusammengetrieben. Regierungen waren ständig auf der Suche nach neuen Untertanen, weil ihre Sklaven scharenweise an Krankheiten wie den Pocken und der Pest starben. (Städte im Alten Testament haben nicht ohne guten Grund einen so schlechten Ruf. Der unglückliche Turm zu Babel, die Zerstörung von Sodom und Gomorra – Gott konnte diese sündigen Städte ganz eindeutig nicht ausstehen.)
Es ist schon amüsant. Was wir heutzutage «Meilensteine der Zivilisation» nennen – die Erfindung von Geld, Schrift und Rechtsprechung –, waren ursprünglich Meilensteine der Unterdrückung. Nehmen wir die ersten Münzen. Geld wurde nicht spontan erfunden, weil es so nützlich zu sein schien, sondern von oben oktroyiert, um Steuern erheben zu können. [2] Oder die Schrift: Sie glauben doch nicht etwa, dass in den ersten Büchern romantische Poesie gestanden hätte. Die frühesten Texte waren lange Listen von Schulden, die abgezahlt werden mussten. [3]

Und der Rechtsstaat? Der berühmte Kodex Hammurabi (das älteste Gesetzbuch) beinhaltete vor allem Strafen für diejenigen, die Sklaven zur Flucht verhalfen. [4] Das antike Athen, die Wiege unserer Zivilisation und Demokratie, bestand zu *zwei Dritteln* aus Sklaven. Große Philosophen wie Platon und Aristoteles waren gar davon überzeugt, dass eine Zivilisation ohne Sklaverei unmöglich wäre.

Ein Beispiel, das die wahre Natur des Staates vielleicht am besten illustriert, ist die Chinesische Mauer. Dieses Weltwunder wurde nicht allein zu dem Zweck gebaut, die «Barbaren» fernzuhalten, sondern auch, um die eigenen Untertanen einzusperren. Das Chinesische Reich war das größte Freiluftgefängnis der Welt. [5]

Und dann ein schmerzhaftes Tabu aus der US -amerikanischen Geschichte, über das die meisten Lehrbücher kein Wort verlieren. Gründungsvater Benjamin Franklin war einer der wenigen, die es zuzugeben wagten, wohlgemerkt zu einer Zeit, in der Rousseau seine Bücher schrieb. «Kein Europäer, der vom Wilden Leben gekostet hat», schrieb Franklin, «kann es danach noch ertragen, in unserer Gesellschaft zu leben.» [6]

Wenn ein «zivilisierter» Weißer von der ursprünglichen Bevölkerung gekidnappt und dann wieder befreit wurde, versuchte er «bei nächster Gelegenheit, wieder in die Wälder zu entwischen», so Franklin. Hunderte Siedler flohen in die Wildnis, während der umgekehrte Fall kaum vorkam. [7] Das Leben in den Wäldern bot nun einmal einfach mehr Freiheit als das Leben als Bauer und Steuerzahler. Insbesondere auf Frauen übte dies eine starke Faszination aus.

«Wir konnten so gemächlich arbeiten, wie wir wollten», sagte eine junge Frau, die sich vor ihren Landsleuten versteckt hielt, die sie «retten» wollten. [8] «Hier habe ich keinen Herrn», sagte eine andere zu einem französischen Diplomaten. «Ich kann heiraten, wenn ich möchte, und mich wieder entheiraten, wenn mir danach ist. Gibt es in Ihren Städten auch nur eine einzige Frau, die genauso unabhängig ist wie ich?» [9]

In den vergangenen Jahrhunderten wurden ganze Bibliotheken mit Berichten über Zivilisationen, die entstanden und untergingen, gefüllt. Denken Sie an die vom Dschungel zugewachsenen, überwucherten Maya-Pyramiden und die verlassenen Tempel der Griechen. [10] Die vorherrschende Annahme in solchen Büchern: dass nach einem solchen «Untergang» alles nur noch schlimmer

wurde. Was folgte, waren «düstere Jahrhunderte».
Wissenschaftler vermuten inzwischen, dass diese düsteren Jahrhunderte viel eher eine Zeit des Aufatmens gewesen sind. Sklaven erlangten ihre Freiheit zurück, Infektionskrankheiten verschwanden, die Ernährung verbesserte sich. Auch die Kultur florierte. Der Anthropologe James C. Scott weist in seinem bahnbrechenden Buch *Die Mühlen der Zivilisation. Eine Tiefengeschichte der frühesten Staaten* (2017) darauf hin, dass Meisterwerke wie die *Ilias* und die *Odyssee* aus dem «griechischen Mittelalter» (1110 bis 700 v. Chr.) stammen, als die mykenische Zivilisation gerade zusammengebrochen war. Homer hat sie erst viel später niedergeschrieben. [11]

Warum ist unser Bild von den «Barbaren» so lange negativ gewesen? Warum halten wir Jahrhunderte ohne «Zivilisation» automatisch für dunkle Zeiten?

Denken wir daran, dass die Geschichte von den Siegern geschrieben wird. Die ältesten Bücher und Schriften sind voller Propaganda von Staaten und Machthabern. Sie wurden von Unterdrückern geschrieben oder beauftragt, die sich selbst verherrlichten und auf den Rest herabsahen. Das Wort «Barbaren» wurde ursprünglich von den antiken Griechen erfunden, es bezeichnete lediglich alle, die kein Griechisch sprachen.

Auf diese Weise wurde unser Bild von der Geschichte auf den Kopf gestellt. Zivilisation ist zum Synonym für Frieden und Fortschritt geworden, während die Wildnis für Krieg und Untergang steht. In Wirklichkeit war es für den größten Teil unserer Geschichte genau umgekehrt.

6.

Thomas Hobbes, der alte Philosoph, hätte sich nicht gründlicher irren können. Er beschrieb das Leben unserer Vorfahren als «schmutzig, brutal und kurz», obwohl es eher zusammengehörig, friedlich und gesund war.

Die Ironie ist, dass Hobbes selbst sein ganzes Leben lang gebückt unter dem Fluch der Zivilisation ging. So starb sein Brotherr 1628 an der Pest, und er musste 1640 selbst nach Paris fliehen, kurz bevor der Englische Bürgerkrieg ausbrach.

Hobbes entwickelte sein Menschenbild auf der Basis seiner eigenen Erfahrungen mit modernen Katastrophen – Krieg und Pest –, mit denen über 95 Prozent der damaligen Menschen zeit ihres Lebens keine Beschwerden hatten. Er ging als «Vater des Realismus» in die

Geschichte ein, während sein Menschenbild kaum unrealistischer hätte sein können.
Aber wir haben der Zivilisation doch auch viel zu verdanken? Abgesehen von Krieg und Habsucht hat uns die moderne Welt doch auch viel Schönes gebracht?
Natürlich. Aber man vergisst leicht, dass tatsächlicher Fortschritt ein sehr junges Phänomen ist. Bis zur Französischen Revolution (1789) waren fast alle Staaten überall auf der Welt auf Zwangsarbeit ausgerichtet. Bis zum Jahr 1800 waren weit über ein Viertel der Weltbevölkerung Leibeigene von Reichen. [1] Mehr als 90 Prozent der Bevölkerung arbeiteten in der Landwirtschaft, und mehr als 80 Prozent lebten in extremer Armut. [2] «Der Mensch ist frei geboren, und überall befindet er sich in Ketten», schrieb Rousseau. [3]
Die Zivilisation war lange Zeit eine Katastrophe. Von der Stadt zum Staat, vom Ackerbau zur Schrift – für die meisten Menschen brachten diese Erfindungen mehr Elend als Wohlstand. Wir haben in den letzten zwei Jahrhunderten, und das ist ein extrem kurzer Zeitraum, so viele Fortschritte erlebt, dass wir vergessen haben, wie schlecht das Leben früher gewesen ist. Wenn die Geschichte der Zivilisation nur einen Tag andauern würde, wären es 23 Stunden und 45 Minuten bitteres Elend gewesen; allein in den letzten 15 Minuten würde sie sich plötzlich als großartige Idee erweisen.
Schauen wir es uns an. Erstens haben wir im letzten Jahrhundert einen Großteil der Infektionskrankheiten besiegen können. Impfstoffe retten heute jedes Jahr mehr Leben, als es ein Weltfrieden im gesamten 20. Jahrhundert ermöglicht hätte. [4]
Zweitens sind wir reicher denn je – die Zahl der in extremer Armut lebenden Menschen ist unter zehn Prozent gesunken. [5]
Drittens wurde die Sklaverei abgeschafft. 1842 schrieb der britische Generalkonsul noch einen Brief an den Sultan von Marokko. Seine Frage: Welche Maßnahmen hatte der gute Mann ergriffen, um den Sklavenhandel zurückzudrängen? Der Sultan antwortete verwundert: «Der Handel mit Sklaven ist eine Angelegenheit, über die sich alle Stämme und Nationen seit der Zeit der Söhne Adams einig sind.» [6] Was der Sultan nicht voraussehen konnte, war, dass die Sklaverei 150 Jahre später offiziell verboten sein würde. Auf der ganzen Welt. [7]
Die beste Nachricht zum Schluss ist, dass wir in der friedlichsten aller Zeiten leben. [8] Im Mittelalter starben bis zu 12 Prozent der

Bevölkerung von Europa und Asien eines gewaltsamen Todes. Aber in den letzten 100 Jahren waren es weltweit – einschließlich zweier Weltkriege – nur 1,3 Prozent. [9] (In den Vereinigten Staaten liegt er aktuell bei 0,7 Prozent und in den Niederlanden, wo ich lebe, bei weniger als 0,1 Prozent.)

Das bedeutet, dass es keinen Grund gibt, der Zivilgesellschaft fatalistisch gegenüberzustehen. Wir haben die Wahl, unsere Städte und Staaten so zu organisieren, dass alle etwas davon haben. Der Fluch der Zivilisation lässt sich überwinden. Wird uns das gelingen? Können wir überleben und langfristig Erfolg haben? Niemand weiß es. Der Fortschritt der letzten Jahrzehnte lässt sich nicht leugnen, doch zugleich sind wir in existenzieller Weise mit einer ökologischen Krise konfrontiert. Die Erde erwärmt sich, Arten sterben aus, und die drängende Frage ist jetzt: Wie nachhaltig ist unser zivilisierter Lebensstil?

Ich fühle mich oft an die Worte eines chinesischen Politikers aus den 1970er Jahren erinnert, der, als er nach den Auswirkungen der Französischen Revolution 1789 gefragt wurde, angeblich antwortete: «Es ist noch ein wenig zu früh, das zu sagen.» [10] Vielleicht trifft das Gleiche auf die Zivilisation zu. Ist es eine gute Idee?

Zu früh, das zu sagen.

6. Kapitel
Das Geheimnis der Osterinsel

Und so war mein vertrautes Bild der Geschichte völlig in sich zusammengestürzt. Moderne Wissenschaftler machen mit der Fassadentheorie der Gesellschaft kurzen Prozess. Die Gegenbeweise haben sich in den letzten zehn, zwanzig Jahren angehäuft, und es kommen immer mehr hinzu.

Nun muss ich zugeben: Wenn es um die Vorgeschichte geht, sind wasserdichte Beweise einfach nicht zu haben. Das Leben unserer Vorfahren wirft nach wie vor Fragezeichen auf. Die archäologischen Ausgrabungen können wir nur interpretieren wie einzelne Teile eines großen Puzzles. Bei den anthropologischen Erkenntnissen, wie etwa die Betrachtung heutiger Naturvölker, bleibt stets die Frage, inwieweit sie sich auf die ferne Vergangenheit projizieren lassen.

In diesem Kapitel möchte ich deshalb ein letztes Mal untersuchen, was Menschen tun, wenn sie auf sich allein gestellt sind.

Angenommen, Mano und die anderen Jungs des echten *Herrn der Fliegen* wären nicht allein auf einer Insel an Land gespült worden. Angenommen, es wären auch Mädchen dabei gewesen, sie hätten Nachkommen gezeugt, und sie wären erst nach Jahrhunderten wieder aufgespürt worden.

Was wäre dann passiert? Wie sähe eine Gesellschaft aus, die an einem abgelegenen Ort entstanden ist?

Auf der Basis dessen, was wir bisher über das Leben in der Vorgeschichte herausgefunden haben, können wir uns durchaus eine Vorstellung machen. Aber es kommt noch besser: Wir müssen nicht spekulieren. Wir können uns auf einen echten Fall beziehen und ganz tief hineinzoomen. An einem geheimnisvollen Ort, der die Menschen seit Jahrhunderten fasziniert, prallen die Erkenntnisse aus den vorangegangenen Kapiteln aufeinander.

1.

Jacob Roggeveen, Sohn von Arent Roggeveen, musste und würde den sagenhaften Südkontinent finden. Er hatte es seinem Vater versprochen. Er würde der Familie ewigen Ruhm bescheren und in die Galerie der großen Entdecker eingehen.

Irgendwo im Pazifik, wussten Vater und Sohn, müsste sie liegen. *Terra australis incognita.* Als Kartograph nahm der Vater an, dass der Kontinent ganz zwingend existieren müsse, als Gegengewicht zu den nördlichen Landmassen. Und dann gab es auch noch die

Reiseberichte. Der Portugiese Pedro Fernandes de Queirós hatte den Südkontinent als ein Paradies auf Erden beschrieben, mit friedlichen Bewohnern, die sich nach dem Christentum sehnten. Da gäbe es Süßwasser, fruchtbaren Boden und – auch nicht ganz unwichtig – Berge von Silber, Gold und Perlen.

Und da stand Jacob nun, vierzig Jahre nach dem Tod seines Vaters, an Bord seines Flaggschiffes, der Arend. Mit drei Schiffen, 70 Kanonen und 244 Besatzungsmitgliedern brach er am 1. August 1721 von der Insel Texel auf. Das Ziel: der Südkontinent. Der 62-jährige Admiral hoffte, Geschichte zu schreiben, hatte aber noch keine rechte Vorstellung, wie.

Jacob Roggeveen würde keine neue Gesellschaft schaffen. Er sollte eine alte entdecken. [1]

Ich habe oft über das Wunder gestaunt, das acht Monate später geschah. Am Ostersonntag, dem 5. April 1722, hisste eines von Roggeveens Schiffen die niederländische Flagge. Die Arend näherte sich diesem Schiff, um zu erfragen, was die Besatzung denn entdeckt hätte. Die Antwort: eine kleine Insel, steuerbord.



Diese Insel war vor Hunderttausenden Jahren entstanden, weil drei Vulkane aneinandergewachsen waren. *Paasch Eyland* , wie die Niederländer es nannten, ist mit einer Fläche von 163 Quadratkilometern ein Pünktchen in einem unermesslichen

Ozean. Die Chance, dass Roggeveen und seine Männer darauf stoßen würden, war erdenklich gering.

Aber es kommt noch besser: Auf dieser Insel lebten Menschen. Zahllose Einwohner standen am Strand und nahmen die Holländer in Empfang. Roggeveen verstand gar nichts mehr. Wie waren diese Menschen hierhergekommen? Er erblickte nirgendwo seetüchtige Schiffe. Noch verwirrender waren die monumentalen Statuen von Köpfen auf gigantischen Stümpfen, die auf der Insel standen. Einige dieser «Moai» waren bis zu neun Meter hoch. «Wir konnten nicht begreifen, wie es möglich war, dass diese Menschen ohne schweres und dickes Holz, geschweige denn kräftige Taue, um auch nur eine einzige Maschine herzustellen, dennoch derartige Standbilder […] hatten errichten können», notierte Roggeveen im Logbuch. [2]

Nach einer Woche setzten Roggeveen und seine Männer ihre Reise fort, sie verließen die Vulkaninsel mit mehr Fragen als Antworten. Bis heute ist dieser kleine Fleck im Pazifik einer der geheimnisvollsten Orte der Welt. In den letzten Jahrhunderten haben die wildesten Theorien die Runde gemacht. Die Bewohner sollten Nachkommen der Inkas sein. Die Statuen wären von 12 Fuß großen Riesen aufgestellt worden. [3] Oder nein, Außerirdische müssen sie errichtet haben (ein Schweizer Hotelmanager hat mit dieser Theorie sieben Millionen Bücher verkauft). [4]

Die wahre Geschichte ist etwas weniger spektakulär, aber nicht sehr viel.

Dank moderner DNA -Analysen wissen wir inzwischen, dass die Insel Jahrhunderte vor Roggeveen von Polynesiern, den Wikingern des Pazifiks, entdeckt wurde. [5] Ihr Mut grenzte an Wahnsinn. Sie waren wahrscheinlich von den mehr als 2500 Kilometer entfernten Gambierinseln aufgebrochen. In offenen Kanus. Gegen die Windrichtung. Wir werden nie erfahren, wie viele Expeditionen es insgesamt gegeben hat. Denn nur eine einzige musste erfolgreich sein.

Und diese kolossalen Statuen, die Moai? Als die junge Anthropologin Katherine Routledge 1914 als eine der ersten Europäerinnen die Osterinsel erforschte, stand keine einzige dieser Statuen mehr. Sie waren von Unkraut überwuchert, und einige von ihnen waren in Stücke zerbrochen.

Wie hatte dieses kleine Volk diese gigantischen Standbilder hervorbringen und transportieren können? Die Menschen lebten auf einer Insel ohne Bäume, sie hatten nicht einmal das Rad,

geschweige denn einen Kran erfunden. Ob einst eine viel größere Menge Menschen auf dieser Insel gelebt hatte? Routledge beschloss, die ältesten Bewohner zu befragen. Diese erzählten ihr Geschichten aus der Vergangenheit, aus einer Zeit, die Jahrhunderte zurückliegt. Geschichten, bei denen es ihr kalt über den Rücken lief. [6]

Vor langer Zeit, hörte Routledge, gab es auf der Osterinsel zwei Stämme: die Langohren und die Kurzohren, die in perfekter Harmonie lebten. Aber etwas trieb einen Keil zwischen sie, denn nach Jahrhunderten des Friedens brach ein schrecklicher Krieg aus. Die Langohren flohen in den Osten der Insel, wo sie sich zur Verteidigung eingruben. Am nächsten Morgen wurden sie von beiden Seiten angegriffen und in ihrer eigenen Grube verbrannt. (Die Reste des Laufgrabens sind noch immer auf der Insel zu besichtigen.)

Und das war erst der Anfang des ganzen Elends. In den folgenden Jahren begannen sich die Bewohner der Osterinsel gegenseitig aufzuessen. Es wurde ein Hobbes'scher Krieg aller gegen alle. Die Ursache? Routlegde konnte nur rätseln. Es musste etwas geschehen sein, etwas, wodurch sich diese Gesellschaft selbst zugrunde gerichtet hatte.

Jahre später, 1955, organisierte der norwegische Abenteurer Thor Heyerdahl eine Expedition auf die Osterinsel. Heyerdahl war weltberühmt. Einige Jahre zuvor hatte er mit fünf Freunden ein Floß gebaut, womit er 7000 Kilometer ab Peru zurückgelegt hatte, um dann auf der Insel Raroia in Polynesien zu stranden. Heyerdahl betrachtete seine Floßfahrt als den definitiven Beweis für seine Theorie, dass Polynesien ursprünglich von auf Flößen angekommenen Inkas bevölkert wurde. Eine Theorie, die Experten nicht sehr überzeugend fanden, mit der er aber über 50 Millionen Bücher verkaufte. [7]

Wie auch immer: Heyerdahl war mit seinem Buch reich geworden und konnte die Expedition zur Osterinsel finanzieren. Er nahm ein paar führende Wissenschaftler mit. Einer von ihnen war der Amerikaner William Mulloy, der sein ganzes Leben der Erforschung der Osterinsel widmen würde («Ich glaube nicht im Geringsten daran, was du veröffentlicht hast», versicherte er Heyerdahl vor seiner Abreise [8]).

Aber der Wissenschaftler und der Draufgänger haben sich trotzdem gut verstanden. Und nicht lange nach ihrer Ankunft auf der Osterinsel gelang ihnen eine spektakuläre Entdeckung. Tief in

einem Sumpf fand Heyerdahls Team die Pollen einer unbekannten Baumart. Heyerdahl schickte sie nach Stockholm, wo sie unter dem Mikroskop eines führenden Paläobotanikers landeten. Der schwedische Experte kam schnell zu dem Schluss, dass auf der Insel einmal ein großer Wald gestanden haben musste.
So fanden die Einzelteile des Puzzles langsam, aber sicher zueinander. 1974, einige Jahre vor seinem Tod, veröffentlichte William Mulloy die Geschichte der Osterinsel und das Schicksal ihrer Bewohner. [9]
Eine Warnung vorweg: Es ist keine fröhliche Geschichte.
2.
Alles hat mit diesen mysteriösen Moai begonnen.
Aus irgendeinem Grund konnten die Osterinsulaner nicht genug von diesen Steinskulpturen bekommen. Sie meißelten immer neue und rackerten sich dann ab, um sie an Ort und Stelle zu bekommen. Eifersüchtige Stammeshäuptlinge wünschten sich immer größere Moai; immer mehr Nahrungsmittel mussten für die Erbauer bereitgestellt werden, und immer mehr Bäume mussten gefällt werden, um die Statuen zu transportieren.
Aber: endloses Wachstum auf einer endlichen Insel? Das funktioniert nicht.
Schließlich war kein Baum mehr übrig, sodass der Boden erodierte und auf den Äckern weniger zu ernten blieb. Ohne Holzkanus war Fischfang unmöglich. Die Produktion der Statuen geriet ins Stocken, und die Spannungen auf der Insel nahmen zu. Ein Krieg brach zwischen zwei Stämmen aus (die Langohren und die Kurzohren, über die Katherine Routledge schon geschrieben hatte). Um 1680 kam es zu einer großen Schlacht, bei der die Langohren fast ausgerottet wurden.
Die übrig gebliebenen Osterinsulaner begannen, die Moai umzustürzen, schrieb Mulloy. Schlimmer noch, sie begannen, sich gegenseitig aufzuessen. Bis heute erzählen die Bewohner vom Kannibalismus ihrer Vorfahren. «Das Fleisch deiner Mutter steckt mir noch zwischen den Zähnen», lautet eine beliebte Beleidigung auf der Insel. [1] Archäologen haben auch zahlreiche Speerspitzen aus Obsidian (vulkanischem Glas) gefunden, die sogenannten *mata'a*. Der Beweis für das fortwährende Gemetzel.
Als Jacob Roggeveen 1722 seinen Fuß auf die Osterinsel setzte, machte er also Bekanntschaft mit einem unglücklichen Volk. Es lebten nur noch ein paar tausend Menschen. Jeder, der heute Rano

Raraku besucht, den Steinbruch, in dem die Moai gemeißelt wurden, wird das Gefühl haben, eine eilig verlassene Werkstatt zu betreten. Die Werkzeuge liegen noch auf dem Boden. Es gibt Hunderte von Moai, die nicht fertiggestellt wurden.
William Mulloys Artikel bedeutete einen Durchbruch in der Erforschung der Osterinsel. Seine Theorie wurde von einem Wissenschaftler nach dem anderen bestätigt. So gaben beispielsweise zwei britische Geologen 1984 bekannt, dass sie in den Kratern der drei Vulkane fossile Pollenkörner gefunden hatten – ein weiterer Beweis dafür, dass die Insel einst voller Bäume gestanden hatte. [2]
Letztlich war es Jared Diamond, der vielleicht berühmteste Geograph der Welt, der die traurige Geschichte der Osterinsel in unserem Gedächtnis verankerte. [3] In seinem Bestseller *Kollaps* (2005) listete er noch einmal die Fakten auf:

- Die Osterinsel wurde früh, um das Jahr 900 herum, von Polynesiern bevölkert.
- Eine Analyse einer Reihe der ausgegrabenen Häuser zeigt, dass die Bevölkerung bis auf 15000 Seelen angewachsen sein musste.
- Die Statuen wurden immer größer, sodass Produktion und Transport immer mehr Arbeitskräfte, Nahrung und Holz erforderten.
- Die Statuen wurden horizontal, auf Baumstämmen, befördert. Diese Methode erforderte viel Kraft, zahlreiche Bäume und einen mächtigen Häuptling, um die Operation zu beaufsichtigen.
- Schließlich war kein Baum mehr übrig, der Boden erodierte, die Landwirtschaft stagnierte, und die Inselbewohner litten Hunger.
- Um 1680 brach ein Bürgerkrieg aus.
- Als Jacob Roggeveen 1722 eintraf, gab es nur noch wenige tausend Osterinsulaner. Zahlreiche Moai waren umgestürzt worden, und die Bewohner aßen sich gegenseitig auf.

Die Moral von der Geschicht’?
Die hat mit uns zu tun. Die Parallelen zwischen der Osterinsel und dem Planeten Erde sind nämlich erschreckend. Die Osterinsel ist ein Tüpfelchen im Ozean; die Erde ist ein Pünktchen im Kosmos. Sie

hatten keine Boote, um zu fliehen; wir keine Raumschiffe, um zu entkommen. Die Osterinsel wurde abgeholzt und übervölkert, unsere Welt wird verschmutzt und überhitzt.
Und so kommen wir zu einer ziemlich verwirrenden Schlussfolgerung, die im krassen Widerspruch zu den Ergebnissen der vorherigen Kapitel steht. «Die Begierde des Menschen kennt keine Grenzen», schreiben die Archäologen Paul Bahn und John Flenley in ihrem Buch *Easter Island, Earth Island.* «Sein Egoismus scheint genetisch vorgegeben zu sein.» [4]
Wenn man glaubt, Hobbes' Fassadentheorie endlich los zu sein, kommt sie als Bumerang zurück.
Die Geschichte der Osterinsel scheint der ultimative Beweis für ein zynisches Menschenbild zu sein. Jetzt, da sich der Planet erwärmt und wir konsumieren und verschmutzen, was das Zeug hält, wirkt die Osterinsel wie eine perfekte Metapher für unsere eigene Zukunft. Kein *Homo puppy* , kein edler Wilder – wir sind eher ein Virus. Eine Seuche, die sich verbreitet, bis alles kahlgefressen und kaputt gemacht wurde. Bis es zu spät ist.
Und hier die große Lehre von der Osterinsel. Diese traurige Geschichte ist in Dokumentationen und Romanen, in Enzyklopädien und Berichten, in wissenschaftlichen Artikeln und Büchern für ein breiteres Publikum festgehalten worden. Ich selbst habe auch darüber geschrieben. Lange Zeit habe ich geglaubt, das Geheimnis der Osterinsel sei von William Mulloy, Jared Diamond und ihren vielen Kollegen gelüftet worden. Wenn so viele prominente Wissenschaftler zu dem gleichen, bedrückenden Ergebnis kommen, was sollte da noch strittig sein?
Dann lernte ich die Arbeit von Jan Boersema kennen.
3.
Als ich an die Tür seines Büros in der Universität Leiden klopfe, finde ich ihn versteckt zwischen Büchern, im Hintergrund erklingt eine Kantate von Bach. Ein Mann in einem bunten geblümten Hemd kommt zum Vorschein.
Boersema ist Umweltbiologe, aber sein Bücherregal steht voller Philosophie und Geschichte. In seiner Arbeit verbindet er den Blick des Geistes- mit dem des Naturwissenschaftlers. So konnte es gelingen, dass er 2002 eine simple Entdeckung machte, die geradewegs alles umstieß, was wir über die Osterinsel zu wissen glaubten. Unzählige andere Wissenschaftler hatten es übersehen. Oder haben es nicht sehen wollen.

Für seine Antrittsrede an der Universität suchte Boersema weitere Informationen über den Untergang der Osterinsel und fragte sich, ob das Roggeveen-Logbuch noch existierte. Er schaute in den Katalog der Bibliothek, und tatsächlich hatte er eine halbe Stunde später das Tagebuch mit dem Titel *Dagverhaal der ontdekkings-reis van Mr. Jacob Roggeveen* auf seinem Schreibtisch.
Dann stürzte er von einer Überraschung in die nächste.
«Zuerst wollte ich meinen Augen nicht trauen.» Boersema hatte mit schrecklichen Geschichten über Krieg und Kannibalismus gerechnet, aber das hier war ein fröhlicher Reisebericht. «Ich habe kein Wort über eine zerfallende Gesellschaft gelesen.»
Jacob Roggeveen beschrieb die Osterinsulaner als sympathische Gestalten. Sie sahen mit ihren muskulösen Körpern und schneeweißen Zähnen gesund aus. Die Insulaner bettelten nicht um Essen, sondern boten es im Gegenteil an. Ihr Land soll *«ausnehmend fruchtbar»* gewesen sein. Roggeveen erwähnt auch keine umgefallenen Statuen, geschweige denn Waffen oder Kannibalismus. Er beschrieb die Insel als ein «Paradies auf Erden».
«Damals dachte ich», lacht Boersema, «was ist denn hier los?»
Im Jahr 2002 war er der erste Wissenschaftler, der ernsthaft Zweifel an der allgemein anerkannten Untergangsgeschichte anmeldete. Als ich seine Antrittsvorlesung las, stellte ich fest, dass das Geheimnis der Osterinsel eine Art Krimi ist, ein wissenschaftliches *whodunit.*
Also wollen wir das Geheimnis Schritt für Schritt enthüllen, in den Fußspuren Boeremas folgen. Dafür werden wir wie Detektive zu Werke gehen. Wir müssen die Aussagen der Zeugen noch einmal checken, die Alibis der Osterinsel-Bewohner überprüfen, die Zeitachse so genau wie möglich festlegen und die Mordwaffen noch einmal unter die Lupe nehmen. Für all das müssen wir uns bei den Methoden zahlreicher Disziplinen bedienen, bei Geistes- und Naturwissenschaften, von der Geschichte bis zur Geologie, von der Anthropologie bis zur Archäologie. [1]
Beginnen wir mit dem wichtigsten *Tatort* : dem Laufgraben, in dem die Langohren um 1680 ausgerottet worden sein sollen. Worauf gründet sich diese schreckliche Geschichte?
Es begann mit den Erinnerungen der alten Osterinsulaner, die Katherine Routledge 1914 aufzeichnete. Nun weiß jeder Detektiv, dass das menschliche Gedächtnis ziemlich unzuverlässig ist. Und in diesem Fall geht es auch obendrein noch um überlieferte Informationen. Stellen Sie sich vor, Sie würden gefragt, was Ihre

Vorfahren vor 250 Jahren so getrieben haben. Und dass wir uns nicht auf Geschichtsbücher stützen können, sondern nur auf Erinnerungen von Erinnerungen von Erinnerungen.
Schlussfolgerung: Vielleicht sind diese Geschichten von Routledge nicht die sicherste Quelle.
Aber es gab auch andere Beweise für das Gemetzel. Eines der Mitglieder der Reisegesellschaft von Thor Heyerdahl, der Archäologe Carlyle Smith, begann 1955 mit Ausgrabungen an dem Laufgraben, wo die Langohren ausgerottet worden waren. Er ließ zwei Proben von Holzkohle testen. Eine wurde auf 1676 datiert (aufgerundet: 1680). Smith hielt das als Beweis für ausreichend: Die Horrorgeschichte über die abgeschlachteten und verbrannten Langohren musste stimmen. [2] Diese Jahreszahl passte nämlich prima zu der Zeit, in der das Gemetzel stattgefunden haben soll. Und obwohl Smith später seine Schlussfolgerung konkretisierte, obwohl andere Wissenschaftler zu dem Schluss kamen, dass die Proben auf die Jahre zwischen 1460 und 1817 datiert werden müssten, obwohl an dieser Stelle keinerlei menschliche Überreste aufzufinden waren und obwohl Geologen feststellten, dass der «Laufgraben» nur auf natürliche Weise entstanden sein konnte, lebte der Mythos vom Massaker 1680 hartnäckig weiter. [3] Sowohl Heyerdahl als auch Mulloy und Diamond beteten die Geschichte immer wieder herunter.
Die Geschichte vom Stammeskrieg wird noch zweifelhafter, wenn wir uns die forensischen Beweise ansehen. Die Theorie bestand darin, dass die Osterinsulaner Kannibalen wurden, weil sie Hunger litten. Großen Hunger. Aber Archäologen haben Hunderte alte Skelette von Osterinsulanern untersucht. Ihre Schlussfolgerung: Roggeveen hatte recht. Die Bewohner waren zu Beginn des 18. Jahrhunderts ziemlich fit und vital. [4] Von Mangelernährung konnte keine Rede sein.
Und die Überlieferung dieser brutalen Gewalt auf der Insel? Vor einigen Jahren untersuchte ein amerikanischer Anthropologe 469 Schädel. Sein Ergebnis: Es gibt kein einziges Anzeichen für eine groß angelegte Kriegsführung unter den Osterinsel-Einwohnern. Nur zwei Schädel zeigen Verletzungen, die theoretisch von den berüchtigten Mata'a (den Speerspitzen aus Vulkanglas) stammen könnten. [5]
Wissenschaftler vermuten, dass diese Mata'a nicht einmal richtige Waffen waren. Wahrscheinlich waren es Haus-, Garten- und

Küchenmesser. Einer der Roggeveen-Kapitäne schrieb damals schon über einen Osterinsulaner, der eine Banane mit einem Stück Obsidian schälte. 2016 analysierte ein amerikanisches Forscherteam 400 Mata'a, um zu dem Schluss zu kommen, dass sie zu stumpf waren, um als Waffen brauchbar zu sein. [6]

Die Osterinsel-Bewohner hätten tödliche Waffen herstellen können. Aber, merkt der Leiter der Ermittlungen trocken an: «Sie hatten sich entschieden, das nicht zu tun.» [7]

So wird das Rätsel nur noch größer. Denn wenn sich die Inselbewohner nicht gegenseitig abgeschlachtet haben, wo sind denn all die Tausende Osterinsulaner bloß geblieben? Laut seinem Tagebuch traf Roggeveen nur ein paar tausend Menschen an, während es vorher laut Jared Diamond noch um die 15000 gegeben haben musste. Was ist ihr Alibi?

Betrachten wir zunächst die Methode, mit der Diamond auf die Zahl von 15000 kam. Er schätzte die Anzahl der Häuser anhand der archäologischen Reste, riet dann, wie viele Menschen in einem Haus gelebt haben, und rundete das Ergebnis schließlich auf. Sehr zuverlässig kann das Ergebnis also nicht sein.

Eine viel bessere Schätzung der Bevölkerungsanzahl erhalten wir, wenn wir die Zeitachse des Dramas so genau wie möglich festlegen. Ursprünglich dachte man, dass die Osterinsel schon sehr früh besiedelt worden war, um das Jahr 900 oder vielleicht sogar schon um 300 herum. Die neuesten Datierungen, die mit Hilfe modernster Technologie vorgenommen wurden, kommen auf eine viel spätere Zeit: etwa um das Jahr 1100. [8]

Jan Boersema führt dann eine einfache Berechnung durch. Angenommen, dass im Jahr 1100 ungefähr 100 polynesische Seeleute angekommen sind. Ebenfalls angenommen, dass ihre Zahl pro Jahr um 0,5 Prozent wuchs (das ist die maximale Wachstumsrate einer Bevölkerung in vorindustriellen Gesellschaften). Dann hätte es nicht mehr als 2200 Einwohner gegeben, als Roggeveen die Insel entdeckte. Diese Zahl stimmt gut mit den Schätzungen der europäischen Entdeckungsreisenden überein, die die Insel im 18. Jahrhundert ansteuerten.

Mit anderen Worten: Die Tausende von Osterinsulanern, die sich gegenseitig gefoltert, getötet und gefressen haben sollen, verfügen über ein ausgezeichnetes Alibi.

Es hat sie nie gegeben.

Das nächste Rätsel dreht sich darum, was mit dem Wald auf der

Osterinsel passiert sein könnte. Jared Diamond, William Mulloy und vielen anderen Wissenschaftlern war klar: Die Bäume wurden von habsüchtigen Bewohnern abgeholzt, die so viele Moai wie möglich transportieren wollten. Ein kanadischer Historiker spricht sogar von einer «Manie» und einer «ideologischen Pathologie». [9]

Wer jedoch schnell einmal nachrechnet, stellt fest, dass diese Schlussfolgerung arg übereilig gezogen wurde. Boersema schätzt, dass höchstens 15000 Bäume benötigt wurden, um die rund 1000 Steinstatuen an ihren Platz zu rollen. Etwa 15 Bäume pro Standbild. Bleibt die Frage: Wie viele Bäume gab es tatsächlich auf der Insel? Die Antwort, so zeigt die ökologische Forschung, lautet: Millionen. Vielleicht sogar bis zu 16 Millionen! [10]

Die meisten Statuen blieben außerdem in Rano Raraku, dem Steinbruch, in dem sie bearbeitet wurden. Dass zahllose Moai «zurückgelassen» wurden, liegt nicht daran, dass plötzlich ein Bürgerkrieg ausgebrochen war. Wissenschaftler vermuten, dass die Skulpturen absichtlich dort zurückgelassen wurden. Viele dieser Moai galten nämlich als «Wächter» des Steinbruchs. [11]

Letztlich wurden 493 Standbilder transportiert. Das hört sich nach einer großen Menge an, aber bedenken Sie: Die Osterinsel war jahrhundertelang für sich ganz allein auf der Welt. Das heißt, man hat höchstens ein oder zwei Statuen im Jahr befördert. Warum man nicht eine größere Anzahl der schönen Moai schaffte, etwa zehn Stück oder mehr? Für Boersema gibt es da eine einfache Erklärung: aus Überdruss. «Man hatte sehr viel Zeit auf einer solchen Insel», sagt er lachend. «Das Meißeln und Schleppen brachte ein bisschen Struktur in den Tag.» [12]

Ich denke, wir sollten die Fortbewegung der Moai als ein *collective work event* ansehen, genau wie den Bau des Göbekli-Tepe-Tempelkomplexes in der heutigen Türkei vor mehr als 10000 Jahren (siehe das vorherige Kapitel). Es gab auch Berichte von der Insel Nias westlich von Sumatra, wo zu Beginn des 20. Jahrhunderts bis zu 525 Männer eine große Steinstatue auf einem Holzschlitten wegzogen. [13]

Solche Projekte hätten sicher effizienter durchgeführt werden können, aber darum ging es nicht. Es waren keine Prestigeprojekte eines größenwahnsinnigen Herrschers. Es waren gemeinschaftliche Rituale mit dem Zweck, Menschen zusammenzubringen.

Damit wir uns nicht missverstehen: Die Bewohner der Osterinsel haben in der Tat viele Bäume gefällt. Nicht nur für den Transport

der Moai, sondern auch für den verwertbaren Saft im Kern des Stammes, für die Landwirtschaft und die Herstellung von Kanus. Und ja, wenn es um das Verschwinden des gesamten Waldes geht, haben wir einen noch gewichtigeren Verdacht.

Ratus exulans , die polynesische Ratte.

Diese Nagetiere wurden wahrscheinlich aus Versehen von den ersten Inselbewohnern eingeschleppt. Und auf der Osterinsel hatten sie keine natürlichen Feinde. Die Ratten konnten den ganzen Tag fressen und sich vermehren. Wir wissen, dass sich der Rattenbestand im Labor alle 47 Tage verdoppelt. Soll heißen: Ein Rattenpaar kann nach drei Jahren 17 Millionen Nachkommen hervorbringen.

Dies war der tatsächliche Grund für die Umweltkatastrophe auf der Osterinsel. Biologen vermuten, dass Millionen Ratten die Samen der Bäume aufgefressen haben, weshalb der Wald nicht mehr nachwachsen konnte. [14] Mit jedem umgestürzten Baum gab es mehr Platz für den Ackerbau. Die Archäologin Mara Mulrooney hat 2013 nachgewiesen, dass die Nahrungsmittelproduktion auf der Osterinsel nach der Abholzung des Waldes *zunahm*. [15] Die Bewohner hatten nämlich kluge Methoden des Ackerbaus entwickelt. Sie schichteten kleine Steine auf, um ihre Ernte vor dem Wind zu schützen und Feuchtigkeit und Wärme zu speichern. Selbst wenn 15000 Menschen auf der Insel gelebt hätten, wäre nach Aussage der Archäologen noch mehr als genug Nahrung für alle da gewesen. Mulrooney schlägt vor: «Vielleicht sollten wir die Osterinsel als Beispiel dafür ansehen, wie menschlicher Erfindergeist eher zum Erfolg als zum Misserfolg führen kann.» [16]

4.

Dieser Erfolg sollte nicht lange anhalten.

Die wahre Plage, die die Osterinsel zerstören würde, kam nicht von innen, sondern von außen. Diese traurige Geschichte begann am 7. April 1722, als Jacob Roggeveen und seine Männer im Begriff waren, an Land zu gehen. Ein nackter Mann kam in einem Boot angepaddelt. Der Osterinsulaner war kräftig gebaut, hatte dunkle, tätowierte Haut und einen Ziegenbart. Er kann nicht viel älter als fünfzig gewesen sein.

Einmal an Bord, machte er einen fröhlichen Eindruck, sollte Roggeveen später aufschreiben. Der Mann war erstaunt über «die große Höhe der Masten, die Dicke der Seile, die Segel, die Kanone, die er genau abtastete, und danach über alles, was ihm unter die

Augen kam». [1] Er war zu Tode erschrocken, als er sich selbst in einem Spiegel erkannte, als er die Schiffsglocke läuten hörte und er sich den angebotenen Brandy in die Augen schüttete.

Aber was Roggeveen vor allem in Erinnerung blieb, war die Fröhlichkeit des Osterinsulaners. Er tanzte, er sang, er lachte. *«O dorroga! O dorroga!»* , rief er unaufhörlich. Erst viel später würden europäische Forscher herausfinden, was dieses Wort wahrscheinlich bedeutete: «Willkommen.»

Es wurde ein bitteres Willkommen. Roggeveen legte mit 134 Mann in drei Booten und zwei Schaluppen an. Während die Bewohner einen aufgeweckten Eindruck machten, stellten sich die Holländer in Schlachtordnung auf. Plötzlich fielen vier, vielleicht fünf Schüsse. *«Es ist Zeit, es ist Zeit, feuert!»* , wurde gerufen. 30 Schüsse folgten. Die Inselbewohner flohen ins Landesinnere und ließen ungefähr zehn Tote zurück. Einer von ihnen war der fröhliche Mann, der *«O dorroga!»* gerufen hatte.

Roggeveen war wütend auf die Täter, die behaupteten, es sei ein Unfall gewesen. Aber wir lesen nichts über eine Bestrafung in Roggeveens Journal. Bei Einbruch der Dunkelheit wollte er wieder zurück. Roggeveen hatte eine Mission – er musste und würde den Südkontinent finden, er musste und würde Geschichte schreiben.

Es sollte dann 48 Jahre dauern, bis die Osterinsel wieder von Seeleuten besucht werden würde. Die von Don Felipe González angeführte Expedition errichtete drei Holzkreuze, hisste die spanische Flagge und beanspruchte die Insel im Namen der Heiligen Jungfrau Maria. Die Osterinsulaner fanden das prima.

«Es gab nicht die geringste Feindseligkeit», schrieben die Eroberer in ihr Logbuch. [2] Die Spanier machten den Insulanern Pfeil und Bogen zum Geschenk, aber das friedfertige Volk hatte keine Ahnung, was es damit anfangen sollte. Schließlich hängten sich die Insulaner den Bogen um den Hals, als Schmuck.

Vier Jahre später, 1774, kamen die nächsten Besucher: die Engländer, angeführt von James Cook. Das war der Mann, der nach drei großen Reisen durch den Pazifik beweisen würde, dass der mysteriöse Südkontinent niemals existiert hatte. Während Roggeveen bereits in Vergessenheit geraten war, hielt Cook Einzug in die Galerie der großen Entdecker.



Diese Illustration wurde von dem Künstler Gaspard Duché de Vancy angefertigt, der am 9. April 1786 die Osterinsel besuchte. Das Bild sagt wahrscheinlich mehr über die Franzosen und ihren kolonialen Blick als über die Osterinsel. Es ist übrigens ein kleines Wunder, dass wir die Illustration noch besitzen. De Vancy gehörte nämlich zur Expedition des Entdeckers Jean-François de La Pérouse, die böse endete. 1787 erreichten die Franzosen die Halbinsel Kamtschatka im Nordosten Russlands. La Pérouse entschloss sich – zur Sicherheit –, den Bericht seiner Reise (einschließlich dieser Zeichnung) nach Hause zu schicken. Ein Jahr später erlitt seine Expedition Schiffbruch. Was genau La Pérouse, seinem Künstler de Vancy und dem Rest der Crew widerfahren ist, bleibt ein Rätsel, das die Wissenschaftler bis heute beschäftigt. Quelle: Hulton Archive/ Getty Images.

Vielleicht ist die Reputation dieses Seefahrers auch der Grund, weshalb fast alle Untergangspropheten seinem Bericht über die Osterinsel so viel Bedeutung beimaßen. Cook war der Erste, der über die umgestürzten Moai berichtete. Noch wichtiger: Er beschrieb die Einwohner als «klein, dünn, ängstlich und jämmerlich».

Aber es gibt eine Unstimmigkeit in der Zusammenfassung von Cooks Bericht. Ein Wissenschaftler an der University of Toronto analysierte Cooks Berichte erneut und konnte dieses Zitat über diese «kleinen, dünnen, ängstlichen und jämmerlichen» Bewohner

nirgends finden. [3] Im Gegenteil, Cook hatte die Insulaner als «lebendig und aktiv, wohlgestaltet, kein unangenehmes Gesicht, und freundlich und einladend zu Fremden» beschrieben. [4]
Woher stammt Cooks vernichtendes Urteil denn dann? Wo steht dieses Zitat, das so gut in das Weltuntergangsszenario der Osterinsel passt und sogar in einer führenden Zeitschrift wie *Nature* landete? [5] Jared Diamond erwähnt die Forscher Paul Bahn und John Flenley (die Autoren des Buches *Easter Island, Earth Island*), aber diese geben keine Quelle an.
Also habe ich selbst danach gesucht. Nach einem Tag in der Bibliothek wurde ich in einem verstaubten Buch fündig, das 1961 für ein akademisches Publikum veröffentlicht wurde. [6] Thema: die norwegische Expedition zur Osterinsel. Der Autor: niemand Geringeres als Thor Heyerdahl.
Tatsächlich, Cooks verdrehtes «Zitat» stammte von dem norwegischen Abenteurer, der wieder mal tollkühnen Ideen nachhing. Derselbe Heyerdahl hatte gerade einen populären Bestseller veröffentlicht, in dem er darüber phantasierte, dass die Insel zuerst von langohrigen Inkas bevölkert und dann von kurzohrigen Kannibalen aus Polynesien überflutet worden sei. [7]
Und derselbe Heyerdahl hatte in dem verstaubten, akademischen Buch über ein «kriegerisches Volk» geschrieben, während Cook über «harmlose und freundliche» Menschen sprach.
So werden Mythen geboren.
Ein Geheimnis haben wir allerdings noch nicht gelüftet. Warum haben die Osterinsulaner ihre schönen Standbilder zerstört?
Für die Antwort müssen wir zu dem Bericht von Jacob Roggeveen zurückkehren. Jahrhundertelang glaubten die Osterinsulaner, dass sie mutterseelenallein auf der Welt wären. Es war kein Zufall, dass der Blick der Moai nach innen gerichtet war – nicht in Richtung Meer, sondern in Richtung Land.
Und dann, nach Jahren der Abgeschiedenheit, erschienen auf einmal riesige Schiffe am Horizont. Was werden die Osterinsulaner über die Niederländer gedacht haben? Waren es Propheten? Oder vielleicht Götter? Ihre Ankunft und die Schüsse am Strand müssen jedenfalls ein großer Schock gewesen sein. «Selbst die Kinder ihrer Kinder werden diese Geschichte in Zukunft weitererzählen», schrieb einer der niederländischen Seefahrer. [8]
Dann legten die Spanier mit großem Tamtam an Land an. Sie organisierten einen feierlichen Umzug mit Trommeln und Flaggen,

danach wurde dreimal Salut mit den Kanonen geschossen.
Ist es sehr vermessen zu behaupten, dass diese Ereignisse einen großen Einfluss auf das Weltbild der Osterinsulaner gehabt haben müssen? Roggeveen hatte Bewohner noch vor den Moai knien sehen, aber Cook notierte, dass diese Statuen keine Götzen mehr waren, «was auch immer sie in der Zeit der Holländer gewesen sein mögen». Außerdem: Die Inselbewohner reparierten nicht einmal die Fundamente der Standbilder, die kurz davor waren umzustürzen. [9]

1804 berichtete ein russischer Seefahrer, dass nur noch wenige Moai aufrecht standen. Vielleicht war der Rest umgeworfen worden, vielleicht umgefallen, oder beides. [10]

Wie dem auch sei, die Skulpturenkultur ist verschwunden, und wir werden nie genau wissen, warum. Es gibt zwei Hypothesen, die einander nicht ausschließen. Erstens könnte es ein Bedürfnis nach einem neuen «Hobby» unter den Osterinsulanern gegeben haben. Nach der Abholzung war es schwieriger, neue Moai zu transportieren, also musste etwas anderes her, um die Zeit totzuschlagen. [11]

Zweitens gibt es Hinweise auf das, was Wissenschaftler «Cargo-Kult» nennen. [12] Mit anderen Worten: eine Obsession für Westler und ihre Besitztümer. Aus irgendeinem Grund waren die Osterinsulaner vor allem auf Hüte scharf. Die Besatzung einer französischen Expedition ging in weniger als einem Tag ihrer gesamten Kopfbedeckungen verlustig, worauf sie von den Inselbewohnern herzlich ausgelacht wurde.

Damals bauten die Osterinsel-Bewohner ein Haus in Form der Schiffe der Europäer, sie legten Steinhügel in Form von Booten an und begannen mit Ritualen, bei denen sie europäische Seeleute nachahmten. Wissenschaftler vermuten, dass sie auf diese Weise versucht haben könnten, die fremden Götter mit ihren seltsamen Geschenken wieder anzulocken.

Und sie würden zurückkommen, aber diesmal kamen die Götter nicht, um etwas mitzubringen. Diesmal kamen sie, um etwas zu holen: die Insulaner selbst, um genau zu sein.

5.

An einem schwarzen Tag im Jahr 1862 kreuzte das erste Sklavenschiff am Horizont.

Die Osterinsel war ein leichtes Opfer für peruanische Händler: Sie lag fernab, hatte eine gesunde Bevölkerung und war von keiner der

Großmächte besetzt. «Kurz gesagt», schreibt ein Historiker, «es kümmerte sich niemand darum, was mit diesen Menschen passieren würde.» [1]

Schließlich entführten sechzehn Schiffe gleich 1407 Osterinsulaner – ein Drittel der Bevölkerung. Diese Insulaner wurden unter einem falschen Vorwand angelockt oder mit Gewalt gezwungen. Die Täter waren die gleichen Sklavenhändler wie diejenigen, die die Bewohner der Insel ‘Ata entführten (wo sich ein Jahrhundert später der echte *Herr der Fliegen* abspielen würde).

In Peru angekommen, starben die Sklaven wie die Fliegen. Sie kamen in den Minen um, wo sie geschunden wurden, oder sie erlagen ansteckenden Krankheiten. 1863 beschloss die peruanische Regierung unter internationalem Druck, die Überlebenden auf ihre Insel zurückzuschicken, und begann, sie im peruanischen Hafen von Callao einzusammeln.

Aber es gab wenig Nahrung, und noch schlimmer: im selben Hafen lag ein amerikanischer Walfänger mit einem Besatzungsmitglied, das die Pocken hatte. Eine Pockenepidemie breitete sich aus, und auf der langen Rückfahrt zur Osterinsel mussten jeden Tag Leichen über Bord geworfen werden. Am Ende kehrten nur 15 der 470 befreiten Sklaven lebend zurück.

Es wäre besser gewesen, wenn auch sie gestorben wären. Einer von ihnen schleppte nämlich das Pockenvirus noch immer mit sich herum und verbreitete die Krankheit auf der ganzen Insel. Danach war es mit der idyllischen Osterinsel endgültig vorbei. Tod und Chaos griffen um sich. Zum ersten Mal sahen europäische Besucher Einwohner, die sich an die Kehle gingen. Ein französischer Kapitän schrieb über Berge von Knochen und Schädeln. Die todkranken Insulaner wurden wahnsinnig – Dutzende nahmen sich selbst das Leben, indem sie von den Klippen sprangen.

Als die Epidemie endlich ausgestanden war, gab es 1877 gerade noch 110 Osterinsulaner – ungefähr so viele, wie etwa 800 Jahre zuvor das Land erreicht hatten. Die Traditionen gingen verloren, Rituale wurden vergessen, eine Kultur war zerstört. So schafften die Sklavenhändler und ihre Krankheiten das, was Ratten und Ureinwohnern nicht gelungen war: den Untergang der Insel herbeizuführen.

Um ein Fazit bezüglich der Osterinsel zu ziehen: Was bleibt von der alten Geschichte? Der Geschichte von egoistischen Inselbewohnern, die ihre eigene Zivilisation vernichteten?

Praktisch gar nichts. Es gab keinen Krieg, keine Hungersnot, keinen Kannibalismus. Die Abholzung des Waldes machte die Insel nicht ärmer, sondern produktiver. Das Massaker um 1680 hat nie stattgefunden, die eigentliche Zerstörung erfolgte erst nach 1860. Die Ausländer fanden kein Chaos vor, sie richteten eines an.

Natürlich hatten die Insulaner negativen Einfluss auf ihre Umwelt. Die ersten Kolonisten schleppten versehentlich eine Rattenplage ein, und mehrere Pflanzen- und Tierarten starben dabei aus. Aber nach diesem Missgeschick fällt vor allem die Widerstandsfähigkeit der Inselbewohner ins Auge. Sie waren viel klüger und sozialer eingestellt, als die Wissenschaftler lange Zeit geglaubt haben.

Ist die Osterinsel noch immer eine treffende Metapher für unsere eigene Zukunft? Wenige Tage nach meiner Begegnung mit Professor Boersema las ich dieses in der Zeitung: «DER KLIMAWANDEL BEDROHT STATUEN DER OSTERINSEL ». Zu diesem Ergebnis kamen die Wissenschaftler nach einer Analyse des Anstiegs des Meeresspiegels und der Erosion der Küste. [2]

Ich bin kein Skeptiker, was den Klimawandel angeht. Er ist die größte Herausforderung unserer Zeit, unserer Generation, und die Zeit drängt. Aber was mich sehr skeptisch macht, das sind die Untergangsszenarien. Ich bin skeptisch, wenn gesagt wird, dass wir zutiefst egoistisch oder, schlimmer noch, eine Plage seien. Ich bin skeptisch, wenn uns ein solches Menschenbild als «realistisch» verkauft werden soll. Und ich bin skeptisch, wenn unser Untergang als unvermeidlich hingestellt wird.

Zu viele Umweltschützer unterschätzen die Wehrhaftigkeit des Menschen. Und ich fürchte, dass ihr Zynismus zu einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung werden kann, ein Nocebo, die entmutigt und die Erderwärmung dadurch nur beschleunigt. Auch die Klimabewegung braucht einen neuen Realismus.

«Es besteht ein Unvermögen zuzugeben, dass neben Problemen auch Lösungen exponentiell wachsen können», sagte mir Professor Boersema. «Es gibt keine Garantie, aber es ist schon möglich.»

Genau das Gleiche geschah auf der Osterinsel. Als die Bäume verschwanden, entwickelten die Bewohner neue Landwirtschaftstechniken, die mehr Nahrung einbrachten. Kurz gesagt, die wahre Geschichte der Osterinsel ist eine Geschichte von Widerstandsfähigkeit und Einfallsreichtum. Es ist keine Botschaft einer Katastrophe, es ist eine Quelle der Hoffnung.

Teil 2

Nach Auschwitz

«Es ist ein Wunder, dass ich nicht alle Erwartungen aufgegeben habe, denn sie erscheinen absurd und unausführbar. Trotzdem halte ich an ihnen fest, trotz allem, weil ich noch immer an das innere Gute im Menschen glaube.»

Anne Frank (1929–1945)

Wenn es stimmt, dass der Mensch von Natur aus ein gütiges Wesen ist, dann wird es jetzt Zeit für die unvermeidliche Frage. Die Frage, warum mehrere deutsche Verlage nur wenig Interesse an meinem Buch hatten. Eine Frage, die mir beim Schreiben immer wieder durch den Kopf spukte.

Wie erklärt man Auschwitz?

Oder anders ausgedrückt: Wie erklärt man Überfälle und Pogrome, Völkermorde und Vernichtungslager? Wer waren Adolf Hitlers willige Henker? Wer die von Stalin? Von Mao? Von Pol Pot?

Nach dem Mord an mehr als sechs Millionen Juden stellten sich Literatur und Wissenschaft der Nachkriegszeit die Frage, wie der Mensch so grausam sein kann. Anfangs war es offenbar verführerisch, anzunehmen, die Deutschen seien nur eine andere Tierart. Dass alles an ihrer verklemmten Psyche lag, der barbarischen Kultur und nichts mit uns, den normalen Menschen, zu tun hatte.

Das Problem dabei: Das größte Verbrechen in der Geschichte der Menschheit wurde nicht in einem primitiven Land begangen. Es geschah in einem der reichsten Länder der Erde, dem Land von Kant und Goethe, Bach und Beethoven.

Vielleicht war die Zivilisation doch keine Schutzschicht. Vielleicht hatte Rousseau doch recht, und die Zivilisation wirkte wie ein Gift.

Es gab eine wissenschaftliche Disziplin, auch wenn sie noch jung war, die mit dem beunruhigenden Beweis aufwartete, dass es dem modernen Menschen in der Tat an etwas Grundlegendem mangelte. Ich spreche von der Sozialpsychologie.

In den 1950er und 1960er Jahren versuchten Psychologen herauszubekommen, was nötig gewesen war, um Menschen in Monster zu verwandeln. In einer Reihe von Experimenten zeigten sie, dass gewöhnliche Menschen zu schrecklichen Dingen fähig sind. Man muss nur an wenigen Stellschrauben drehen, und voilà: Dann kommt in jedem von uns ein Nazi zum Vorschein.

In den Jahren, als der *Herr der Fliegen* ein Bestseller wurde, bewies ein junger Wissenschaftler namens Stanley Milgram, dass Menschen treu und brav Befehle dubioser Behörden befolgen (*«Befehl ist Befehl»* – siehe 8. Kapitel), und der Mord an einer jungen Frau in New York bildete die Grundlage für Hunderte Studien über Apathie in den modernen Zeiten (*«Wir haben es nicht gewusst»* – siehe 9. Kapitel). Und dann waren da noch die Experimente von Professor Muzafer Sherif und Professor Philip Zimbardo. Diese beiden Psychologen bewiesen, dass nette Jungs zu KZ -Schindern werden können.

Mich faszinierte, dass all diese Untersuchungen relativ kurz hintereinander stattfanden. Es waren die Wildwestjahre der Sozialpsychologie. Jungspunde konnten sich mit ihren schockierenden Experimenten schnell einen Ruf erwerben. Inzwischen sind wir mehr als 50 Jahre weiter. Die Wissenschaftler der Vergangenheit sind gestorben oder reisen als renommierte Professoren durch die Weltgeschichte. Ihre Experimente sind berühmt und bis heute Lehrstoff für neue Generationen von Studenten. Aber inzwischen wurden auch die Archive zu diesen Nachkriegsexperimenten geöffnet. Zum ersten Mal können wir einen Blick hinter die Kulissen werfen.

7. Kapitel
Im Keller der Stanford-Universität
1.

Es ist der 17. August 1971, kurz vor zehn Uhr morgens. Die Polizei aus Palo Alto, Kalifornien, rückt aus, um neun junge Männer aus den Betten zu holen. Fünf werden wegen Diebstahls verhaftet, vier wegen eines bewaffneten Raubüberfalls. Die Nachbarn sehen überrascht zu, wie die Jungs durchsucht, mit Handschellen gefesselt und abgeführt werden.

Was die Umstehenden nicht wissen: Es handelt sich um einen Versuch. Ein Experiment, das als eines der berüchtigtsten Experimente aller Zeiten in die Geschichte eingehen sollte. Es wird die Titelseiten der Zeitungen füllen und in den Lehrbüchern von Millionen von Studienanfängern landen.

Zu Beginn des Nachmittags gehen die jungen Häftlinge – in Wirklichkeit unschuldige Studenten – die Steintreppen des Gebäudes 420 zum Keller der Psychologieabteilung hinunter. Dort hängt ein großes Schild: Das Stanford-County-Gefängnis. Unten an der Treppe warten bereits neun weitere Studenten. Sie tragen Uniformen und reflektierende Sonnenbrillen. Auch sie haben sich angemeldet, um sich nebenher etwas zu verdienen. Ihnen wurde jedoch nicht die Rolle von Gefangenen zugewiesen. Sie sind die Wärter.

Die Gefangenen müssen ihre Kleider ausziehen und nackt auf dem Flur warten. Man legt ihnen eine Kette mit einem Schloss um die Knöchel, setzt ihnen eine Nylonkappe auf den Kopf und gibt ihnen eine Nummer, mit der sie von nun an angesprochen werden. Danach sperrt man sie jeweils zu dritt in eine kleine Zelle.

Was nun passiert, wird wie eine Schockwelle um die Welt gehen. In nur wenigen Tagen wird eine schmerzliche Wahrheit über den Menschen bloßgelegt. Das Stanford-Prison-Experiment läuft völlig aus dem Ruder.



Der Keller der Stanford-Universität im August 1971. Quelle: Philip G. Zimbardo.

Gesunde und gute Jungs, das war der Anfang. Einige hatten sich im Aufnahmebogen für das Experiment noch als Pazifisten ausgegeben. Aber schon am zweiten Tag ging es schief. Ein Aufstand der Gefangenen wurde von den Wärtern mit Feuerlöschern niedergeschlagen. In den folgenden Tagen versuchten sie, den

Willen ihrer Untergebenen auf jede mögliche Art und Weise zu brechen. Die Zellen begannen nach menschlichen Exkrementen zu stinken. Ein Gefangener nach dem anderen war Schlafmangel und Erniedrigung ausgesetzt, während die Wachen ihre Macht genossen. Einer der Gefangenen, Nummer 8612, brach vollständig zusammen. «Ich glaube, um Himmels willen, ich werde hier verrückt!», rief er und trat gegen die Tür seiner Zelle. «Versteht ihr nicht? Ich will raus! Das ist total *fucked up!* Ich halte das keine Nacht länger aus! Ich kann das einfach nicht mehr ertragen!» [1]

Der Forschungsleiter, der Psychologe Philip Zimbardo, ging völlig in seiner Rolle auf. Er verhielt sich bald wie ein Gefängnisdirektor. Koste es, was es wolle, er würde die Kontrolle behalten. Erst nach sechs Tagen beendete er den Albtraum, als eine schockierte Doktorandin – zufällig seine Freundin – fragte, was in Gottes Namen er da eigentlich treibe. Innerhalb dieser kurzen Zeit zeigten fünf Gefangene Anzeichen von «extremer emotionaler Depression, Weinkrämpfen, Wut und akuter Angst». [2]

Danach blieben Zimbardo und seine Kollegen mit der schmerzhaften Frage zurück: Was war geschehen? Heute steht die Antwort in fast allen Psychologielehrbüchern. Man findet sie in Hollywood-Blockbustern und Dokumentarfilmen auf Netflix, in Mega-Bestsellern wie *Tipping Point. Wie kleine Dinge Großes bewirken können* von Malcolm Gladwell, oder man hört irgendwen am Kaffeeautomaten darüber erzählen.

Die Antwort lautet wie folgt: Am 17. August 1971 verwandelten sich brave Studenten in Monster. Nicht weil sie böse waren, sondern weil sie in eine schlimme *Situation* gerieten. «[V]iel von dem, was einen Menschen ausmacht, [kann] weggefegt werden, sodass auch Leute aus guten Schulen, glücklichen Familien und ordentlichen Stadtvierteln in ihrem Verhalten extrem beeinflusst werden können», schrieb Gladwell, «– einfach indem man ihre Lebenssituation verändert.» [3]

Philip Zimbardo schwor Stein und Bein, dass bei niemandem der leiseste Verdacht aufgekommen wäre, dass alles so furchtbar außer Kontrolle geraten könnte. Aber nach seiner Untersuchung blieb ihm nur die Schlussfolgerung, dass jeder von uns zu den abscheulichsten Dingen imstande ist. Im Keller von Stanford ging es schief, notierte der Psychologe, «eine ‹natürliche› Konsequenz des Tragens einer Uniform». [4]

2.

Weniger bekannt ist, dass 17 Jahre vor dem Stanford-PrisonExperiment bereits eine Studie mit vergleichbaren Ergebnissen stattgefunden hatte. Das Robbers-Cave-Experiment ist in der Öffentlichkeit in Vergessenheit geraten, war jedoch eine entscheidende Inspirationsquelle für spätere Sozialpsychologen. Und es war keine Studie mit Studenten. Es war eine Untersuchung an Kindern.

Also zurück zum 19. Juni 1954. Zwölf Jungs von ungefähr elf Jahren warten an einer Bushaltestelle in Oklahoma City. Sie kennen sich noch nicht, aber alle kommen aus anständigen protestantischen Familien. Ihr IQ ist durchschnittlich, genau wie ihre Noten in der Schule. Niemand wird gemobbt. Keiner der Jungs ist als Unruhestifter bekannt. Es sind durchschnittliche Kinder.

Und an diesem Tag können sie ihr Glück kaum fassen, denn sie fahren ins Camp. Das Ziel: Robbers Cave State Park im Südosten Oklahomas. Es ist ein Gebiet von 80 Hektar mit Wäldern, Seen und Höhlen, in denen sich einst legendäre Räuber wie Belle Starr und Jesse James versteckt hatten.

Was die Jungs nicht wissen, ist, dass sie Teil eines wissenschaftlichen Experiments sind. Was sie ebenfalls nicht wissen, ist, dass eines Tages eine weitere Gruppe von Kindern ins Lager kommen wird. Leiter des Experiments ist der türkisch-amerikanische Psychologe Muzafer Sherif. Seit Jahren schon beschäftigt er sich mit der Frage, wie Konflikte zwischen Gruppen entstehen. Alles ist perfekt vorbereitet. Die Anweisungen für die Leitung des Lagers sind klar: Lasst die Jungen machen, was sie wollen. Alles ist möglich, alles ist erlaubt.

In der ersten Phase der Untersuchung haben die beiden Gruppen keinerlei Berührung miteinander. Sie sind in separaten Gebäuden des Camps untergebracht und denken, dass sie die Einzigen auf dem Areal sind. Aber in der zweiten Woche werden sie vorsichtig miteinander in Kontakt gebracht. Was wird dann geschehen? Werden sie Freunde, oder bricht die Hölle los?

Das Robbers-Cave-Experiment ist die Geschichte von netten, braven Jungen – der «Crème de la Crème», wie Sherif später schrieb –, die sich in wenigen Tagen in «verstörte, bösartige Jugendliche» verwandelten. [1] Es geschah im selben Jahr, als William Golding seinen Roman *Herr der Fliegen* veröffentlichte. Aber während Golding glaubte, dass Kinder von Natur aus böse sind, ging Sherif davon aus, dass alles vom Kontext abhing.

Es begann alles nett. In der ersten Woche, als die Gruppen noch keinen Kontakt hatten, arbeiteten die Jungen in den jeweiligen Gruppen harmonisch zusammen. Sie bauten eine Hängebrücke und ein Sprungbrett. Sie machten Hamburger und stellten ein Zelt auf. Sie rannten und sprangen herum und wurden dicke Freunde.
Dann nahm das Experiment eine üble Wendung. In der zweiten Woche wurden die Gruppen, die sich *«Rattlers»* und *«Eagles»* nannten, behutsam miteinander in Kontakt gebracht. Und dann brach der Krieg aus. Es begann in dem Moment, als die Rattlers hörten, dass die anderen Jungs auf «ihrem» Baseballfeld spielten. Sie forderten die Eagles zu einem Wettstreit heraus, das war der Startschuss zu einer Woche des Kräftemessens.
Am zweiten Tag verbrannten die Eagles nach einem verlorenen Tauziehen die Flagge der Rattlers. Die schlugen mit einem nächtlichen Überfall zurück, bei dem Comics gestohlen und Vorhänge zerrissen wurden. Die Eagles beschlossen, bei ihrer Verteidigung schwere Steine als Waffen in ihre Socken zu stopfen; der Führungsstab konnte gerade noch rechtzeitig eingreifen.
Als die Rattlers ein Turnier gewannen und im Anschluss mit den heißbegehrten Preisen (blinkende Taschenmesser) loszogen, wurden sie von den Rattlers überfallen, dabei wurden die Messer gestohlen. Wütend forderten die Eagles die Herausgabe. Sie wurden von den Rattlers nur ausgelacht. «Kommt schon, ihr Schwuchteln», brüllte einer von denen, die mit den Messern herumfuchtelten. [2]
Während sich die Jungen prügelten, machte Sherif, der sich als Hausmeister verkleidet hatte, hastig Anmerkungen in einem Notizbüchlein. Das Experiment, davon war er überzeugt, würde sich als Goldmine erweisen.
In den letzten Jahren hat die Geschichte über das Robbers-Cave-Experiment ein großes Revival erlebt. Besonders seit der Wahl von Donald Trump habe ich sie, ich weiß nicht, wie oft, aus dem Munde von Meinungsmachern gehört, als die ultimative Anekdote, um unsere Zeit zu erklären. Waren die Rattlers und die Eagles nicht ein Symbol dafür, was überall passierte, zwischen rechts und links, konservativ und progressiv?
Das Experiment wurde vom holländischen Sender *BNN* noch einmal unter dem wenig zurückhaltenden Titel *«Das wird Krieg!»* aufgewärmt. (Die Aufnahmen mussten vorzeitig abgebrochen werden, da in der Tat ein Krieg losbrach.)
Grund genug, den ursprünglichen Forschungsbericht von Muzafer

Sherif aus dem Jahr 1961 wieder zur Hand zu nehmen. Es ist kein Pageturner. *«Negative Einstellungen gegenüber Outgroups werden situativ erzeugt»* , lesen wir auf einer der ersten Seiten. Heißt: Das gibt Krieg.

Aber mir fielen zwischen den vagen Sätzen ein paar Dinge auf. Zunächst einmal: Es waren nicht die Kinder, sondern die Wissenschaftler, die das tagelange Turnier organisierten. Die Eagles hatten zunächst nicht wirklich Lust darauf. «Vielleicht können wir uns einfach mit diesen Typen anfreunden», sagte einer von ihnen, «dann muss niemand böse werden oder jemanden auf dem Kieker haben.» [3]

Noch dazu wurden, auf Drängen der Wissenschaftler, nur Spiele ausgetragen, die deutliche Verlierer und Gewinner kennen wie Baseball und Tauziehen. Es gab keinen Trostpreis. Die Wissenschaftler manipulierten sogar die Punktzahl, um die Teams aufeinanderzuhetzen.

Und diese Manipulationen erwiesen sich nur als die Spitze des Eisbergs.

3.

Ich treffe Gina Perry im Sommer 2017 in Melbourne, ein paar Monate bevor ihr Buch über das Robbers-Cave-Experiment veröffentlicht wird. Perry ist eine australische Psychologin, die sich als Erste in die Archive des Robbers-Cave-Experiments vertieft hat. Zwischen Bergen an Notizen und Tonbandaufnahmen fand sie eine ganz andere Geschichte, als sie seit über 50 Jahren in den Lehrbüchern erzählt wird.

Perry kam dahinter, dass Sherif 1953 schon einmal versucht hatte, seine «realistische Konflikttheorie» zu beweisen. Auch in jenem Jahr hatte er ein Sommercamp organisiert: in der Nähe des kleinen Dorfes Middle Grove im Bundesstaat New York. Auch damals hatte er versucht, Jungs gegeneinander auszuspielen. Das Einzige, womit Sherif darüber später irgendwo in einer Fußnote herausrückte, war, dass das Experiment «wegen verschiedener Schwierigkeiten und ungünstiger Bedingungen abgebrochen werden musste». [1]

In Melbourne erzählt mir Perry, was sie in den Archiven entdeckt hat und was wirklich in diesem ersten, vergessenen Camp geschehen war. In den ersten beiden Tagen wurden die teilnehmenden Kinder sofort zu Freunden. Die Jungs spielten Spiele und rannten durch den Wald, schossen mit Pfeil und Bogen und sangen, so laut sie konnten.

Aber dann kam der dritte Tag. Die Forscher teilten die Jungs in zwei Gruppen ein, die *Panther* und die *Pythons* . In den darauffolgenden Tagen versuchten sie alles, um die Kinder aufeinanderzuhetzen. Als sich die Panther einen Olivenzweig, das Symbol des Friedens, für die Gestaltung ihrer T-Shirts wünschten, beharrte das Personal dagegen auf einem Knüppel.
Ein paar Tage später schmiss einer der Wissenschaftler ein Zelt der Pythons um und hoffte, dass die Panther dafür verantwortlich gemacht würden. Zu seiner Frustration halfen die Kinder einander beim Wiederaufbau des Zeltes. Dann überfiel das Personal die Panther, in der Hoffnung, dass den Pythons die Schuld zugeschoben würde. Auch diesmal kamen sich die Jungs gegenseitig zu Hilfe. Ein Kind, dessen Ukulele zerbrochen war, forderte sogar eine Erklärung von den Stabs-Mitarbeitern. «Vielleicht wolltet ihr nur sehen, wie wir darauf reagieren!», rief einer der Jungs. [2]
Unterdessen war die Stimmung bei den Wissenschaftlern auf den Nullpunkt gesunken. Es war eine unglaublich kostspielige Untersuchung, und alles deutete darauf hin, dass nichts dabei herauskommen würde. Die Jungen gerieten sich nicht in die Haare, wie Sherifs «realistische Konflikttheorie» voraussagte, sondern sie blieben dicke Freunde. Sherif tigerte bis zwei Uhr morgens in seinem Zimmer herum, hörte Perry später auf den Tonbandaufnahmen des Experiments. Er beschuldigte alle außer sich selbst und griff zur Flasche.
An einem der letzten Abende geriet alles außer Kontrolle. Während die Kinder friedlich schliefen, drohte Sherif einem Forschungsassistenten Prügel an, weil er sich nicht genug bemüht hatte, Zwietracht unter den Kindern zu säen. Der Assistent schnappte sich einen Holzblock, um sich zu verteidigen.
«Dr. Sherif», tönte es durch die Nacht, «wenn Sie es wagen: Ich schlage Sie!» [3]
Schließlich kriegten die Kinder spitz, dass sie manipuliert wurden. Einer von ihnen fand ein Notizbuch mit detaillierten Beobachtungen, woraufhin das Experiment abgebrochen werden musste.
Wenn der Versuch eines ans Licht gebracht hatte, dann nur, dass sich Kinder, wenn sie einmal befreundet sind, schwer gegeneinander aufbringen lassen. «Sie haben die menschliche Natur nicht verstanden», sagte einer der Jungen später über die Psychologen. «Und von Kindern verstanden sie gleich gar nichts.»

[4]
4.
Wenn Sie die Manipulationen von Professor Muzafer Sherif schockierend finden, waren sie noch gar nichts im Vergleich zu den Manipulationen, zu denen es 17 Jahre später kommen sollte. Auf den ersten Blick glich das Stanford-Prison-Experiment dem von Robbers Cave. Beide Untersuchungen bezogen sich auf 24 weiße, männliche Teilnehmer. [1] Beide sollten beweisen, dass sich normale Menschen in Tiere verwandeln können.
Aber das Stanford-Prison-Experiment ging noch einen Schritt weiter. Die Studie von Philip Zimbardo ist an keiner Stelle fragwürdig. Sie ist einfach nur eine Fälschung.
Ich selbst bekam erste Zweifel beim Lesen von Zimbardos Buch *The Lucifer Effect* , das er 2007 veröffentlichte. Ich hatte immer angenommen, dass sich die Wächter aus eigenem Antrieb in Sadisten verwandelt hatten. Zimbardo hatte dies in unzähligen Interviews immer wieder betont. Sogar bei einer Anhörung im amerikanischen Kongress erklärte er, dass die Wärter «ihre eigenen Regeln für die Durchsetzung von Recht, Ordnung und Respekt aufgestellt haben». [2]
Aber auf Seite 55 seines Buches spricht Zimbardo plötzlich von einem Treffen, das am Samstag vor dem Experiment stattfand. An diesem Tag hatte er den Wärtern Instruktionen erteilt. Und die ließen an Deutlichkeit nicht zu wünschen übrig:
Wir können ihnen ein Gefühl der Frustration verschaffen. Wir können ihnen Angst einjagen. […] Wir werden ihnen auf verschiedene Weise ihre Individualität nehmen. Sie werden Uniformen tragen, und sie werden nie mit Namen angeredet werden; sie werden Nummern haben und nur als Nummer angesprochen werden. Zusammengenommen sollte all das bei ihnen ein Gefühl der Machtlosigkeit entstehen lassen. [3]
Mir klappte die Kinnlade herunter, als ich diesen Abschnitt las. Hier sprach der angeblich so unabhängige Wissenschaftler. Zimbardo hatte den Wärtern also glasklare Anweisungen gegeben. Sie hatten es sich nicht ausgedacht, Nummern zu verteilen, die Sonnenbrillen aufzusetzen und sadistische Spielchen zu spielen. Es war ihnen befohlen worden.
Schlimmer noch, am Samstag vor Beginn des Experiments sprach Zimbardo schon in der ersten Person Plural («wir»), als wären die Wärter und er bereits Teil desselben Teams. Seine spätere

Darstellung, dass er erst im Laufe des Experiments in die Rolle des Gefängnisdirektors hineinfand, stimmt nicht. Zimbardo war immer der Boss.

Um zu verstehen, wie fatal das war, muss man wissen, was Sozialwissenschaftler als *«demand characteristics»* bezeichnen. Diese Verhaltensweisen treten auf, wenn die Teilnehmer erraten, was der Sinn eines Experiments ist. Ist das der Fall, haben wir es nicht mehr mit wissenschaftlicher Forschung zu tun, sondern mit einem Theaterstück. Und im Stanford-Prison-Experiment, so merkte ein Psychologieprofessor an, «waren die *demand characteristics* überall anzutreffen». [4]

Was haben die Wärter selbst über die Absicht des Experiments gedacht? Dass sie relaxen, Karten spielen und über Sport und Frauen schwadronieren sollten? Einer der Studenten nahm später kein Blatt vor den Mund. «Ich begann mit einem konkreten Plan im Kopf, Auseinandersetzungen zu erzwingen, etwas loszutreten, damit die Forscher etwas in die Hand kriegten, womit sie arbeiten konnten. Was sollten sie von ein paar Kerlen lernen, die faulenzten, als wäre das hier ein *Country Club* ?» [5]

Allein solche Kommentare sollten ausreichen, um das Stanford-Prison-Experiment aus den Lehrbüchern zu entfernen, und doch ist das noch nicht einmal die Hälfte der Geschichte. Im Juni 2013 stolperte der französische Soziologe Thibault Le Texier über einen TED -Talk von Zimbardo aus dem Jahr 2009. Er war sofort gefesselt von den Bildern, die Zimbardo zeigte. Das ungeschnittene Material von schreienden Studenten erschien Le Texier, der in seiner Freizeit auch Filmemacher ist, geradezu ideal für einen eindrucksvollen Dokumentarfilm.

Deshalb beschloss er, ins Archiv zu gehen. Er erhielt ein Stipendium von einem französischen Filmfonds, flog nach Stanford und stellte zu seiner großen Überraschung fest, dass er der Erste war, der sich überhaupt dafür interessierte. Und er konnte kaum glauben, auf was er in den Archiven stieß. Le Texiers Begeisterung verwandelte sich alsbald in Verwirrung, dann in Entsetzen. Wie Gina Perry stieß er auf zahllose Dokumente und Aufzeichnungen, die ein ganz anderes Bild des Experiments zeichnen.

«Es dauerte ziemlich lange, bis ich erkannte, dass alles gefälscht war», sagte Le Texier im Herbst 2018, ein Jahr bevor seine vernichtende Analyse im *American Psychologist* , der wichtigsten Zeitschrift für psychologische Wissenschaften, veröffentlicht wurde.

[6] «Ich wollte es erst gar nicht glauben. Ich dachte, nein, das ist ein angesehener Professor an der Stanford-Universität. *Ich* muss falschliegen.»

Aber die Beweise trogen nicht.

Es begann schon damit, dass sich Zimbardo das Experiment nicht selbst ausgedacht hatte. Die Idee stammte von einem seiner Studenten namens David Jaffe, einem jungen Mann, der noch keine 20 Jahre alt war. Für ein Praktikum im Zuge von Zimbardos Kurs hielten er und vier Kommilitonen es für spannend, den Keller ihres Wohnheims in ein Gefängnis zu verwandeln. Sie brachten eine Handvoll Freunde dazu, mitzumachen. Im Mai 1971 kam das Experiment zur Aufführung: mit sechs Wärtern, sechs Gefangenen und einem Direktor – Jaffe selbst.

Die Wärter dachten sich Regeln aus wie «Gefangene müssen immer bei ihrer Nummer genannt werden» und «Gefangene haben die Bewacher immer mit ‹Herr Aufseher› anzusprechen». Am nächsten Montag während Zimbardos Vorlesung erläuterte Jaffe sein «Experiment» in den schillerndsten Farben und schilderte, wie heftig die Teilnehmer reagiert hätten. Zimbardo sprang darauf an. Er musste und würde dieses Experiment wiederholen.

Nur über einen einzigen Teil des Experiments machte sich Zimbardo Sorgen. Wäre es möglich, Wärter zu finden, die sadistisch genug waren? Wer könnte helfen, das Schlimmste aus ihnen herauszukitzeln? Der Psychologe entschied sich, Jaffe anzuheuern. «Ich wurde um Taktiken gebeten», schrieb der Student später, «die auf meinen früheren Erfahrungen als Meistersadist basierten.» [7]

40 Jahre lang behauptete Philip Zimbardo in Hunderten von Interviews und Artikeln, dass die Bewacher keine Instruktionen erhalten hätten. Dass sie selbst an alles gedacht hätten: an die Regeln, die Strafen und die Demütigungen. Zimbardo tat so, als wäre Jaffe einfach nur einer der Wärter gewesen, der sich ebenfalls von dem Experiment hatte mitreißen lassen.

Nichts könnte der Wahrheit weniger entsprechen. Es war in Wirklichkeit sogar Jaffe selbst, der ein umfangreiches Protokoll für die Aufnahme der Gefangenen erstellte. Die Ketten um die Knöchel? Seine Idee. Die Gefangenen ausziehen? Seine Idee. Sie fünfzehn Minuten lang nackt stehen lassen? Ebenfalls seine Idee.

Tatsächlich hatte Jaffe bereits am Samstag vor dem Experiment sechs Stunden mit den Wärtern verbracht und ihnen erklärt, wie sie die Fesseln und Stöcke einsetzen sollten. «Ich habe hier eine Liste

davon, wie es ablaufen wird», sagte er, «eine Reihe von Dingen, die passieren müssen.» [8] Am Ende des Experiments wurde Jaffe von seinen Kollegen für seine «sado-kreativen Ideen» gelobt. [9]
Unteressen trug auch Zimbardo das Seine zu diesem sadistischen Spiel bei. Der Professor stellte ein straffes Programm auf, damit die Gefangenen so wenig Schlaf wie möglich bekamen. Beispielsweise mussten sie um 2:30 und 6:00 Uhr zum Appell geweckt werden. Zimbardo schlug vor, dass die Gefangenen mit Liegestützen oder mit Dornen in der Bettdecke bestraft werden könnten. Auch eine Isolationszelle hielt er für eine gute Idee.
Warum hat sich Zimbardo so sehr in den Verlauf des Experiments eingemischt? Die Erklärung ist einfach. Zunächst einmal ging es ihm überhaupt nicht um die Wärter. Er interessierte sich für die Gefangenen. Er wollte sehen, wie sie unter starkem Druck reagierten, wie angstvoll oder frustriert.
Die Wärter sahen sich als wissenschaftliche Assistenten, was nicht verwunderlich war, denn so wurden sie auch behandelt. Dass Zimbardo über das sadistische Verhalten der Wärter schockiert war und dass *dies* die wahre Botschaft seines Experiments sein sollte, sei ihm erst im Nachhinein klargeworden. Während der «Untersuchung» drängten er und Jaffe die Wärter immer wieder, so hart wie möglich aufzutreten. Wer nicht mitmachte, kriegte Ärger. Bereits am zweiten Tag setzte Jaffe den eher gutmütigen Wärter John Markus unter Druck, wovon die folgende Audioaufnahme zeugt:
Jaffe: «Heute Morgen fiel uns auf, dass du … ähm, nicht wirklich mitgemacht hast, und wir haben uns gefragt, ob vielleicht etwas nicht stimmt? […] wir wollen wirklich, dass du aktiv wirst und mitmachst, denn die Wachen müssen wissen, dass alle Wärter eine ‹harte Hand› haben …»
Markus: «Ich bin nicht so hart …»
Jaffe: «Ja. Nun ja, du musst versuchen, es hinzukriegen.»
Markus: «Ich weiß nicht, ob das funktioniert …»
Jaffe: «Sieh mal, was ich mit ‹hart› meine, ist, dass du, du weißt schon, streng sein musst … Das ist extrem wichtig für den Erfolg des Experiments.»
Markus: «Sorry, tut mir leid. […] Wenn es nach mir ginge, würde ich nichts tun. Ich würde die Situation abkühlen lassen.» [10]
Das Faszinierende ist, dass die meisten Wärter im Stanford-Prison-Experiment sich weiterhin zurückhaltend verhielten, egal wie viel

Druck auf sie ausgeübt wurde. Zwei Drittel nahmen nicht an den sadistischen Spielen teil. Ein Drittel verhielt sich den Gefangenen gegenüber stets freundlich, zur großen Frustration von Zimbardo und seinen Kollegen. Einer der Wärter trat am Sonntag von dem Experiment zurück, weil er mit den Instruktionen nicht einverstanden war.

Aber die meisten Teilnehmer blieben dabei, weil Zimbardo sie gut bezahlte. Sie erhielten fünfzehn Dollar pro Tag – was heute ungefähr 100 Dollar wären –, wurden aber erst hinterher entlohnt. Sowohl die Wärter als auch die Gefangenen befürchteten, kein Geld zu bekommen, wenn sie nicht weiterhin in Zimbardos Theaterstück mitspielten.

Trotzdem hatte einer der Gefangenen irgendwann die Nase voll. Ich beziehe mich auf Nummer 8612, den 22-jährigen Douglas Korpi, der am zweiten Tag zusammenbrach («Ich glaube, um Himmels willen, ich werde hier verrückt!»). Das ist die bekannteste Tonaufnahme des Stanford-Prison-Experiments, und sie fand Eingang in alle Dokumentationen.

Im Sommer 2017 besuchte ihn ein amerikanischer Journalist. [11] Das Ergebnis der Recherche: Korpis *breakdown* war eine Fälschung. 100 Prozent gespielt. Und das hatte Korpi nach dem Experiment auch wiederholt gesagt. Zuerst zu Zimbardo, der ihn ignorierte. Dann zu einem Dokumentarfilmer, der sein Geständnis aus dem Film herausschnitt.

Douglas Korpi, inzwischen selbst promovierter Psychologe, gab an, er habe das Experiment anfangs genossen. «Der erste Tag war ein einziger Spaß», erinnerte er sich. «Ich durfte herumschreien und brüllen und mich hysterisch aufführen. Ich konnte mich wie ein Gefangener gebärden. Ich war ein guter Angestellter. Es war eine tolle Zeit.» [12]

Aber dann verließ ihn die Lust. Der Student hatte sich in der Hoffnung angemeldet, dass er im Gefängnis ordentlich für seine Prüfungen büffeln könnte. Aber als er dann hinter Gittern saß, wollten ihm Zimbardo & Co. seine Lehrbücher nicht aushändigen. Einen Tag später entschied Korpi, dass er aussteigen wollte.

Dann kam der Schock: Zimbardo ließ ihn nicht gehen. Nur wenn körperliche oder psychische Probleme aufgetreten wären, hätte Korpi das Gefängnis verlassen dürfen. Und so beschloss der Student, solche Probleme zu *faken.* Er tat zuerst so, als hätte er Magenschmerzen, ohne Erfolg. Dann versuchte er es mit einem

Nervenzusammenbruch («Ich glaube, um Himmels willen, ich werde hier verrückt! Versteht ihr nicht? Ich will raus! Das ist total *fucked up!* Ich halte keine weitere Nacht durch! Ich kann das einfach nicht mehr ertragen!»).

Und diese Schreie gingen um die Welt.

In den letzten Jahrzehnten sind Millionen von Menschen auf das inszenierte Theaterstück von Philip Zimbardo hereingefallen. «Das Schlimmste ist», sagte einer der Gefangenen im Jahr 2011, «dass er 40 Jahre lang mit unglaublich viel Aufmerksamkeit belohnt wurde.» [13]

Noch ehe er die Daten analysiert hatte, schickte Zimbardo die Bilder des Experiments ans Fernsehen. In den folgenden Jahren wurde er der berühmteste Psychologe seiner Zeit. Zimbardo wurde sogar Präsident der American Psychological Association. [14]

In einem Dokumentarfilm über das Stanford-Prison-Experiment aus den 1990er Jahren fragte sich der studentische Wärter Dave Eshelman, was passiert wäre, wenn er nicht von den Forschern gedrängt worden wäre. «Wir werden es nie erfahren», seufzte er. [15]

Was Eshelman jedoch nicht wusste, war, dass zwei britische Psychologen bereits ein zweites Experiment vorbereiteten. Ein Experiment, das die Frage beantworten sollte: Was machen durchschnittliche, gesunde Männer wirklich, wenn sie eine Uniform anziehen und ein Gefängnis betreten?

5.

Der Anruf von der BBC erreichte sie im Jahr 2001.

Es war die Anfangszeit des Reality-TV : *Big Brother* war gerade angelaufen, und Fernsehleute aus aller Welt dachten darüber nach, wie das nächste Erfolgsformat aussehen könnte. Die Anfrage des BBC -Produzenten kam also nicht aus heiterem Himmel. Würdet ihr dieses grausige Stanford-Experiment mit den Gefangenen wiederholen? Zur Primetime?

Für Alexander Haslam und Stephen Reicher, zwei promovierte Psychologen, war die Anfrage ein Geschenk des Himmels. Das Problem mit dem Stanford-Prison-Experiment war nämlich, dass es so unethisch war, dass niemand wagte, es neu aufzulegen. Und deshalb behielt Zimbardo jahrzehntelang das letzte Wort.

Jetzt hatten die britischen Psychologen die Chance, einen neuen Versuch abzufilmen. Und so sagten Haslam und Reicher der BBC zu, unter zwei Bedingungen. Erstens: Sie erhielten die volle Kontrolle

über das Experiment. Zweitens: Es müsste eine Ethikkommission eingerichtet werden, die das Experiment jederzeit stoppen konnte, falls es außer Kontrolle geraten sollte.

In den Monaten vor der Ausstrahlung wurde in der britischen Presse kräftig darüber spekuliert, wie schrecklich das alles werden würde. «Ist das Reality-TV verrückt geworden?», fragte sich der *Guardian.* [1] Selbst Philip Zimbardo zeigte sich entsetzt. «Natürlich machen sie diese Studie in der Hoffnung, dass sie ganz große Dramen liefert …» [2]

Millionen von Briten saßen vor Aufregung auf der Sesselkante, als die erste Folge von *The Experiment* am 1. Mai 2002 über die Bildschirme flimmerte. Was dann geschah, ging wie eine Schockwelle um die …

Oder nein, eigentlich nicht.

Es passierte überhaupt nichts. Ich musste mich wirklich zwingen, mir die vier Folgen von jeweils einer Stunde anzuschauen. Selten habe ich ein so langweiliges Programm gesehen.

Was war bei der BBC schiefgelaufen? Haslam und Reicher hatten den Wärtern keine Instruktionen erteilt. Das Einzige, was die Psychologen taten, war beobachten. Sie sahen zu, wie durchschnittliche, gesunde Menschen ein Teekränzchen abhielten. Es ging schon am ersten Tag los, als der erste Wärter sagte, dass er eigentlich kein Wärter sein wollte. Am zweiten Tag schlug ein anderer vor, das Essen der Wärter mit den Gefangenen zu teilen, um die Laune zu verbessern. Als sich am vierten Tag eine erste kleine Unstimmigkeit ankündigte, sagte einer der Wärter zu einem Gefangenen: «Wenn wir uns hier schon auf der Pelle hocken, dann können wir auch in den Pub gehen und ein Bier trinken.» Ein anderer Wärter seufzte: «Lass es uns einfach wie normale Menschen machen.»

Am fünften Tag schlug ein Gefangener vor, eine Demokratie zu errichten. Am sechsten Tag büxten einige Gefangene aus ihren Zellen aus. Sie begannen, in der Kantine der Wärter zu rauchen, während die sich gemütlich dazugesellten. Am siebten Tag wurde beschlossen, gemeinsam eine Kommune zu gründen.

Einige Wachen versuchten noch, zum alten Regime zurückzukehren, wurden aber nicht ernst genommen. Die Studie hatte sich totgelaufen und wurde vorzeitig abgebrochen. Die letzte Folge ist voll mit Aufnahmen von Männern, die auf der Couch herumlümmeln. Ganz am Ende sehen wir nette Bilder von

Teilnehmern, die sich umarmen. Ein Wachmann gibt einem Gefangenen seine Jacke.

Inzwischen saß man als Zuschauer frustriert auf der Couch. Wo waren die Ketten um die Knöchel? Wo waren die über den Kopf gezogenen Papiertüten? Und wann würden die sadistischen Spielchen beginnen? Die BBC sendete vier Stunden, in denen nur gepafft, geschwafelt, gelacht und gefaulenzt wurde. Oder wie der *Sunday Herald* es nannte: «Was passiert, wenn Sie nette Leute an einen bösen Ort bringen und für das Fernsehen filmen? Ähm, eigentlich nicht so viel.» [3]

Den Fernsehproduzenten offenbarte das Experiment eine schmerzliche Wahrheit: Wenn man durchschnittliche Menschen in Ruhe lässt, dann passiert nichts. Oder noch schlimmer: Sie organisieren sich als pazifistische Kommune.

Das Experiment war in wissenschaftlicher Hinsicht ein Erfolg. Haslam und Reicher gelang es, Zimbardo in mehr als zehn Artikeln in führenden Fachzeitschriften zu widersprechen. Dennoch müssen wir festhalten, dass es ansonsten ein Schlag ins Wasser war. Das BBC -Gefängnisexperiment ist in Vergessenheit geraten, während alle weiterhin über das Stanford-Prison-Experiment reden.

Und Philip Zimbardo? Als ihn ein amerikanischer Journalist 2018 fragte, ob die Enthüllungen (über die weitreichenden Manipulationen) die Sicht der Menschen auf sein Experiment beeinflussen würden, antwortete der Psychologe schlicht, dass ihm das egal sei.

«Die Leute können sagen, was sie wollen. Es ist die berühmteste Studie in der Geschichte der Psychologie. Es gibt keine Studie, über die die Leute noch nach 50 Jahren sprechen. Ganz normale Leute kennen sie. […] Sie hat inzwischen ein Eigenleben […]. Ich werde sie nicht mehr verteidigen. Ihre Lebensdauer selbst ist die Verteidigung.» [4]

8. Kapitel
Stanley Milgram und die Schockmaschine

1.

Es gibt ein psychologisches Experiment, das noch berühmter ist als das Stanford-Prison-Experiment. Einen Psychologen, der noch berühmter wurde als Philip Zimbardo. Als ich mit diesem Buch begann, wusste ich, dass ich über ihn schreiben würde.

Stanley Milgram.

Die Forschung dieses jungen Professors begann am Sonntag, dem 18. Juni 1961. An diesem Tag erschien eine ganzseitige Anzeige im *New Haven Register*. «Wir zahlen dir vier Dollar für eine Stunde deiner Zeit.» [1] Gesucht wurden 500 einfache Männer – Bauarbeiter und Friseure, Geschäftsleute und Beamte – für die Erforschung des menschlichen Gedächtnisses.

In den darauffolgenden Monaten suchten Hunderte Probanden Milgrams Labor an der Yale-Universität auf. Bei ihrer Ankunft mussten sie ein Los ziehen, um zu bestimmen, wer «Lehrer» und wer «Schüler» sein würde. Der Lehrer wurde auf einen Stuhl vor einen großen Apparat gesetzt: die Schockmaschine. Er sollte das Gedächtnis des Schülers testen, der in einem anderen Raum festgebunden war. Bei jeder falschen Antwort musste der Lehrer per Knopfdruck einen Stromstoß auslösen.

In Wirklichkeit war der Schüler ein Milgram-Angestellter, und Stromstöße gab es nicht. Aber das wussten die Lehrer nicht. Sie glaubten, es sei eine Untersuchung über die Auswirkung von Strafen auf das menschliche Gedächtnis. Sie hatten keine Ahnung, dass in Wirklichkeit sie die Testpersonen waren. Das Experiment begann mit einem 15-Volt-Stoß. Jedes Mal, wenn der Schüler einen Fehler machte, wies ein Mann im grauen Kittel den Lehrer an, die Spannung zu erhöhen. Von 15 Volt bis 30 Volt. Von 30 Volt bis 45 Volt. Und so weiter, egal wie laut der Schüler im Nebenzimmer auch schrie, bis der Schalter die Stelle erreichte, über der die Worte «GEFAHR , SCHWERER STROMSTOSS » standen. Bei 315 Volt hämmerte der Student noch immer an die Wand. Dann wurde es still.

Milgram hatte zuvor fast 40 seiner Kollegen dazu befragt, wie weit seine Testpersonen gehen würden. Die Psychologen waren sich ausnahmslos einig: Höchstens ein oder zwei Prozent, nur die echten Psychopathen, würden auf 450 Volt gehen. [2]

Dann aber folgte der große Schock – der wie eine Welle um die Welt ging: 65 Prozent der Teilnehmer gingen bis an die Grenze. Bis zu 450 Volt. Das heißt, zwei Drittel dieser braven Väter, Freunde und Fachleute schienen bereit zu sein, Wildfremde auf dem elektrischen Stuhl zu exekutieren. [3]

Und warum? Weil es ihnen aufgetragen wurde.

Der 28-jährige Psychologe Stanley Milgram wurde auf einen Schlag berühmt.

Nahezu jede Zeitung, jeder Radiosender und jeder Fernsehsender schenkte seinem Experiment Aufmerksamkeit. «65 PROZENT FOLGEN BLIND ANWEISUNGEN , SCHMERZ ZU - ZUFÜGEN », titelte die *New York Times*. [4] Was sind das für Menschen, fragte sich die Zeitung, die in der Lage sind, Millionen in Gaskammern zu schicken? Milgrams Antwort war zu erwarten: wir alle.



Stanley Milgram und seine Schockmaschine. Quelle: Tom Bartlett, The «Secret» Milgram Experiments. The Chronicle of Higher Education, Juli 2013.

Von Anbeginn präsentierte der Psychologe, der selbst jüdischer Abstammung ist, seine Untersuchung als ultimative Erklärung für den Holocaust. Während Muzafer Sherif darlegte, dass Kriege ausbrächen, sobald sich Menschen in Gruppen gegenüberstehen, und Zimbardo (ein ehemaliger Klassenkamerad von Milgram) behauptete, wir würden zu Bestien, sobald wir eine Uniform anzögen, war Milgrams Aussage ein Stück raffinierter. Intelligenter. Und vor allem: beunruhigender.

Milgram ging es um Autorität. Er beschrieb den Menschen als ein Wesen, das klaglos Befehle ausführte. Im Keller der Yale-Universität verwandelten sich erwachsene Menschen in gedankenlose Kinder, in Labradore, die brav gehorchten, wenn man «Sitz!», «Pfötchen geben!» oder «Spring in den Graben!» rief. Sie erinnerten an all jene Nazis, die nach dem Krieg nur noch einen Satz mit drei Wörtern von sich gaben. *Befehl ist Befehl.*

Milgram konnte nur eines daraus schlussfolgern: In der menschlichen Natur liegt ein schwerwiegender Programmierfehler vor. Ein Defekt, der Menschen wie brave Welpen dazu bringt, die schrecklichsten Dinge zu tun. [5] «Wenn in den Vereinigten Staaten ein System von Konzentrationslagern eingerichtet werden würde», sagte der Psychologe, «wäre in jeder durchschnittlichen amerikanischen Stadt genügend Personal dafür aufzutreiben.» [6]

Das Timing für das Experiment war perfekt.

An dem Tag, an dem der erste Proband an Milgrams Labortür klopfte, brach die letzte Woche eines aufsehenerregenden Gerichtsprozesses an. Der Kriegsverbrecher Adolf Eichmann stand in Gegenwart von 700 Journalisten in Jerusalem vor Gericht. Eine der Zuschauerinnen war die jüdische Philosophin Hannah Arendt, die für das Magazin *The New Yorker* berichtete.

Während seiner Haft war Eichmann von sechs Psychologen untersucht worden. Keiner von ihnen hatte ein Symptom für eine Verhaltensstörung finden können. Das einzig Seltsame an Eichmann war laut einem der Ärzte, dass er normaler wirkte als normal. [7]

Eichmann, schrieb Arendt, war weder ein Psychopath noch ein Monster. Eichmann war genauso gewöhnlich wie die Bauarbeiter und Friseure, Geschäftsleute und Beamten in Milgrams Labor. Im letzten Satz des Buches, das Arendt über Eichmann schrieb, gab sie ihrer Feststellung einen Namen. Sie nannte es «die Banalität des Bösen». [8]

Milgrams Forschung und Arendts Philosophie gingen gemeinsam in die Geschichte ein. Hannah Arendt entwickelte sich zu einer der größten Philosophinnen des 20. Jahrhunderts. Und Stanley Milgram lieferte die Beweise für ihre Theorie. Die berüchtigte Schockmaschine schaffte es in Dokumentationen und Romane, Theaterstücke und Fernsehserien. Eine Folge der *Simpsons* handelt davon, eine französische Spielshow und ein Film mit John Travolta. «Gehorsamsexperimente sind der größte Beitrag, den die Sozialpsychologie für das menschliche Wissen geleistet hat», schrieb

Milgrams Kollege Muzafer Sherif, um hinzuzufügen: «Oder vielleicht auch für die Psychologie im Allgemeinen.» [9]

Ich will wie immer ehrlich sein.

Zuerst hatte ich vor, bei den Milgram-Experimenten keinen Stein auf dem anderen zu lassen. Wenn man ein Buch schreibt, in dem man sich für den Menschen engagiert, stehen ein paar große Herausforderer auf der Liste. William Golding und seine düstere Phantasie. Richard Dawkins mit seinem egoistischen Gen. Jared Diamond und seine traurige Geschichte über die Osterinsel. Und natürlich Philip Zimbardo, der berühmteste noch lebende Psychologe.

Aber Stanley Milgram rangierte ganz oben auf meiner Liste. Ich kannte weiter keine Studie, die so zynisch, so deprimierend und gleichzeitig so berühmt war wie seine Experimente mit der Schockmaschine. Vor allem dachte ich nach ein paar Monaten Recherche, ich hätte genug Munition in der Hand, um mit ihm abzurechnen. Zumal die Archive von Milgram geöffnet wurden. Und ja, auch da fand sich einiges an schmutziger Wäsche, die man waschen konnte.

«Als ich hörte, dass dieses Archivmaterial verfügbar ist», sagte mir Gina Perry in Melbourne, «wollte ich unbedingt einen Blick hinter die Kulissen werfen.» (Perry ist ebendie Psychologin, die mit dem Robbers-Cave-Experiment kurzen Prozess machte, siehe 7. Kapitel.) In nur wenigen Jahren hatte sie sich von einer Bewunderin Milgrams zu einer heftigen Kritikerin verwandelt und schrieb einen vernichtenden Bericht über ihre Ergebnisse. Perry: «Es war ein Prozess der Enttäuschung.»

Ich werde zunächst über ihre Ergebnisse berichten. Es ist wieder mal die Geschichte eines Psychologen, der liebend gern berühmt werden wollte. Eines Psychologen, der manipulierte und täuschte, um die Ergebnisse zu erzielen, nach denen er suchte. Eines Psychologen, der sehenden Auges viel Leid über hilfsbereite Menschen brachte, die ihm vertrauten.

2.

25. Mai 1962. Die letzten drei Tage des Experiments haben begonnen. Fast 1000 Testpersonen haben bereits vor der Schockmaschine Platz genommen, als Milgram auffällt, dass ihm noch etwas fehlt. Bildmaterial.

Und deshalb wird eine versteckte Kamera installiert, die die Reaktion der Teilnehmer aufzeichnet. Einer von ihnen sollte wie

kein Zweiter die Banalität des Bösen symbolisieren. Sein Pseudonym: Fred Prozi. Wenn Sie jemals in einer der Hunderten Dokumentationen oder einfach nur auf YouTube etwas von Milgrams Experimenten mitbekommen haben, haben Sie mit hundertprozentiger Sicherheit Prozi in Aktion gesehen. Was der Gefangene 8612 für Zimbardo darstellte, war Prozi für Milgram. Wir sehen einen sympathischen, etwas untersetzten Mann in den Fünfzigern, der widerwillig tut, was man ihm aufträgt. «Er könnte dabei sterben!», schreit Prozi verzweifelt, um dann den Knopf wieder zu drücken. [1] Der Betrachter wird förmlich ins Bild gesaugt, schockiert und fasziniert, wie weit dieser Mann noch gehen wird. Kurz gesagt, es ist großartiges Fernsehen.

Milgram war mehr als zufrieden mit Prozi: «Brillant», nannte er seine Performance. Der Psychologe sprach von «völliger Hingabe und ausgezeichneter Spannung» und kam zu dem Schluss, dass Prozi der Protagonist seines Films werden sollte. [2] Wenn Sie finden, dass Milgram hier mehr als Regisseur denn als Forscher rüberkommt, haben Sie völlig recht: Milgram war eher ein Theatermensch als Wissenschaftler.

Wer sich nicht an das Drehbuch hielt, wurde unter Druck gesetzt. Hohen Druck. Der Mann im grauen Kittel, den Milgram angeheuert hatte, der Biologielehrer John Williams, versuchte es bei einigen Leuten acht- oder neunmal, damit sie weitermachten. Eine 46-jährige Frau geriet in heftigen Streit mit ihm und stellte die Schockmaschine ab. Williams schaltete sie wieder an und verlangte, dass sie weitermachte. [3]

«Wenn man sich die Aufnahmen anhört», schreibt Gina Perry, «könnte man meinen, dass es bei der Untersuchung viel eher um Mobbing und Nötigung geht als um Gehorsam.» [4]

Die wichtigste Frage ist, ob die Probanden überhaupt davon ausgingen, dass die Schocks echt waren. Das Milgram-Archiv ist nämlich voller Aussagen von Teilnehmern, die daran zweifelten. Sie waren ja auch in eine bizarre Situation geraten. Sollten sie ernsthaft daran geglaubt haben, dass ein Mensch unter den wachsamen Augen von Wissenschaftlern der renommierten Yale-Universität gefoltert und ermordet wurde?

Nach Abschluss des Experiments schickte Milgram einen Fragebogen an die Teilnehmer. Eine der Fragen lautete: Wie glaubwürdig fanden Sie die Situation? Die Antworten darauf würde Milgram erst zehn Jahre später veröffentlichen, im letzten Kapitel

seines Buches über die Experimente. Das Ergebnis: Nur 56 Prozent glaubten, dass sie dem Schüler wirklich Schmerz zugefügt hatten. Tatsächlich zeigte eine niemals veröffentlichte Analyse von einem Assistenten Milgrams, dass die Mehrheit von ihnen das Experiment abbrach, als sie glaubten, dass die Schocks echt waren. [5]

Was also bleibt von einer solchen Studie, von der fast die Hälfte der Testpersonen annahm, sie sei gefälscht? Nach außen hin kommunizierte Milgram seine Entdeckungen als «tiefe und verstörende Wahrheiten über die menschliche Natur». Innerlich zweifelte er. «Ob all diese Stimmungsmacherei signifikante Wissenschaft ist oder nur effektives Theater, diese Frage bleibt offen», notierte er im Juni 1962 in seinem nachgelassenen Tagebuch. «Ich bin geneigt, letztere Interpretation zu akzeptieren.» [6]

Als er 1963 seine Untersuchungsergebnisse veröffentlichte, löste der Milgram-Ansatz Entsetzen aus. «Misshandlungen sehenden Auges», «widerlich», «vergleichbar mit den Experimenten der Nazis» waren nur einige der Urteile, die die Presse fällte. [7] Durch diesen ganzen Wirbel verschärften sich die Richtlinien für Experimente.

Während der gesamten Zeit trug Milgram noch ein weiteres Geheimnis mit sich herum. Er hatte rund 600 Teilnehmern selbst nach dem Experiment nicht verraten, dass die Schocks ein Fake waren. Der Psychologe fürchtete, dass sich die Wahrheit über sein Experiment in New Haven verbreiten und er in Zukunft keine Testpersonen mehr finden würde.

Das Ergebnis: Hunderte von Menschen liefen monatelang mit der Vorstellung herum, dass sie jemanden durch Stromschläge getötet hätten. «Ich habe sogar die Nachrufe im *New Haven Register* mindestens noch zwei Wochen nach dem Experiment gecheckt», schrieb einer von ihnen später, «um zu sehen, ob ich am Tod eines sogenannten Schülers beteiligt war.» [8]

3.

In der ersten Version dieses Kapitels habe ich an dieser Stelle haltgemacht. Milgrams Untersuchung war ebenso eine Farce, das stand für mich fest, wie das sadistische Theater von Philip Zimbardo.

Aber in den Monaten, nachdem ich mit Gina Perry gesprochen hatte, regten sich bei mir Zweifel. Vielleicht wollte ich die Schockmaschine nur allzu gern auf den Müll werfen. Ich dachte an diese Umfrage von Milgram unter fast 40 Kollegen. Er hatte sie vor

dem Experiment gefragt, wie viele Probanden auf 450 Volt gehen würden. Alle Gelehrten prophezeiten, dass nur die Verrückten und Gestörten sich dazu hinreißen lassen.
Eines ist sicher: Diese Gelehrten lagen völlig falsch. Selbst wenn man die voreingenommene Sichtweise von Milgram, das Gequengel seines Assistenten und die Zweifel der Teilnehmer berücksichtigte, blieben noch immer zu viele gehorsame Testpersonen. Zu viele gewöhnliche Menschen, die die Schocks für echt hielten und trotzdem immer wieder auf den Knopf drückten. Wie auch immer man es drehen und wenden mochte, Milgram hatte etwas tief Beunruhigendes entdeckt.
Hinzu kommt, dass das Schockexperiment mehrmals wiederholt wurde. Psychologen auf der ganzen Welt haben Wege gefunden, um sich eine Variante des Experiments durch Ethikkommissionen ihrer Universitäten absegnen zu lassen (z.B. indem sie eine kürzere Dauer festsetzten). Auch zu diesen Studien gäbe es alles Mögliche anzumerken, aber das Unangenehme ist, dass die Ergebnisse immer gleich ausfallen.
Milgrams Experiment hält sich hartnäckig. Verdammt hartnäckig. Seine Forschung ist ein Zombie, der immer wieder aufersteht, was wir auch versuchen und beteuern. «Die Leute haben versucht, es kleinzuhalten», notiert ein amerikanischer Psychologe, «aber es kommt immer wieder hoch.» [1] Tatsache bleibt, dass ganz normale Menschen einander schreckliche Dinge antun können.
Aber warum? Warum geht ein *Homo puppy* auf 450 Volt, wenn wir doch von Natur aus zur Freundlichkeit geneigt sind?
Die Antwort auf diese Frage sollte sich doch finden lassen.
Ich fragte mich, ob es bei Milgrams Gehorsamsexperimenten tatsächlich um Gehorsam ging. Nehmen wir das Drehbuch, das Milgram für Williams geschrieben hatte, den Lehrer im grauen Kittel. Williams wurde instruiert, insgesamt vier «Anstöße» zu geben, wenn sich eine Versuchsperson widersetzte.
Der erste: «Bitte machen Sie weiter!»
Der zweite: «Das Experiment erfordert, dass Sie fortfahren.»
Dann: «Es ist absolut notwendig, dass Sie fortfahren.»
Erst zuletzt sagte er: «Sie haben keine andere Wahl, Sie müssen weitermachen.»
Modernen Psychologen ist aufgefallen, dass nur die letzte Bemerkung ein klarer Befehl ist. Und was sich herausstellte, als man sich die alten Tonbandaufnahmen anhörte: *Alle* stoppten, sobald

Williams diese Worte in den Mund nahm. Es folgte der totale Ungehorsam. Das war 1961 der Fall, und auch, als andere Milgrams Experiment wiederholten. [2]

Präzise Analysen von Hunderten Sitzungen an der Schockmaschine zeigen darüber hinaus, dass die Testpersonen zunehmend *ungehorsamer* wurden, wenn der Mann im grauen Kittel ruppiger wurde. Mit anderen Worten, der *Homo puppy* folgte den Anweisungen dieser Obrigkeit nicht blind. Wir hegen einen Abscheu vor herrischem Verhalten.

Aber wie kriegte Milgram seine Probanden dennoch so weit, auf den Knopf zu drücken?

Alex Haslam und Steve Reicher, die Psychologen hinter dem BBC - Prison-Experiment (siehe vorheriges Kapitel), haben eine faszinierende Erklärung gefunden. Nach ihrer Theorie unterwarfen sich die Teilnehmer dem Mann im grauen Mantel nicht, sondern beschlossen, sich ihm anzuschließen. Und warum? Weil sie ihm vertrauten.

Haslam und Reicher weisen darauf hin, dass die meisten Testpersonen das Labor in einer hilfsbereiten Stimmung betraten. Sie wollten Mr. Williams gern bei seinen Untersuchungen unterstützen. Dies würde erklären, warum der Prozentsatz fiel, als Milgram sein Experiment in einem gewöhnlichen Bürogebäude und nicht an der renommierten Yale-Universität durchführte. Es erklärt, warum die «Anstöße», die an wissenschaftliche Ziele appellierten (z.B. «Das Experiment erfordert, dass Sie fortfahren»), am effektivsten waren. [3] Und es erklärt, warum sich die Teilnehmer nicht wie gedankenlose Roboter verhielten, sondern von Zweifeln hin- und hergerissen wurden.

Auf der einen Seite identifizierten sich die Lehrer mit dem Mann im grauen Kittel, der immer wiederholte, dass alles im Interesse der Wissenschaft geschehe. Andererseits nagte das Leiden der Schüler im Nebenraum an ihrem Gewissen. «Ich kann nicht mehr» und «Ich höre damit auf» wurde alle nasenlang von den Teilnehmern gerufen, selbst wenn sie trotzdem weitermachten.

Einer der Teilnehmer erklärte hinterher, dass er es für seine sechsjährige Tochter getan habe. Sie litt unter einer zerebralen Lähmung, und der Mann hoffte, dass die Wissenschaft eines Tages eine Lösung dafür finden würde. «Ich kann nur sagen, dass ich … – sieh mal, ich will alles tun, was ich kann, um, nun ja, der Menschheit zu helfen.» [4]

Als Milgram seinen Probanden hinterher sagte, dass ihr Unbehagen der Wissenschaft zugutekäme, reagierten viele erleichtert. «Ich bin froh, geholfen zu haben», war eine typische Reaktion. «Setzen Sie Ihre Experimente fort, solange etwas Gutes dabei herauskommen kann. In dieser verrückten, durchgedrehten Welt braucht jeder ein bisschen Güte.» [5]

Der Psychologe Don Mixon wiederholte die Studie von Milgram in den 1970er Jahren und kam zu dem gleichen Ergebnis. «Die Menschen sind bereit, sehr weit zu gehen und schwer zu leiden, um Gutes zu tun», sagte er Jahre später. «Die Probanden hatten sich bei ihren Versuchen, Gutes zu tun, in etwas hineinziehen lassen …» [6]

Oder: Wenn man nur hart genug an Menschen herumzerrt, wenn man sie bearbeitet und knetet, verführt und manipuliert, dann sind viele von uns zu Bösem imstande. Der Weg zur Hölle ist mit guten Absichten gepflastert. Aber das Böse ist nicht an der Oberfläche, es muss mit großer Mühe nach oben gepumpt werden. Und noch wichtiger: Es muss sich immer als das Gute tarnen.

Ironischerweise spielten solche guten Absichten auch beim Stanford-Prison-Experiment, das ich im vorigen Kapitel beschrieben habe, eine große Rolle. Der Studenten-Wärter Dave Eshelman, der sich fragte, ob er auch ohne Anweisungen so weit gegangen wäre, beschrieb sich einmal selbst als «Wissenschaftler mit Leib und Seele». [7] Hinterher hatte er das Gefühl, etwas Gutes getan zu haben, «weil ich auf die eine oder andere Weise zum Verständnis der menschlichen Natur beigetragen habe». [8]

Das traf auch auf David Jaffe zu, den Assistenten von Zimbardo, der auf die Idee eines Gefängnisversuchs gekommen war. Als Jaffe die freundlichen Wachen anspornte, härter durchzugreifen, verwies er auf die noblen Absichten der Untersuchung. «Wir wollen», sagte er zu einem der zweifelnden Wärter, «der Welt zeigen, was wir hier getan haben, und sagen: ‹Seht, was passiert, wenn man Wärter hat, die sich auf diese Weise verhalten.› Aber dann brauchen wir erst mal Wärter, die sich so verhalten.» [9]

David Jaffe und Philip Zimbardo glaubten, die Zeit für eine radikale Reform des gesamten Gefängnissystems sei gekommen. «Hoffentlich resultieren aus dieser Studie einige ernsthafte Anregungen», sagte Jaffe den Wärtern. «Das ist unser Ziel. Wir machen das nicht, weil wir Sadisten sind …» [10]

4.

So kommen wir zu Adolf Eichmann zurück. Am 11. April 1961

begann der Prozess gegen den deutschen Kriegsverbrecher. Hunderte von Zeugen wurden 14 Wochen lang angehört.
14 Wochen lang versuchten die Ankläger zu zeigen, was für ein Monster er war.
Aber es war nicht allein ein Prozess. Es war auch die größte Geschichtsstunde aller Zeiten, ein Medienspektakel, das Millionen Menschen in den Bann schlug. Stanley Milgram, laut seiner Frau ein «Nachrichtenjunkie», verfolgte alles ganz genau. [1]
In der Zwischenzeit saß Hannah Arendt im Gerichtssaal. «Das Beunruhigende an der Person Eichmann war doch gerade», schrieb sie später, «dass er war wie viele und dass diese vielen weder pervers noch sadistisch, sondern schrecklich und erschreckend normal waren und sind.» [2] In den nächsten Jahren wurde Eichmann das Symbol für den gedankenlosen Schreibtischtäter. Für das banale Böse in jedem von uns.
Erst in den letzten Jahren haben Historiker ganz andere Schlussfolgerungen gezogen.
Als Eichmann 1960 vom israelischen Geheimdienst entführt wurde, hielt er sich in Argentinien versteckt. Dort wurde er monatelang von dem niederländischen SS -Mann Willem Sassen interviewt. Sassen hoffte, Eichmann würde damit herausrücken, dass der Holocaust eine Fiktion war, eine Lüge, um das NS -Regime in ein besonders schlechtes Licht zu rücken. Aber seine Erwartungen erfüllten sich nicht.
«Mich reut gar nichts!», versicherte Eichmann ihm. [3] Oder wie er bereits 1945 ausgerufen hatte: «Ich werde lachend in mein Grab springen, weil ich weiß, dass ich sechs Millionen Feinde des Reiches in den Tod getrieben habe.» [4]
Die 1300 Seiten Interviews, die voller wahnsinniger Ideen und Phantasien sind, machen jedem Leser klar, dass Eichmann kein gedankenloser Bürokrat war. Er war vielmehr ein Fanatiker. Er handelte nicht aus Gleichgültigkeit, sondern aus Überzeugung. Wie Milgrams Testpersonen tat er Böses, *weil er es für das Gute hielt.*
Während des Prozesses waren die Niederschriften der Interviews mit Sassen bereits im Umlauf, aber Eichmann gelang es, Zweifel an der Echtheit zu säen. Und so führte er die ganze Welt in die Irre.
Währenddessen verstaubten die originalen Tonbandaufnahmen im Bundesarchiv von Koblenz. Als die Philosophin Bettina Stangneth sie 59 Jahre später fand und abhörte, stellte sich heraus, dass Sassen keinen Buchstaben erfunden hatte.

Er habe nie etwas Großes oder Kleines ohne ausdrückliche Anweisung von Adolf Hitler oder einem seiner Vorgesetzten getan, sagte Eichmann während seines Prozesses aus. Das war eine faustdicke Lüge. Eine Lüge, die später aus dem Munde so vieler Nazis zu hören war, die behaupteten, sie hätten «nur Befehle befolgt».

Die Befehle innerhalb der Bürokratie des Dritten Reiches waren aber im Gegenteil sehr vage, wissen Historiker. Es wurden überhaupt nur wenige formelle Befehle erteilt. Und deshalb mussten Hitlers Anhänger selbst kreativ werden. Der Historiker Ian Kershaw erklärt, dass sie Hitler nicht nur gehorchten, sondern «ihm zuarbeiteten». [5] Sie versuchten, in seinem Geist zu handeln und sich dabei gegenseitig zu übertreffen. Immer radikaler werdende Nazis erfanden immer radikalere Maßnahmen, mit denen sie sich bei Hitler lieb Kind machen wollten.

Der Holocaust wurde daher nicht von Menschen angerichtet, die sich plötzlich in Roboter verwandelt hatten, genauso wenig, wie die Teilnehmer an Milgrams Experiment gedankenlos den Knopf gedrückt hatten. Die Täter waren davon überzeugt, dass sie auf der richtigen Seite der Geschichte standen. Auschwitz war der Endpunkt eines langen historischen Prozesses, in dem sich das Böse immer besser als das Gute tarnte. Viele Jahre lang hatten Schriftsteller und Dichter, Philosophen und Politiker die Psyche des deutschen Volkes abgestumpft und vergiftet. Der *Homo puppy* wurde belogen und indoktriniert, einer Gehirnwäsche unterzogen und manipuliert.

Erst dann geschah das Undenkbare.

Hatte sich Hannah Arendt in die Irre führen lassen, als sie schrieb, Eichmann sei kein Monster? War sie auf die Inszenierung hereingefallen, die er während seines Prozesses vorführte?

Zu diesem Schluss kommen tatsächlich zahlreiche Historiker. [6] Ihr Buch wäre eine Frage von «guter Idee, schlechtem Beispiel». Gleichzeitig gibt es Philosophen, die glauben, Historiker hätten Arendts Philosophie nur nicht richtig verstanden. Arendt hatte während des Prozesses tatsächlich einen Teil von Sassens Interviews mit Eichmann studiert. Und Arendt hat nirgendwo geschrieben, dass Eichmann nur Befehle befolgte.

Die Philosophin wollte überdies nichts mit Milgrams Schockexperiment zu tun haben. Der junge Psychologe mag ein großer Fan von Hannah Arendt gewesen sein; aber diese Liebe

wurde keinesfalls erwidert. Sie beschuldigte Milgram, «naiv daran geglaubt zu haben, dass Verführung und Zwang dasselbe seien». [7] Sie glaubte nicht daran, dass in jedem von uns ein Nazi stecke. Warum gingen der Psychologe und die Philosophin trotzdem gemeinsam in die Geschichte ein? Einige Arendt-Experten glauben, sie sei falsch interpretiert worden. Arendt war eine Philosophin, die in Aphorismen sprach und faszinierende Aussagen machte, die man leicht missinterpretieren kann. Nehmen wir ihren Ausspruch, Eichmann habe nicht nachgedacht. Was Arendt *nicht* gesagt hat, ist, dass er ein gedankenloser Schreibtischtäter war. Laut Arendt-Kenner Roger Berkowitz meinte sie damit, dass er sich nicht in Menschen mit einer anderen Perspektive hineinversetzte. [8]
Hannah Arendt war darüber hinaus eine jener seltenen Philosophinnen, die davon ausgingen, dass die meisten Menschen gut seien. [9] Sie behauptete, unser Bedürfnis nach Liebe und Freundschaft sei menschenwürdiger als unser Verlangen nach Hass und Gewalt. Und wenn Menschen sich für das Böse entschieden, hätten sie immer noch das Bedürfnis, sich hinter Lügen und Klischees zu verstecken, die suggerieren, dass das Böse trotzdem gut ist.
Eichmann ist das Paradebeispiel dafür. Er hatte sich selbst glauben gemacht, etwas Großes geschaffen zu haben, etwas Historisches, wofür er jahrhundertelang bewundert werden würde. Das machte ihn nicht zu einem Monster oder Roboter. Es machte ihn zu einem Mitläufer. Und genau das ist das Urteil, das Psychologen Jahrzehnte später über die Milgram-Experimente fällen würden: Bei diesen Experimenten ging es nicht um Gehorsamkeit, sondern um Konformismus.
Es ist erstaunlich, wie weit Hannah Arendt mit genau der gleichen Einschätzung ihrer Zeit voraus war.
Leider haben wir die einfachen Schlussfolgerungen von Stanley Milgram (der Mensch lässt sich gedankenlos vom Bösen mitreißen) besser verinnerlicht als die vielschichtige Philosophie von Hannah Arendt (der Mensch wird vom Bösen verführt, das im Gewande des Guten daherkommt). Milgram war letztlich auch nur wieder ein großartiger Regisseur mit viel Gespür fürs Dramatische und einer perfekten Antenne für das, was im Fernsehen funktioniert.
Ich denke, dass der 28-jährige Psychologe vor allem deshalb berühmt wurde, weil er den lebenden Beweis für einen alten Glauben lieferte. «Die Experimente schienen für die älteste und

einflussreichste sich selbst erfüllende Prophezeiung der Geschichte eine starke Untermauerung zu bieten», schreibt der Psychologe Don Mixon, «dass wir geborene Sünder sind. Die meisten Menschen, selbst Atheisten, glauben, dass es gut ist, an unsere sündige Natur erinnert zu werden.» [10]

Woher kommt dieses Verlangen? Warum kehrt die Fassadentheorie in immer wechselnden Gestalten zurück? Ich vermute, dass es an erster Stelle Faulheit ist. An unsere Verdorbenheit zu glauben ist auf seltsame Weise beruhigend. Eigentlich werden wir dadurch freigesprochen. Wenn die meisten Menschen böse sind, haben Widerstand und Engagement nicht viel Sinn.

Eine sündige menschliche Natur bietet darüber hinaus eine einfache Erklärung für das Böse. Man wird mit Hass oder Selbstsucht konfrontiert und seufzt: «Ach, das ist nun einmal die menschliche Natur.» Wer dagegen behauptet, dass der Mensch im Grunde gut ist, muss viel intensiver darüber nachdenken, warum das Böse besteht. Und er muss selbst initiativ werden, denn dann ergeben Widerstand und Engagement durchaus Sinn.

Kürzlich veröffentlichte der Psychologe Matthew Hollander eine sorgfältige Analyse der Aufzeichnungen von 117 Sitzungen an Milgrams Schockmaschine. [11] Er erkannte ein Muster. Die Versuchspersonen, die das Experiment abzubrechen verstanden, setzten ausnahmslos auf drei Taktiken:

1. Mit dem Opfer sprechen
2. Den Mann im grauen Kittel auf seine Verantwortlichkeit ansprechen
3. Mehrere Weigerungen, weiterzumachen

Kommunikation und Konfrontation. Mitgefühl und Widerstand. Hollander entdeckte, dass *fast alle Teilnehmer* diese Taktik nutzten – eigentlich wollten alle aufhören –, aber dass diejenigen, denen es gelang, sie viel häufiger anwendeten. Die gute Nachricht: Man kann das üben. Widerstand ist eine Fähigkeit. «Was Milgrams Helden unterscheidet», schließt Hollander, «ist eine größtenteils erlernbare Kompetenz im Widerstand gegen zweifelhafte Autorität.» [12]

Wenn Sie glauben, dass ein solcher Widerstand eine hoffnungslose Angelegenheit ist, lesen Sie zum Ende dieses Kapitels die Geschichte Dänemarks während des Zweiten Weltkriegs. Es ist eine Geschichte über gewöhnliche Menschen und außergewöhnlichen Mut. Eine Geschichte, die zeigt, dass Widerstand immer Sinn hat, auch wenn alle Messen gesungen zu sein scheinen.

5.

Wir schreiben den 28. September 1943.

Am Hauptsitz der Arbeitervereinigung in der Rømersgade 24 in Kopenhagen hat sich die gesamte Führung der Sozialdemokratischen Partei versammelt. Die Männer starren fassungslos einen Besucher in Nazi-Uniform an.

«Eine Katastrophe wird geschehen», warnt er. «Es ist alles bis ins letzte Detail vorbereitet. Die Schiffe werden am Kopenhagener Kai vor Anker gehen. Diejenigen Ihrer armen jüdischen Landsleute, die von der Gestapo geschnappt werden, kommen an Bord der Schiffe, um mit einem unbekannten Ziel deportiert zu werden.» [1]

Der Sprecher zittert und ist leichenblass. Sein Name: Georg Ferdinand Duckwitz. Er wird als «der konvertierte Nazi» in die Geschichte eingehen. Seine Warnung wird nämlich ein Wunder zuwege bringen.

Es lag keineswegs am Plan der SS . Die Razzia am Freitag, dem 1. Oktober 1943, wurde akribisch vorbereitet. Punkt 20 Uhr sollten Hunderte deutsche Soldaten im Land von Tür zu Tür gehen, um alle dänischen Juden aufzugreifen. Sie sollten zum Hafen gebracht werden, wo ein Schiff für 6000 Gefangene wartete.

Soll heißen, Dänemark ging nicht von 15 Volt auf 30 Volt und von 30 auf 45 Volt. Das Land erhielt auf einen Schlag volle 450 Volt. Es gab noch keine diskriminierenden Gesetze, der Judenstern war nicht eingeführt und jüdische Besitztümer noch nicht beschlagnahmt worden. Die dänischen Juden wurden aus dem Nichts heraus mit dem Äußersten konfrontiert: Deportation in ein polnisches Konzentrationslager.

Jedenfalls war das der Plan. In dieser Nacht stellte sich heraus, dass sich Zehntausende einfacher Dänen – Bauarbeiter und Friseure, Geschäftsleute und Beamte – weigerten, das Äußerste zu tun. In dieser Nacht erfuhren die Deutschen, dass die Juden gewarnt worden waren und dass die meisten längst geflohen waren. Fast 99 Prozent der dänischen Juden überlebten den Krieg.

Wie lässt sich das Wunder von Dänemark erklären? Was machte dieses Land zu einem Lichtpunkt in einem Meer der Finsternis?

Nach dem Krieg fanden Historiker verschiedene Antworten. Ein wichtiger Faktor war, dass die Nazis in Dänemark die Macht nicht zur Gänze ergriffen hatten. Sie wollten den Eindruck erwecken, dass sie harmonisch mit der dänischen Regierung zusammenarbeiteten; damit war der Widerstand gegen die Deutschen in Dänemark

weniger riskant als zum Beispiel in den Niederlanden.
«Die Antwort», schreibt der Historiker Bo Lidegaard, «ist unwiderlegbar: Die dänischen Juden wurden durch die konsequente Solidarität ihrer Landsleute geschützt.» [2]
Als sich die Nachricht von der Razzia verbreitete, machte der Widerstand überall mobil. Kirchen, Universitäten, die Geschäftswelt, das Königshaus, die Anwaltskammer und der Dänische Nationale Frauenbund – sie alle zeigten sich zum Widerstand bereit. In kürzester Zeit wurde ein Netzwerk von Fluchtwegen eingerichtet. Es gab keine zentrale Organisation, es wurde kein Versuch unternommen, die Hunderte von Initiativen zu koordinieren. Dafür blieb auch keine Zeit. Tausende Dänen, arm und reich, jung und alt, hatten verstanden, dass es auf sie ankam. Wer jetzt wegschaute, verriet sein Land.
Die Historikerin Leni Yahil notierte, dass «Bitten um Hilfe in keinem Falle verweigert wurden». [3] Schulen und Krankenhäuser öffneten ihre Türen. Kleine Fischerdörfer nahmen Hunderte von Flüchtlingen auf. Auch die dänische Polizei half, wo immer es möglich war, und weigerte sich, mit den Nazis zu kooperieren. «Wir Dänen treiben mit unserer Verfassung keinen Kuhhandel», schnaubte die Widerstandszeitung *Dansk Maanedspost* wütend, «und schon gar nicht, wenn es um die Gleichheit unserer Bürger geht.» [4]
Wo das große Deutschland jahrelang rassistische Propaganda aufgesaugt hatte, blieb das kleine Dänemark von Humanismus durchdrungen. Die dänischen Staats- und Regierungschefs bestanden weiterhin auf der Gültigkeit des demokratischen Rechtsstaats. Wer Menschen gegeneinander ausspielte, galt nicht als wahrer Däne. Daher konnte von einer «jüdischen Frage» überhaupt keine Rede sein. Es gab nur Landsleute.
Innerhalb von wenigen Tagen wurden mehr als 7000 Juden in kleinen Fischerbooten über den Öresund, die Meerenge zwischen Dänemark und Schweden, gebracht. Die Rettung der dänischen Juden war ein kleiner, aber glänzender Lichtblick in einer pechschwarzen Zeit. Es war ein Triumph der Menschlichkeit und des Mutes. «Die dänische Ausnahme zeigt, dass die Berufung auf Humanismus […] nicht allein theoretisch möglich ist», schreibt der Historiker Lidegaard. «Es kann funktionieren. Das wissen wir, weil es stattgefunden hat.» [5]
Am Ende erwies sich der dänische Widerstand als so ansteckend, dass selbst Hitlers loyalste Anhänger in Dänemark zu zweifeln

begannen. Es wurde für sie immer schwieriger, so zu tun, als hätten sie das Recht in der Hand. «Auch Ungerechtigkeit braucht den Anschein von Gerechtigkeit», schreibt Lidegaard. «Der ist schwer auszumachen, wenn die gesamte Gesellschaft das Gesetz der Stärkeren ablehnt.» [6]

Nur in Bulgarien und Italien stießen die Nazis auf vergleichbaren Widerstand, mit dem Ergebnis, dass auch dort weit weniger Juden umkamen. Historiker betonen mit Nachdruck, dass das Ausmaß der Deportationen immer von der Zusammenarbeit im besetzten Land abhing. [7] Jahre später erklärte Adolf Eichmann gegenüber Willem Sassen: «Dänemark hat uns mehr Probleme bereitet als andere Länder.» Das Ergebnis sei «dürftig» gewesen, beklagte er sich. «Ich musste sogar meine Transporte stoppen – es war ein großer Skandal für mich.» [8]

Täuschen Sie sich nicht: In Dänemark waren keine «soften» Deutschen stationiert. Der ranghöchste Nazi, Werner Best, hatte sich als «der Bluthund von Paris» einen Namen gemacht. Und selbst Duckwitz, der konvertierte Nazi in Dänemark, war in den 1930er Jahren ein glühender Judenhasser gewesen. Aber in den Jahren danach hatte er sich von der dänischen Menschlichkeit infizieren lassen.

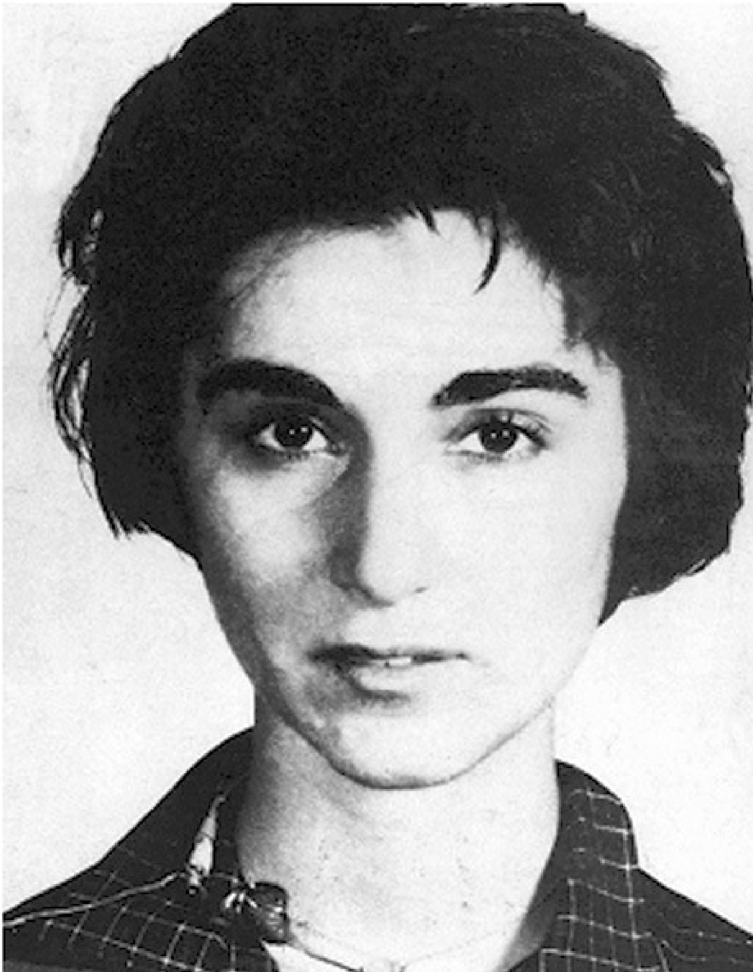
In Hannah Arendts Buch *Eichmann in Jerusalem* steht eine faszinierende Passage über die Rettung dänischer Juden. «Dieses einzige uns bekannte Beispiel von *offenem* Widerstand einer Bevölkerung», schrieb die Philosophin, «scheint zu zeigen, dass die Nazis, die solchem Widerstand begegneten, […] gewissermaßen ihre Meinung änderten: unter Umständen haben auch sie offenbar die Vernichtung eines ganzen Volkes nicht mehr so selbstverständlich gefunden. Sie waren auf prinzipiellen Widerstand gestoßen, und ihre ‹Härte› schmolz wie Butter in der Sonne …» [9]

9. Kapitel
Der Tod der Catherine Susan Genovese
1.
Und dann wäre da noch eine letzte Geschichte aus den 1960er Jahren, die erzählt werden muss. Es wird wieder eine Geschichte, die eine schmerzliche Wahrheit über die menschliche Psyche offenbart. Diesmal geht es nicht darum, was wir tun, sondern darum, was wir lassen. Die Geschichte erinnert daran, was unzählige Deutsche und Niederländer, Franzosen und Österreicher und so viele andere Europäer gesagt haben, nachdem Millionen von Juden verhaftet, deportiert und ermordet worden waren.
Wir haben es nicht gewusst.
Am 13. März 1964, 3:15 Uhr in der Nacht, fährt Catherine Susan Genovese an dem Schild «PARKEN VERBOTEN » vorüber und stellt ihren roten Fiat an der U-Bahn-Station Austin Street ab.
Kitty, wie alle sie nennen, ist ein Wirbelwind. Sie ist 28 Jahre alt, tanzt gerne und hat mehr Freunde als Freizeit. Kitty liebt New York, und New York liebt Kitty. Hier kann sie ganz sie selbst sein. Hier ist sie frei.
Aber in dieser Nacht ist es kalt. Kitty ist in Eile, weil sie seit Mitternacht genau ein Jahr mit Mary-Ann zusammen ist. Kitty sehnt sich danach, sich an ihre Freundin zu kuscheln. Und so schaltet sie schnell das Licht der Autoscheinwerfer aus, schließt die Türen ab und macht sich auf den kurzen Weg zu ihrer Wohnung, 30 Meter weit weg.
Was sie nicht weiß, ist, dass die letzte Stunde ihres Lebens gerade angebrochen ist.
«*Oh mein Gott* , er hat mich mit dem Messer erwischt! Hilfe! Hilfe!»
Es ist 3:19 Uhr. Die ganze Nachbarschaft muss wach geworden sein. Einige Lichter flammen auf. Die Fenster werden geöffnet, und Stimmen schwirren durch die Nacht. «Lass das Mädchen in Ruhe», ruft jemand. Aber dann kommt der Mann mit dem Messer wieder auf Kitty zu. Er sticht ein weiteres Mal auf sie ein. Sie schreit und stolpert um die Ecke. «Ich sterbe! Ich sterbe!»
Niemand kommt nach draußen. Niemand eilt ihr zu Hilfe. Niemand ruft die Polizei. Dutzende von Nachbarn verschanzen sich hinter ihren Fenstern, als ob sie eine Reality-Show sähen. Ein Paar holt sogar Stühle und dämpft das Licht, um eine bessere Sicht zu haben.
Als der Angreifer zum dritten Mal zurückkehrt, findet er Kitty am

Fuße der Treppe in ihrem Wohnhaus. Oben schläft Mary-Ann.
Er sticht wieder zu. Und noch einmal.
Erst 3:50 Uhr erhält die Polizei den ersten Anruf von einem Nachbarn, der lange mit sich gerungen hat. Zwei Minuten später sind die Polizisten zur Stelle, aber da ist es schon zu spät. «Ich wollte da nicht hineingezogen werden», entschuldigt sich der Anrufer. [1]
Es waren diese sechs Worte – «Ich wollte da nicht hineingezogen werden» –, die um die Welt gingen.
Anfangs noch war Kittys Tod nur einer der 636 Morde in New York in jenem Jahr. [2] Ein Leben zerstört, eine Liebe verloren, die Welt drehte sich weiter. Aber auch zwei Wochen später verschwand der Fall noch immer nicht aus den Schlagzeilen. Der Mord an Kitty ging in die Geschichte ein. Nicht wegen des Täters oder des Opfers, sondern wegen der Zuschauer.
Der Medienrummel begann am 27. März 1964, am Karfreitag. *«37, die den Mord sahen, aber die Polizei nicht riefen»,* titelte die *New York Times.* Der Artikel begann so:
Mehr als eine halbe Stunde sahen 38 respektable, gesetzestreue Bürger in Queens, wie ein Mörder eine Frau jagte und sie bei drei verschiedenen Angriffen in Kew Gardens niederstach.
Kitty könnte noch am Leben sein, ging aus dem Bericht hervor. Oder wie ein Polizist sagte: «Ein Anruf hätte genügt.» [3]
Von Großbritannien bis Russland, von Japan bis in den Iran – Kitty wurde zur Weltnachricht. Eine der größten Zeitungen der Sowjetunion, die *Iswestija* , sah den Mord als den soundsovielten Beweis für die kapitalistische «Dschungelmoral». [4] Ein Priester in Brooklyn predigte, dass die amerikanische Gesellschaft genauso krank sei wie «diejenige, die Jesus kreuzigte». [5] Ein Kolumnist stellte fest, dass das amerikanische Volk «hartherzig, feige und unmoralisch» geworden sei. [6]
Journalisten, Fotografen und Fernsehteams schwirrten wie die Bienen durch Kew Gardens, die Gegend, in der Kitty gewohnt hatte. Sie konnten einfach nicht begreifen, wie ordentlich, gediegen und respektabel diese Gegend war. Woher kam dann bloß diese totale Apathie der Anwohner?
Es wäre der abstumpfende Effekt des Fernsehens, sagte der eine. Nein, es wäre das Ergebnis von all diesem Feminismus und den schlappen Männern von heute, behauptete ein anderer. Wäre es nicht typisch für das anonyme Leben in der Stadt, ließen sich einige

vernehmen, oder erinnerte es nicht an die Deutschen nach der Judenverfolgung, die auch immer behauptet hatten, *nichts gewusst* zu haben?

Die Analyse, die das meiste Gehör fand, stammte von Abe Rosenthal, Chef der *New York Times* und einer der einflussreichsten Journalisten seiner Generation. «Was in den Wohnungen und Häusern der Austin Street geschah», schrieb er, «war ein Symptom einer schrecklichen Wahrheit über den menschlichen Zustand.» [7] Wenn es darauf ankommt, sind wir allein.



Das ist das berühmteste Foto von Kitty Genovese. Es ist ein Tatverdächtigenfoto aus dem Jahr 1961, das von der Polizei

aufgenommen wurde, kurz nachdem Kitty wegen eines geringfügigen Delikts verhaftet wurde (als Bardame ließ sie Kunden auf Pferderennen wetten). Kitty bekam eine Geldstrafe von 50 Dollar aufgebrummt. Ihr Polizeifoto wurde von der New York Times zurechtgeschnitten und ging dann um die Welt. Quelle: Wikimedia/NYPD .

2.

Ich war Student, als ich zum ersten Mal von Kitty Genovese las. Wie Millionen anderer verschlang ich das Debüt des Journalisten Malcolm Gladwell, *Tipping Point. Wie kleine Dinge Großes bewirken können* , in dem die Geschichte der 38 Augenzeugen auf Seite 36 bis 37 erzählt wird. **[1]**

Sie packte mich sofort, genau wie früher die Geschichten von Milgrams Schockmaschine und Zimbardos Gefängnis. «Ich bekomme noch immer Briefe dazu», sagte Rosenthal Jahre später. «[Die Leute] sind von dieser Geschichte besessen. Sie ist wie ein Juwel. Man schaut und schaut, und es stechen einem immer wieder neue Dinge ins Auge.» **[2]**

Es wurden Theaterstücke und Songs über diesen Freitag, den 13., geschrieben. Episoden von *Seinfeld, Girls* und *Law & Order* nahmen sich des Themas an. 1994 sprach Präsident Bill Clinton in Kew Gardens über die «schockierende Botschaft» von Kittys Tod. Paul Wolfowitz, Vize-Verteidigungsminister, rechtfertigte sogar die Invasion im Irak mit einem Verweis auf Kitty (Amerikaner, die gegen den Krieg waren, hielt er für genau so apathisch wie diese 38 Zeugen). **[3]**

Die Moral der Geschichte erschien jedenfalls auch mir klar zu sein. Warum haben die Leute Kitty im Stich gelassen? Einfach, weil die Menschen gleichgültig sind. Kitty Genovese gelangte in den Jahren zu Berühmtheit, als *Herr der Fliegen* ein Bestseller wurde, als Adolf Eichmann vor Gericht stand, Stanley Milgram Furore machte und Philip Zimbardos Karriere begann.

Aber dann vertiefte ich mich in die Untersuchungen, die auf Kittys Tod folgten. Und stieß dabei auf eine ganz andere Spur. Ja, auch hier.

Bibb Latané und John Darley, zwei junge Psychologen, hatten schon länger vermutet, dass bei Zuschauern in Notsituationen etwas Seltsames vor sich geht. Nicht lange nach dem Mord an Kitty führten sie ein einfaches Experiment durch. Ein nichtsahnender Student wurde als Testperson in ein Kabinett gesteckt, wo er mit

anderen Studenten über eine Gegensprechanlage über das Leben an der Universität schwatzte.

In Wirklichkeit aber gab es keine anderen Studenten. Die Wissenschaftler spielten ein zuvor aufgezeichnetes Band ab. «Ich könnte echt ein bisschen … eh, Hilfe gebrauchen können», tönte es nach einer Weile, «also wenn jemand, eh, mir ein wenig h-helfen könnte, eh, eh-eh-eh-eh-eh, k-kann jemand, eh, eh, helfen, eh eh ah ah ah [erstickte Geräusche] … Ich sterbe …» [4]

Was sich herausstellte: Von den Testpersonen, die jeweils dachten, sie seien die Einzigen, die diesen Hilferuf hörten, rannten 100 Prozent auf den Flur. Alle. Aber bei denjenigen, die glaubten, dass noch fünf andere Studenten in der Nähe wären, setzten sich nur 62 Prozent in Bewegung. [5]

Es zeigt sich: der Umkehreffekt.

Latané und Darley machten mit dieser Studie eine der wichtigsten Entdeckungen der Sozialpsychologie. In den 20 Jahren nach diesem Experiment wurden mehr als 1000 Artikel und Bücher über das Verhalten von Zuschauern in Notsituationen veröffentlicht. [6]

Auch die Apathie der 38 Zeugen in Kew Gardens ließ sich nun erklären. Die Schlussfolgerung: Kitty starb nicht trotz, sondern *wegen* der Tatsache, dass die gesamte Nachbarschaft wach geworden war.

Wäre sie in einer verlassenen Gasse mit nur einem einzigen Zeugen angegriffen worden, könnte sie vielleicht heute noch am Leben sein. Eine der Nachbarinnen erzählte später einem Journalisten, dass sie ihren Mann zurückgehalten hatte, als er die Polizei anrufen wollte. «Ich habe ihm gesagt, dass sicher schon 30 vor ihm Alarm geschlagen hatten.» [7]

Und damit wurde Kitty noch berühmter. Ihre Geschichte landete in den zehn meistverkauften Lehrbüchern für Psychologiestudenten und wird bis heute von Journalisten und Meinungsbildnern zitiert. [8] Das Schicksal von Kitty Genovese ist zu einer modernen Parabel geworden, zu einer Warnung vor der Anonymität der Stadt.

3.

Jahrelang glaubte auch ich, dass der Zuschauereffekt zum Leben in einer geschäftigen Metropole einfach dazugehört. Aber dann geschah das Folgende, in der Stadt, in der ich selbst arbeitete.

Amsterdam, 9. Februar 2016. Es ist Viertel vor vier am Nachmittag, als Sanne ihren weißen Alfa Romeo am Sloterkade parkt. [1] Sie steigt aus und will auf die andere Seite des Wagens gehen, um ihr

Kind aus dem Sitz zu nehmen. Da sieht sie es: Das Auto rollt weiter. Sanne kann gerade noch hineinspringen, aber es ist zu spät zum Bremsen. Das Auto kippt vornüber, ins Wasser hinein, und geht langsam unter.
Die schlechte Nachricht: Dutzende von Zuschauern haben gesehen, wie es passierte.
Noch viel mehr Menschen müssen die Schreie von Sanne gehört haben. Wie in Kew Gardens blicken unzählige Wohnungen auf den Ort der Katastrophe. Und ja, auch das ist eine ordentliche Gegend für die gehobene Mittelschicht.
Aber dann passiert etwas Seltsames. «Es war wie in einem Reflex», erzählt Ruben Abrahams, ein Immobilienmakler an der Straßenecke, später im lokalen TV -Sender. «Auto im Wasser, da stimmt etwas nicht.» [2] Er rennt zum Werkzeugkasten in seinem Büro, schnappt sich einen Hammer und springt in das eiskalte Wasser.
Ruben ist ein großer, sportlicher Mann mit grauem Stoppelbart. An einem kalten Tag im Januar zeigt er mir den Ort, wo es geschehen ist. «Das ist so ein Aufeinandertreffen von Umständen und Zufällen gewesen», erzählt er, «alles kam zusammen, alles geschah auf den letzten Pfiff.»
Als Ruben springt, ist Rienk Kentie – ein weiterer Zuschauer – bereits zu dem sinkenden Auto geschwommen, und auch Reinier Bosch (noch ein Zuschauer) ist schon im Wasser. Eine Frau hat Reinier im letzten Moment noch einen Backstein in die Hand gedrückt, was sich später als das entscheidende Werkzeug entpuppen wird. Wietse Mol – Nummer vier – holt erst noch einen Notfallhammer aus seinem Auto und springt dann als Letzter ins Wasser:
«Wir haben wie die Irren auf die Fenster eingedroschen», erinnert sich Ruben. [3] Reinier schlägt an eins der Seitenfenster, aber es geht nicht kaputt. Das Auto kippt nach vorn und ist dabei, vollständig zu versinken. Reinier schlägt mit dem Ziegelstein auf die Heckscheibe, und wahrhaftig, sie zerspringt.
Dann geht alles sehr schnell. «Die Mutter reichte das Kind durch die zerbrochene Heckscheibe», sagt Ruben. Das Kind blieb noch irgendwo hängen, aber nach ein paar Sekunden haben es Ruben und Reinier losgemacht, dann schwimmt Reinier los, um den Knirps in Sicherheit zu bringen. Die Mutter ist noch im Auto, das nur noch einen Zentimeter aus dem Wasser ragt. Ruben, Rienk und Wietse

helfen ihr im allerletzten Moment heraus.
Keine zwei Sekunden später verschwindet das Auto im dunklen Wasser der sechs Meter tiefen Gracht.
Am Ufer hat sich in der Zwischenzeit eine große Gruppe Zuschauer versammelt. Die Frau, das Kind und die vier Männer werden aus dem Wasser gezogen und in Handtücher gewickelt. Insgesamt hat die Rettungsaktion nicht mehr als zwei Minuten gedauert. Die Männer, die sich nicht kennen, haben die ganze Zeit kein Wort miteinander gewechselt.
Wenn sie nur ein bisschen länger gezögert hätten, wäre es zu spät gewesen. Wenn sie nicht alle vier gesprungen wären, ist es fraglich, ob sie es geschafft hätten. Und wenn die unbekannte Zuschauerin nicht in letzter Minute den Ziegelstein angereicht hätte, wäre es Reinier nicht gelungen, die Heckscheibe einzuschlagen, und weder Mutter noch Kind hätten gerettet werden können.
Das soll heißen: Sanne und ihr Kleinkind leben nicht trotz, sondern *wegen* der großen Anzahl der Zuschauer.
4.
Schöne Geschichte, könnte man sagen, aber sie ist wahrscheinlich die Ausnahme, die die Regel des Zuschauereffekts bestätigt. Gibt es vielleicht etwas Einzigartiges in der niederländischen Kultur oder in diesem Amsterdamer Viertel oder an diesen vier Männern – etwas, das die Ausnahme erklären könnte?
Nichts davon.
Der Zuschauereffekt mag denn auch in zahlreichen Lehrbüchern stehen, doch 2011 erschien eine Meta-Analyse, die ein ganz anderes Licht auf das Verhalten der Zuschauer wirft. Meta-Analysen sind Untersuchungen, in denen mehrere Studien auf einmal analysiert werden. In diesem Falle war nicht nur das erste Experiment von Latané und Darley (mit den Studenten in ihrem Kabinett) mit einbezogen worden, sondern auch die 105 besten Studien zum Zuschauereffekt in den letzten 50 Jahren. [1]
Die Wissenschaftler kamen zu zwei Ergebnissen. Erstens: Der Zuschauereffekt existiert wirklich. Manchmal nehmen wir an, dass wir in Notsituationen nichts tun müssen, weil auch andere die Verantwortung übernehmen könnten. Manchmal haben wir Angst, das Verkehrte zu tun, und wir tun lieber nichts aus Furcht vor dem Urteil anderer. Und manchmal meinen wir, dass überhaupt nichts los ist, weil wir sehen, dass auch andere nichts tun.
Aber dann die zweite Schlussfolgerung. Liegt eine

lebensbedrohliche Situation vor (jemand ertrinkt oder jemand wird angegriffen), und die Umstehenden können miteinander kommunizieren (und befinden sich daher nicht in einem abgeschlossenen Kabinett), ist die Rede von einem *umgekehrten* Zuschauereffekt. «Eine größere Anzahl von Zuschauern», schreiben die Forscher, «führt sogar zu mehr als zu weniger Hilfe.» [2]

Und das ist noch nicht alles. Einige Monate nachdem ich mit Ruben über seine Rettungsaktion gesprochen hatte, treffe ich Marie Lindegaard in einem Café in Amsterdam. Lindegaard ist eine dänische Sozialpsychologin. Noch nass vom Regen, klappt sie ihren Laptop auf, schiebt mir einen Stapel Papier unter die Nase und beginnt, mir eine Vorlesung zu halten.

Warum, fragte sich Lindegaard als eine der ersten Wissenschaftlerinnen, machen wir so viel Aufhebens um Experimente, Umfragen und Interviews? Warum betrachten wir nicht einfach reale Bilder von realen Menschen in realen Situationen? Moderne Städte hängen voller Kameras.

Die Antwort ihrer Kollegen: Hübsche Idee, Marie, aber diese Bilder kriegst du nie. Maries Antwort: Das werden wir ja sehen.

Inzwischen hat die Psychologin eine Datenbank mit mehr als 1000 Filmen von Prügeleien, Vergewaltigungen und Mordversuchen aus Kopenhagen, Kapstadt, London und Amsterdam gesammelt. Mit ihrer Forschung hat sie eine kleine Revolution in der Sozialwissenschaft ausgelöst. Sie schiebt mir ihren Laptop zu.

«Siehst du, diesen Artikel werden wir morgen an eines der renommiertesten Psychologie-Journale senden.» [3]

Ich lese den Arbeitstitel. *«Fast alles, was Sie über den Zuschauereffekt zu wissen glauben, ist falsch.»*

Lindegaard scrollt nach unten und zeigt auf eine Tabelle.

«Und hier siehst du, dass in 90 Prozent aller Fälle Menschen einander helfen.»

90 Prozent.

5.

Das eigentliche Rätsel ist nicht, warum Ruben, Rienk, Reinier und Wietse an diesem Nachmittag ins eiskalte Wasser der Amsterdamer Gracht gesprungen sind. Das war eine natürliche Reaktion. Die eigentliche Frage ist, was tatsächlich am 13. März 1964 geschah, als Kitty angegriffen wurde.

Was stimmt an der ursprünglichen Geschichte?

Einer der ersten, die an der sogenannten apathischen Reaktion der

Zeugen zweifelten, war ein neuer Bewohner von Kew Gardens. Joseph De May war zehn Jahre nach Kittys Tod in das Viertel gezogen. Als Amateurhistoriker faszinierte ihn der Mord, das einzige Ereignis, wodurch der Rest der Welt von der Existenz seines Viertels erfahren hatte.

De May begann in den Archiven zu stöbern. Vergilbte Fotos, alte Zeitungen, Polizeiberichte: Nach und nach machte er sich ein Bild davon, was sich wirklich ereignet hatte. Deshalb also noch einmal die Ereignisse der Nacht vom 13. März 1964, aber jetzt auf Grundlage der sorgfältigen Recherchen von De May und den Forschern, die ihm folgten. [1]

Es ist 3:19 Uhr, als der markerschütternde Schrei über die Austin Street hallt. Aber es ist kalt, und fast alle haben die Fenster geschlossen. Außerdem ist die Straße schlecht beleuchtet. Die meisten Bewohner, die nach draußen schauen, sehen nichts. Einige erkennen die Umrisse einer Frau, die durch die Straßen schwankt, und schließen daraus, dass sie wohl beschwipst sein muss. Kein absonderlicher Gedanke, denn an der Straßenecke gibt es eine Bar, aus der oft Betrunkene kommen.

Doch greifen mindestens zwei Anwohner zum Telefon. Einer von ihnen ist der Vater von Michael Hoffman, der später selbst Polizist werden wird. Auch Hattie Grund, eine andere Bewohnerin etwas weiter entfernt, ruft die Polizei. «Sie sagten, dass sie schon informiert wären», meint sie Jahre später. [2]

Aber die Polizei kommt nicht.

Die Polizei kommt nicht? Warum ist sie nicht sofort ausgerückt? Wegen des ersten Telefonanrufs ging die Zentrale wahrscheinlich davon aus, dass es sich um einen Familienstreit handelte. Der inzwischen pensionierte Polizist Hoffman vermutet, dass die Polizei deshalb so langsam reagiert hat. Eine Frau wird von ihrem Ehemann zusammengeschlagen, ach ja, so etwas passiert. In den 1960er Jahren war Vergewaltigung innerhalb der Ehe nichts Strafbares.

Aber was ist dann mit diesen 38 Augenzeugen?

Diese berüchtigte Anzahl, die in Liedern und Theaterstücken, Blockbustern und Bestsellern auftaucht, geht aus einer Liste über Personen hervor, die von Polizisten verhört wurden. Doch die übergroße Mehrzahl der Leute auf dieser Liste *waren überhaupt keine Augenzeugen.* Die meisten von ihnen hatten allenfalls etwas gehört, und einige waren noch nicht einmal wach geworden.

Es gibt zwei klare Ausnahmen. Die erste ist der Nachbar Joseph Fink. Er war hellwach, sah den ersten Angriff auf Kitty und unternahm nichts. Fink war ein seltsamer, in sich gekehrter Mann. Er hasste Juden und wurde von den Kindern in der Nachbarschaft «Adolf» genannt.

Der Zweite, der Kitty im Stich ließ, war Karl Ross. Er war sogar mit Kitty und Mary-Ann befreundet. Ross sah den zweiten Angriff am Fuß der Treppe (in Wirklichkeit gab es zwei Angriffe, nicht drei) und geriet in Panik. Es war auch Ross, der der Polizei sagte, dass er «nicht hineingezogen werden wollte». Was er damit meinte, war, dass er sich nicht einmischen wollte, weil er befürchtete, dass seine Homosexualität ans Licht kommen könnte – etwas, das zu dieser Zeit illegal war. Ross hatte panische Angst vor der Polizei und vor Zeitungen wie der *New York Times* , die Homosexualität als gefährliche Krankheit brandmarkten. [3]

1964 schlugen Polizisten noch regelmäßig Homosexuelle zusammen. Die Zeitung druckte einen Artikel nach dem anderen, in denen Homosexualität als wahre Geißel hingestellt wurde. (Insbesondere Abe Rosenthal, der Journalist, der Kitty berühmt gemacht hat, war notorisch homophob. Kurz nach dem Mord an Kitty veröffentlichte er einen weiteren Artikel mit der Überschrift: «DER ANSTIEG OFFENER HOMOSEXUALITÄT IN DER STADT RUFT GROSSE BESORGNIS HERVOR ». [4])

Natürlich, das alles ist keine Entschuldigung für Karl Ross' unterlassene Hilfeleistung. Selbst wenn er betrunken und eingeschüchtert gewesen wäre, hätte er mehr für seine Freundin tun müssen. In dieser Nacht rief er einen Bekannten an, der ihn ermutigte, sofort die Polizei zu alarmieren. Aber Ross wagte es nicht, das Telefon in seiner eigenen Wohnung zu benutzen, und er kletterte über das Dach zu seiner Nachbarin, wohl, um dem Mörder nicht in die Arme zu laufen. Die wiederum weckte eine andere Nachbarin.

Das war Sophie Farrar. Als Sophie hörte, dass Kitty blutend im Treppenhaus lag, zögerte sie keinen Augenblick. Sie rannte die Treppe hinunter, während ihr Mann, der sich noch die Hose anziehen musste, schrie, sie solle auf ihn warten. Auch die Annahme, dem Mörder direkt in die Arme zu laufen, hielt Sophie nicht auf. «Ich bin gerannt, um zu helfen», sagte sie später. «Das erschien mir als eine ganz natürliche Reaktion.» [5]

Als Sophie die Tür zum Treppenhaus aufriss, in dem Kitty lag, war

der Mörder schon geflohen. Sie nahm Kitty in die Arme, die sich für einen Moment entspannte und sich an sie drückte. So endete das Leben von Catherine Susan Genovese im Schoß ihrer Nachbarin. [6]
«Es hätte einen großen Unterschied für meine Familie gemacht», sagte ihr Bruder Bill Jahre später, «wenn wir gewusst hätten, dass Kitty in den Armen einer Freundin gestorben war.» [7]
Warum wurde Sophie vergessen?
Warum hat keine Zeitung über sie berichtet?
Die Wahrheit ist ziemlich deprimierend. «Meine Mutter hat mit einer Frau von der Zeitung gesprochen», sagte ihr Sohn später. Als das Blatt am nächsten Tag erschien, stand da aber nur, dass Sophie nicht hineingezogen werden wollte. Sophie wurde wütend, als sie das las und beschloss, nie wieder mit der Presse zu reden.
Und damit war Sophie nicht allein: Dutzende Bewohner von Kew Gardens beklagten sich, dass ihre Worte von der Presse beständig verdreht würden. Viele zogen aus der Gegend fort.
Die Journalisten jedoch kamen immer wieder vorbei. Kurz vor dem ersten Jahrestag des Mordes, am 11. März 1965, fand es eine Journalistin lustig, mitten in der Nacht herumzuschreien, dass sie angegriffen werde, während Fotografen bereitstanden, um die Reaktionen der Bewohner festzuhalten.
Die Welt stand kopf. Genau zu einer Zeit, in der New York immer aktivistischer wurde, in dem Jahr, in dem Martin Luther King den Friedensnobelpreis erhielt, Millionen Amerikaner auf die Straße gingen und Queens mehr als 200 Nachbarschaftsorganisationen zählte, hielt die Presse an einer sogenannten «Epidemie der Gleichgültigkeit» fest.
Es gab einen einzigen Radiojournalisten, Danny Meenan, der die Geschichte über die teilnahmslosen Zuschauer sofort angezweifelt hatte. Er überprüfte die Fakten und kam zu dem Schluss, dass die meisten Augenzeugen glaubten, dass sie eine betrunkene Frau gesehen hatten. Meenan fragte den Reporter der *New York Times* , warum er das nicht geschrieben habe. Die Antwort? «Das hätte die ganze Geschichte versaut.» [8]
Und warum hat Meenan das wiederum für sich behalten? Ganz einfach: In dieser Zeit legte man sich als Journalist nicht mit der mächtigsten Zeitung der Welt an. Nicht, wenn einem der Job lieb war.
Als ein paar Jahre später ein anderer Journalist einige kritische Töne vernehmen ließ, erhielt er einen wütenden Anruf von Abe

Rosenthal von der *New York Times.* «Hast du mitgekriegt, dass diese Geschichte zu einem Sinnbild für die Situation in Amerika geworden ist?», brüllte er ins Telefon. «Dass sie einen Schwerpunkt soziologischer Kurse, Bücher und Artikel bildet?» [9]

Es ist erschreckend zu sehen, wie wenig von der alten Geschichte übrig bleibt. Nicht die New Yorker Bürger, aber die Behörden haben in jener Nacht versagt. Kitty starb nicht mutterseelenallein, sondern in den Armen einer Freundin. Und mit dem Zuschauereffekt verhält es sich, wenn es darauf ankommt, genau andersherum. Wir sind in der Großstadt, in der überfüllten U-Bahn und auf vollen Plätzen nicht allein. Wir haben einander.

Und dabei habe ich noch kein einziges Wort über den bizarren Rattenschwanz an Kittys Geschichte verloren.

Fünf Tage nach ihrem Tod sah Raoul Cleary, ein Bewohner von Queens, einen Fremden die Straße entlanggehen. Dieser Mann kam am helllichten Tag mit einem Fernseher in den Armen aus dem Haus der Nachbarn. Als Raoul ihn ansprach, behauptete er leise, er helfe bei einem Umzug.

Aber Raoul glaubte ihm kein Wort und rief einen anderen Nachbarn an, Jack Brown.

«Ziehen die Bannisters um?», fragte er.

«Ganz sicher nicht», antwortete Brown.

Die Männer setzten sich sofort in Bewegung. Raoul rief die Polizei an, während Jack das Auto des Mannes fahrunfähig machte. Als der Einbrecher zurückkam, wurde er von einem Polizisten festgenommen. Einige Stunden später gestand der Mann nicht nur den Einbruch, sondern auch den Mord an einer jungen Frau in Kew Gardens. [10]

Tatsächlich wurde Kittys Mörder mit Hilfe von zwei Zuschauern gefasst – noch so eine Tatsache, über die keine Zeitung je auch nur ein Wort verlauten ließ.

Und das ist die wahre Geschichte von Kitty Genovese. Sie sollte nicht nur in die Lehrbücher von Psychologie-Erstsemestern Eingang finden, sondern auch in die für angehende Journalisten. Sie lehrt uns nämlich zwei Dinge. Erstens: wie oft unsere Sicht auf den Menschen verzerrt ist und wie sensationslüsterne Journalisten dieses Bedürfnis bedienen. Und zweitens: dass wir in Notfällen aufeinander zählen können.

Als wir gemeinsam auf den Amsterdamer Sloterkade schauen, frage ich Ruben Abrahams, ob er sich wie ein Held vorkomme. Er zuckt

mit den Schultern. «Och, seinen Mitmenschen muss man doch helfen.»

Teil 3

Warum gute Menschen böse Dinge tun

«Ich habe mich sorgsam bemüht, menschliche Tätigkeiten nicht zu verlachen, nicht zu beklagen und auch nicht zu verdammen, sondern zu begreifen.»

Baruch Spinoza (1632–1677)

Unlängst habe ich eines meiner älteren Bücher hervorgekramt. *De geschiedenis van de vooruitgang* (Die Geschichte des Fortschritts) von 2013. Es war unangenehm, es wieder zu lesen. In diesem Buch habe ich dem Leser Philip Zimbardos «Untersuchung» im Stanford Prison noch unkritisch aufgetischt, als Beweis dafür, dass sich gute Menschen einfach so in Monster verwandeln können. Es war eindeutig etwas an dieser Schlussfolgerung, das ich unwiderstehlich fand.

Ich war nicht der Einzige. Varianten der Fassadentheorie wurden nach dem Zweiten Weltkrieg ohne Unterlass herausposaunt. Der Beweis schien erbracht. Milgram demonstrierte es mit seiner Schockmaschine. Die Medien verbreiteten es nach dem Tod von Kitty Genovese. Golding und Zimbardo wurden damit weltberühmt. In jedem Menschen lauert das Böse unter der Oberfläche, genau das, was Hobbes schon behauptet hatte.

Doch nun, da sich die Archive zu den Experimenten und dem Mordfall geöffnet haben, ergibt sich ein völlig anderes Bild. Ein Bild, das auf dem Kopf steht. Die Wachen im Gefängnis von Zimbardo? Sie spielten nur Theater. Die Teilnehmer hinter der Milgram-Schockmaschine? Sie wollten Gutes tun. Und Kitty? Sie starb in den Armen ihrer Nachbarin.

Die meisten Menschen waren bereit, einander zu helfen. Und wenn es eine Gruppe gab, die sich dem versagte, dann waren es die Machthaber. Die Wissenschaftler und die Chefredakteure, die Gouverneure und die Polizeikommissare. Es waren diese Leviathane, die logen und manipulierten. Sie haben ihre Probanden nicht vor ihrem sogenannten bösen Naturell geschützt, sondern sie gegeneinander ausgespielt.

Und so kommen wir zur Kernfrage zurück. Wie können wir das Böse im Menschen erklären? Wie ist es möglich, dass der *Homo puppy* , dieser freundliche Zweibeiner, die einzige Spezies ist, die Gefängnisse und Gaskammern baut?

In den vorangegangenen Kapiteln haben wir entdeckt, dass

Menschen sich vom Bösen, das als das Gute getarnt daherkommt, verführen lassen. Dieser Befund wirft sofort die nächste Frage auf. Warum hat sich das Böse im Laufe der Geschichte in dieser Hinsicht perfektioniert? Wie hat es uns so weit bringen können, dass wir uns gegenseitig den Krieg erklären?
Ich muss immer wieder an die Worte von Brian Hare, dem Puppy-Experten aus dem 3. Kapitel, denken. Er sagte:
Der Mechanismus, der uns zur liebenswertesten Spezies macht, hat uns auch in die grausamste Gattung auf diesem Planeten verwandelt.
Im ersten Teil dieses Buches wurde deutlich, dass das nicht auf den größten Teil unserer Geschichte zutrifft. Wir waren nicht immer so grausam. Zehntausende Jahre sind wir als Nomaden über die Erde gezogen und Konflikten aus dem Weg gegangen. Wir haben keine Kriege geführt. Wir haben keine Konzentrationslager gebaut.
Aber was ist, wenn Hare ins Schwarze getroffen hat, wenn es um die letzten fünf Prozent unserer Geschichte geht, von dem Moment an, als wir in Siedlungen sesshaft wurden? Es kann doch kein Zufall sein, dass der erste archäologische Beweis für Kriegsführung ungefähr vor etwa 10000 Jahren auftauchte, genau in dem Zeitfenster, in dem wir Privateigentum und Landwirtschaft erfunden haben. Haben wir damals begonnen, auf eine Art und Weise zu leben, auf die unser Körper und unser Geist nicht vorbereitet waren?
Evolutionspsychologen sprechen auch von einem *«mismatch»* : einem Mangel an physischer oder mentaler Vorbereitung auf die moderne Zeit. Das bekannteste Beispiel hierfür ist Fettleibigkeit. Jäger und Sammler waren noch schlank und fit, aber weltweit gibt es mittlerweile mehr Menschen mit Übergewicht als Hungernde. Die Menschen stopfen Zucker, Fett und Salz in sich hinein, selbst wenn unser Körper längst keine Kalorien mehr benötigt.
Warum essen wir immer weiter? Unsere DNA glaubt, dass wir immer noch durch den Dschungel rennen. In prähistorischen Zeiten war es klug, sich vollzustopfen, sobald man auf einen Früchte tragenden Obstbaum stieß. [1] Das passierte schließlich nicht oft, und eine extra Fettschicht war eine Investition in die eigene Zukunft. Aber jetzt, in einer Welt mit billigem Fastfood, ist dieses zusätzliche Fett eher ein Anschlag darauf.
Sollten wir die schwärzesten Seiten unserer Geschichte auch so sehen? Als dramatisches «mismatch»? Ist ein solches Missverhältnis

der Grund, warum der *Homo puppy* heutzutage zu den grausamsten Dingen fähig ist? Wenn das stimmt, dann muss es in unserer Natur etwas geben, das auf fatale Weise auf die moderne, «zivilisierte» Welt reagiert. Eine Neigung, die Jahrtausende kaum Probleme bereitet hat, sich aber inzwischen eine Schattenseite zugelegt hat. Irgendetwas, aber was?

In den nächsten drei Kapiteln werde ich meine Suche fortsetzen. Ich stelle Ihnen einen jungen Amerikaner vor, der sich während des Zweiten Weltkriegs den Kopf zerbrochen hat, warum die Deutschen so hart weitergekämpft haben (10. Kapitel). Ich beschäftige mich mit der psychologischen Erforschung des Zynismus der Machthaber (11. Kapitel). Und schließlich stelle ich mir die ultimative Frage: Wie sieht eine Gesellschaft aus, die das «mismatch» erkennt und hinüberwechselt zu einem neuen, realistischen Menschenbild?

10. Kapitel
Wie Empathie uns blendet
1.
Morris Janowitz war 22 Jahre alt, als der Zweite Weltkrieg ausbrach. Ein Jahr später lag der Einberufungsbefehl der amerikanischen Armee auf seiner Fußmatte. Endlich. Morris brannte vor Ungeduld. Als Sohn zweier polnisch-jüdischer Flüchtlinge sehnte er sich nach der Uniform, nach der Möglichkeit, zum Kampf gegen die Nazis beizutragen. [1]
Morris hatte gerade sein Studium abgeschlossen. Schon in jungen Jahren hatte ihn die Sozialwissenschaft fasziniert, und nun hatte er sein Studium als einer der Jahrgangsbesten beendet. In der Armee würde ihm sein Wissen zugutekommen. Morris bekam keinen Helm und kein Gewehr in die Hand gedrückt, dafür jedoch Stift und Papier. Er begann in London für die Psychological Warfare Division zu arbeiten.
Im Hauptquartier, in der Nähe von Covent Garden, arbeitete Morris mit Dutzenden Topwissenschaftlern zusammen. Für viele von ihnen würde sich nach dem Krieg eine glanzvoll Karriere als Soziologe oder Psychologe eröffnen. Aber vorerst blieb keine Zeit für Zukunftsmusik. Die Wissenschaft musste ihren Beitrag leisten. Und zwar schnell.
Während im amerikanischen Los Alamos die gescheitesten Physiker an der ersten Atombombe arbeiteten und sich im englischen Landgut Bletchley Park die besten Mathematiker den Kopf über den deutschen Enigma-Code zerbrachen, mühten sich Morris und seine Kollegen mit einer noch schwierigeren Aufgabe ab.
Sie mussten die Psyche der Nazis ergründen.
Zu dieser Zeit, Anfang 1944, hielt ein Mysterium die Wissenschaftler in Atem. Warum kämpften die Deutschen so unerbittlich weiter? Warum warfen nicht viel mehr Soldaten das Handtuch?
Wer sich die Lage auf den Schlachtfeldern ansah, musste zu dem Schluss kommen, dass der Krieg eigentlich längst entschieden war. Die Deutschen waren stark in der Unterzahl. Im Osten rückten die Russen vor, und im Westen konnten die Alliierten jeden Moment an Land gehen. Möglicherweise, so überlegten sich die Alliierten, hatte der durchschnittliche deutsche Soldat keine Ahnung, wie schlimm es tatsächlich um die Wehrmacht stand. Oder vielleicht hatten sie

alle eine Gehirnwäsche hinter sich, um durchzuhalten bis zum letzten Atemzug.
Schon seit Beginn des Zweiten Weltkriegs waren die meisten Psychologen davon überzeugt, dass ein Faktor die Kampfkraft einer Armee am stärksten bestimmt: die Ideologie. Man denke an die Liebe zum Vaterland oder das Vertrauen in die eigene Partei. Die Soldaten, die am stärksten daran glauben, dass sie auf der richtigen Seite der Geschichte stehen und dass ihr Weltbild stimmig ist, genau die würden das Beste leisten.
Die Deutschen konnten, so sahen es die meisten Experten, einfach nur besessen sein. Das würde erklären, warum die Anzahl der Deserteure in ihrer Armee gegen null tendierte. Und es würde auch erklären, warum sie viel härter kämpften als die Briten und Amerikaner. Historiker fanden nach dem Krieg heraus, dass ein durchschnittlicher Wehrmachtssoldat 50 Prozent mehr Opfer tötete als ein alliierter Soldat. [2]
Eigentlich waren die deutschen Soldaten in fast allem besser. Ob sie angriffen oder sich verteidigten, ob sie Unterstützung aus der Luft bekamen oder nicht – es machte keinen Unterschied. «Es ist eine unbestreitbare Wahrheit», würde ein britischer Historiker später feststellen, «dass Hitlers Wehrmacht die beste Kampftruppe im Zweiten Weltkrieg war, eine der besten in der Geschichte.» [3]
Und die Moral ausgerechnet dieser Armee musste gebrochen werden. Morris und seine Kollegen wussten, dass sie groß denken mussten. Sehr groß. Auf Anraten der Psychological Warfare Division wurden Abermillionen Flugblätter über feindlichem Gebiet abgeworfen. Nach dem D-Day erreichte die alliierte Propaganda nicht weniger als 90 Prozent der deutschen Soldaten in der Normandie. In den zahlreichen Pamphleten wurde immer wieder betont, wie hoffnungslos die deutsche Position aussähe, wie gerecht der alliierte Kampf und wie verderbt der Nazismus war.
Ob diese Antipropaganda funktionierte? Morris Janowitz hatte keine Ahnung. Das war eine Frage, die man nicht vom Schreibtisch aus beantworten konnte. Zusammen mit einem Kollegen, dem Soziologen Edward Shils, beschloss er, einen umfangreichen Fragebogen zu erstellen, um die Wirkung der Pamphlete zu messen. Einige Monate lang übersiedelte Morris ins befreite Paris, wo er Hunderte von Kriegsgefangenen befragte.
Erst während dieser Gespräche begann es ihm zu dämmern: Sie waren auf der falschen Fährte.

Wochenlang befragte der junge Morris einen deutschen Kriegsgefangenen nach dem anderen. Er hörte immer wieder die gleichen Antworten. Nein, es lag nicht an der Anziehungskraft des Nazismus. Nein, sie glaubten nicht, dass sie gewinnen würden. Nein, sie waren keiner Gehirnwäsche unterzogen worden. Am Ende gäbe es einen viel einfacheren Grund, sagten sie, eine einfache Erklärung für die fast übermenschlichen Leistungen des deutschen Heeres.

Kameradschaft.

Freundschaft.

Die Hunderte Bäcker und Metzger, Lehrer und Klempner, all jene deutschen Männer, die sich mit Händen und Füßen gegen den Vormarsch der Alliierten wehrten, standen dafür ein. Schlussendlich kämpften sie nicht für ein Tausendjähriges Reich oder für noch mehr *Blut und Boden* , wie Morris erkannte. Am Ende kämpften sie für ihre Kameraden, die sie nicht im Stich lassen wollten.

«Der Nationalsozialismus beginnt zehn Meilen hinter der Front», höhnte einer der Kriegsgefangenen. [4] Die Kameradschaft hingegen wäre in jedem Bunker und Graben zu finden. Und die Generalität wusste das, fanden Historiker später heraus. [5] Die Generäle setzten alles daran, um diese Kameradschaften zu stärken. Sie zogen sogar ganze Divisionen zeitweilig zurück, um neuen Rekruten die Möglichkeit zu eröffnen, Freundschaften aufzubauen, ehe der Kampf fortgeführt wurde.

Es fällt nicht leicht, sich Kameradschaft in der Wehrmacht vorzustellen. Seit Jahrzehnten werden wir mit Hollywood-Filmen über amerikanisches Heldentum und deutschen Wahnsinn bombardiert. Dass unsere eigenen Jungs ihr Leben füreinander gegeben haben? Logisch. Dass zwischen ihnen ein unzerreißbares *«Band der Brüderschaft»* heranwuchs? Spricht für sich selbst. Aber dass das auch für die deutschen Horden gelten sollte? Oder viel schlimmer, dass diese Deutschen eine noch festere Kameradschaft verband? Und dass sie *deshalb* besser kämpften?

Einige Wahrheiten sind allzu schmerzlich. Es kann doch nicht sein, dass selbst jene Monster vom Guten im Menschen angetrieben wurden? Dass sie geradezu vor Mut und Loyalität, Treue und Begeisterung strotzten?

Aber genau das war es, was Morris Janowitz schlussfolgerte.

Bei den Männern der Psychological Warfare Division war der Groschen gefallen. Plötzlich verstanden sie, warum ihre Propaganda

kaum Wirkung zeigte. «Trotz des enormen Spielraums für ideologische Attacken auf die deutschen Führer», schrieben Morris Janowitz und Edward Shils über die Millionen von Flugblättern, die hinter der Front abgeworfen worden waren, «erwähnten nur fünf Prozent der Kriegsgefangenen überhaupt [solche Angriffe].» [6]
Die meisten Deutschen konnten sich nicht einmal daran *erinnern* , dass die Flugblätter den Nationalsozialismus kritisierten. Als die Ermittler einen deutschen Unteroffizier nach seinen politischen Ansichten befragten, brach der in Gelächter aus. «Wenn Sie mir eine solche Frage stellen, haben Sie ganz eindeutig keine Vorstellung davon, warum ein Soldat kämpft.» [7]
Taktik, Ausbildung und Ideologie – das alles ist wichtig für eine Armee, schlossen Morris und seine Kollegen daraus. Aber am Ende wird die Stärke einer Armee vor allem durch die kameradschaftlichen Beziehungen der Soldaten untereinander bestimmt. Kameradschaft ist *die* Waffe, mit der man Kriege gewinnt.
Kurz nach dem Krieg veröffentlichten die Wissenschaftler ihre Ergebnisse, worauf eine ganze Flut ähnlicher Studien folgte. Der ultimative Beweis kam 2001, als Historiker auf 150000 Seiten von US -Geheimdienstprotokollen stießen, die nach den Verhören von 4000 vernommenen deutschen Kriegsgefangenen in Fort Hunt, Washington, angefertigt worden waren. Diese Gespräche boten einen einzigartigen Einblick in die Welt des einfachen Wehrmachtssoldaten.
Die Deutschen verfügten, wie sich herausstellte, über eine Art «Kriegsethos». Loyalität, Kameradschaft und Opfergeist waren ihnen am wichtigsten, während Judenhass und ideologische Reinheit nur eine geringe Rolle spielten. «Wie die Abhörberichte von Fort Hunt zeigen», sagt ein deutscher Historiker, «spielte Ideologie im Bewusstsein der meisten Wehrmachtsangehörigen höchstens eine untergeordnete Rolle.» [8]
Das galt auch für die amerikanischen Soldaten während des Zweiten Weltkriegs. 1949 veröffentlichte ein Team von Soziologen eine umfangreiche Studie, für die eine halbe Million amerikanischer Kriegsveteranen befragt wurde. Auch für sie waren Idealismus oder Ideologie nicht die wichtigsten Motive. Ein amerikanischer Soldat kämpfte nicht aus Patriotismus, entdeckten die Wissenschaftler, und ein britischer Soldat dachte kaum an den demokratischen Rechtsstaat. Die Jungs kämpften nicht für ihr Vaterland, sie kämpften für ihre Kameraden. [9]

Diese gegenseitige Hingabe führte zu den seltsamsten Szenerien. Viele alliierte Soldaten weigerten sich, befördert zu werden, wenn das zur Folge hatte, in eine andere Einheit versetzt zu werden. Viele Verwundete und Kranke lehnten Urlaub ab, um nicht durch einen neuen Rekruten ersetzt zu werden. Einer flüchtete sogar aus dem Krankenhaus, um an die Front zurückzukehren.
«Wieder und wieder», bemerkte ein Soziologe überrascht, «stießen wir auf [Soldaten], die das eigene Interesse hintanstellten, weil sie fürchteten, die anderen Jungs im Stich zu lassen.» [10]
2.
Ich habe lange Zeit darüber nachgegrübelt.
Als Jugendlicher hatte ich den Zweiten Weltkrieg als eine Art *Herrn der Ringe* betrachtet, eine mitreißende Schlacht zwischen Helden und Monstern. Aber Morris Janowitz? Der gelangte zu einer ganz anderen Schlussfolgerung. Das Böse resultierte seiner Meinung nach nicht aus dem Sadismus verkommener Bösewichte, sondern aus der Verbundenheit tapferer Kämpfer. Der Zweite Weltkrieg war ein Kampf von Millionen gewöhnlicher Menschen, angetrieben vom Besten der menschlichen Natur – Freundschaft, Loyalität, Treue –, um so das größte Gemetzel in der Geschichte anzurichten.
Der Psychologe Roy Baumeister spricht denn auch von dem «Mythos des puren Bösen», der Fehlinterpretation, unsere Feinde seien bösartige Sadisten.
Das gilt sogar für Terroristen.
Auch sie gleichen uns, werden Experten nicht müde zu betonen. Natürlich ist es verführerisch anzunehmen, dass Menschen, die sich selbst in die Luft jagen, Monster sind. Psychologisch, biologisch, neurologisch – sie müssen einfach gestört sein. Sind es vielleicht Psychopathen, die nie eine Schule besucht haben, oder sind sie in bitterer Armut aufgewachsen? Etwas müsste doch erklären, warum sie sich so sehr vom durchschnittlichen Menschen unterscheiden.
Aber dann kommen die Soziologen, diese stoischen Datenfresser, die ihre Excel-Tabellen mit den Eigenschaften von Hunderten von Menschen füttern, die sich mit Sprengstoff in die Luft gejagt haben. Und dann stellt sich heraus, dass so etwas wie der durchschnittliche Terrorist nicht existiert. Terroristen sind mal hoch- und mal wenig gebildet, sie sind reich und arm, humorvoll und ernst, religiös und gottlos. Sie haben normalerweise keine psychischen Störungen. Auch mit Traumata aus ihrer Jugendzeit sind ihre Taten nicht zu erklären.

Nach ihrer schrecklichen Tat werden oft geschockte Nachbarn, Bekannte und Freunde des Täters befragt. Sie beschreiben den Terroristen in der Regel als «nett» oder «sympathisch». [1]
Wenn es eine Eigenschaft gibt, der Wissenschaftler bei Terroristen immer wieder begegnen: dass sie empfänglich sind. Empfänglich für die Meinungen anderer. Anfällig für Autoritäten. Sie gieren nach Anerkennung und wollen ihrer Familie und ihren Freunden Gutes tun. [2] «Attentäter töten nicht für eine Ideologie», merkt ein amerikanischer Anthropologe an. «Sie morden füreinander.» [3]
Nach Ansicht von Experten findet eine Radikalisierung selten aus eigenem Antrieb statt. Es ist etwas, was Freunde und die Liebsten gemeinsam tun. Viele terroristische Zellen sind buchstäblich ein «Bund von Brüdern». So waren beispielsweise vier Brüderpaare an den Anschlägen vom 11. September 2001 beteiligt. Die Attentäter des Boston-Marathons 2013 waren Brüder, genau wie Salah und Brahim Abdeslam, die 2015 in Paris ein Massaker anrichteten. [4]
Es ist nicht verwunderlich, dass Terroristen gemeinschaftlich vorgehen. Brutale Gewalt ist unheimlich. Politiker sprechen oft von einem «feigen Akt», aber in Wirklichkeit braucht es großen Mut und Durchsetzungsvermögen, um sich selbst im Kampf zu eliminieren. «Es ist einfacher, diesen Schritt zu wagen», merkt ein spanischer Terroristenexperte an, «wenn man es gemeinsam mit jemandem tut, dem man vertraut und den man liebt.» [5]
Nach einem Anschlag konzentrieren sich die Medien hauptsächlich auf die kranke Ideologie, die solche Terroristen antreibt. Und ja, Ideologie ist wichtig – ob nun in Nazideutschland oder an der Spitze terroristischer Organisationen. Die Führer von al-Qaida und dem Islamischen Staat (IS) waren von Kindesbeinen an einsam, während sie ein Buch nach dem anderen über den radikalen Islam verschlangen. Vor allem Osama bin Laden war ein Bücherwurm. [6]
Aber die Ideologie spielt für das Fußvolk nur eine überraschend kleine Rolle, wie alle Untersuchungen belegen. Man nehme die Tausende von Dschihadisten, die 2013 und 2014 nach Syrien gereist sind. Drei Viertel wurden von Freunden und Bekannten rekrutiert. Die meisten von ihnen verfügten, wie aus geleakten Antworten auf Fragebögen hervorgeht, kaum über Islam-Kenntnisse. [7] Einige wenige kauften sich schnell das Buch *Koran für Dummies.* Oder wie ein CIA -Offizier sagte: «Religion ist ein *afterthought* » [8] – die Religion ist nachrangig.
Wir müssen den Tatsachen ins Auge sehen: Diese jungen Männer

waren keine religiösen Wahnsinnigen. Sie waren Busenfreunde. Sie fühlten sich endlich als Teil von etwas Größerem. Jetzt erst hatte ihr Leben einen Sinn. Sie waren die Autoren ihres eigenen Epos geworden.
Und nein, das ist keine Entschuldigung für ihre Verbrechen. Es ist nur eine Erklärung.
3.
Im Herbst 1990 wurde an der Yale-Universität, wo Stanley Milgram 30 Jahre zuvor seine Schockmaschine aufgebaut hatte, das Infant Cognition Center eingerichtet. Gemeinhin wird es auch «Baby Lab» genannt. Wenn das in Ihren Ohren langweilig klingt, glauben Sie mir: Es gibt nur wenige Orte, an denen spannendere Experimente durchgeführt werden.
Die Fragen, die sich die Forscher dieses Labors stellen, lassen sich auf Hobbes und Rousseau zurückführen. Was ist angeboren? Was wurde anerzogen? Sind wir von Natur aus gut oder schlecht?
Eine der Babyerforscherinnen, Kiley Hamlin, veröffentlichte 2007 einen bahnbrechenden Artikel über den moralischen Kompass von Babys. Mit ihrem Team zeigte sie, dass Säuglinge ab einem Alter von sechs Monaten den Unterschied zwischen Gut und Böse kennen. Und noch besser: Sie bevorzugen das Gute. [1]
Nun fragen Sie sich vielleicht, woher Hamlin das so sicher weiß. Babys können ja fast nichts. Eine Maus kann zumindest durch ein Labyrinth flitzen, aber Babys? Eines können sie sehr wohl: zuschauen. Und deshalb beschlossen die Forscher, für die Testbabys (sechs und zehn Monate alt) ein Schauspiel nach dem anderen aufzuführen. Zum Beispiel haben sie untersucht, nach welcher Puppe sie greifen, wenn ein Puppenspiel gezeigt wurde, bei dem eine Figur kooperativ und eine andere ein Frechdachs war.
Und ja, der Hilfsbereite war immer der Favorit. «Das war kein subtiler statistischer Trend», schrieb einer der Forscher später, «nahezu alle Babys griffen nach dem Guten.» [2] Jahrhundertelang war darüber spekuliert worden, wie Babys die Welt sehen, und jetzt gab es zaghafte Beweise für eine angeborene Moral. Der *Homo puppy* ist kein unbeschriebenes Blatt. Bereits in der Wiege geben wir dem Guten den Vorzug, es liegt in unserer Natur.
Ich stieg tiefer in die Babyforschung ein. Und das sollte mich bald ziemlich ernüchtern.
Es steckt nämlich noch etwas anderes in uns. Einige Jahre später entwickelte das Hamlin-Team eine Variante des ersten Experiments.

[3] Diesmal wurden den Babys zwei Arten von Frühstücksflocken vorgesetzt, Cheerios und Cracker. Die Babys durften wählen, welche Marke sie leckerer fanden. Dann wurden ihnen zwei Puppen gezeigt: eine, die Cheerios mochte, und eine, die Cracker vorzog. Die große Frage: Nach welcher Puppe würden die Babys greifen?
Die Antwort: Die Babys entschieden sich meist für die Puppe mit dem gleichen Geschmack. Und dabei blieb es nicht. Diese Vorliebe blieb auch dann bestehen, wenn die Babys ein Stück sahen, in dem sich die Puppe mit dem gleichen Geschmack als Frechdachs und die andere Puppe als gute Haut herausstellte. «Worauf wir immer wieder mit der Nase gestoßen wurden», sagte ein Kollege von Hamlin, «ist, dass Babys das gemeine Individuum [mit dem gleichen Geschmack] dem [netten] Individuum mit einer anderen Meinung vorzogen.» [4]
Wie deprimierend darf's denn noch werden?
Babys haben bereits, bevor sie sprechen können, eine Abneigung gegen das Unbekannte. In Dutzenden von Experimenten haben die Forscher des *Baby Lab* nachgewiesen, dass Babys keine fremden Gesichter, seltsamen Gerüche, Fremdsprachen und seltsamen Akzente mögen. Es scheint, dass wir als Xenophoben geboren werden. [5]
Daraufhin fragte ich mich: Könnte das unser fatales «mismatch» sein? Könnte es sein, dass unser Instinkt des Fremdelns für den größten Teil unserer Geschichte kein Problem darstellte, aber jetzt gerade eben doch? Immerhin lebten wir mehr als 95 Prozent unserer Zeit auf der Erde als nomadische Jäger und Sammler. Wenn wir einen Fremden trafen, konnten wir ein Schwätzchen halten. Wir hatten einen Namen und ein Gesicht vor uns.
Heute verhält sich das völlig anders. Heute sind wir in anonymen Städten von Millionen von Fremden umringt. Wir lernen den anderen jetzt hauptsächlich durch die Medien kennen, und Journalisten neigen dazu, die Schlechten in den Fokus zu rücken. Ist es da wirklich überraschend, dass wir Fremden gegenüber so viel misstrauischer geworden sind? Hat sich unsere Abneigung gegen das Unbekannte manchmal in Schießpulver verwandelt?
Dieser ersten Studie von Kiley Hamlin zum moralischen Kompass von Babys sind viele weitere gefolgt. Es ist ein faszinierendes Forschungsfeld, das noch in den, ähm, Kinderschuhen steckt. Das Problem bei dieser Art von Untersuchungen ist, dass Babys leicht abzulenken sind. Das macht es so schwierig, verlässliche

Experimente zu entwerfen. [6]
Glücklicherweise sind die Menschen eineinhalb Jahre nach ihrer Geburt ein ganzes Stück klüger und daher leichter zu studieren. Nehmen wir die Arbeit des deutschen Psychologen Felix Warneken. Als er als Student vorschlug zu untersuchen, wie hilfsbereit Kleinkinder sind, wollten seine Vorgesetzten nichts davon wissen. Kleinkinder seien kleine Egoisten, lautete der Konsens zu Beginn des 21. Jahrhunderts. Und was wusste Warneken schon davon? Er war ja noch nicht einmal promoviert. [7]
Doch der junge Wissenschaftler ließ sich davon nicht abschrecken. Er stellte eine Reihe von Experimenten auf, die seither auf der ganzen Welt wiederholt wurden und immer zum gleichen Ergebnis führten: Kinder im Alter von nur anderthalb Jahren wollen nichts lieber, als anderen zu helfen. Selbst wenn man sie in einem Bällebad herumspringen lässt, werden sie liebenswürdig ihr Spiel unterbrechen, um einem Fremden zu Hilfe zu eilen. [8] Sie wollen nicht einmal eine Belohnung dafür. [9]
Jetzt die schlechte Nachricht: Nach meinem Studium der herzerwärmenden Erkenntnisse von Felix Warneken stieß ich auf eine Menge Untersuchungen mit einem traurigen Fazit. Man kann Kinder durchaus gegeneinander ausspielen.
Das geht bereits aus den Archiven des Robbers-Cave-Experiments von Muzafer Sherif hervor (siehe 7. Kapitel). Und es war ebenfalls die Erkenntnis bei einem berüchtigten Experiment aus den 1960er Jahren, das am Tag nach dem Mord an Martin Luther King begann. Am 5. April 1968 beschloss die Lehrerin Jane Elliott, 28 Kindern im Alter von etwa acht Jahren in einer kleinen Schule in Riceville, Iowa, praktischen Unterricht in Sachen Rassismus zu erteilen. «Kinder mit braunen Augen sind bessere Menschen», damit begann sie. «Sie sind schöner und klüger.» Elliott schrieb das Wort MELANIN in Großbuchstaben an die Tafel. Melanin, sagte sie, ist die Substanz, die Menschen intelligent macht. Kinder mit dunklen Augen hätten mehr davon und seien daher klüger. Kinder mit blauen Augen, fuhr Elliott fort, «sitzen nur herum und tun nichts». [10]
Schnell begannen sich die Braunäugigen herablassend gegenüber den Blauäugigen zu betragen, die ihrerseits ihr Selbstvertrauen verloren. Einem sonst pfiffigen Mädchen begannen im Matheunterricht Fehler zu unterlaufen. In der Pause kamen drei Freundinnen mit braunen Augen auf sie zu. «Du musst dich

entschuldigen, weil du uns im Wege bist, denn wir sind besser», sagte eines von ihnen. Das Mädchen konnte sich gar nicht schnell genug entschuldigen. [11]

Als Elliott ein paar Wochen später in der *Tonight Show Starring Johnny Carson* (damals eine beliebte Talkshow) zu Gast war, reagierte das weiße Amerika aufgebracht. «Wie können Sie es wagen, dieses grausame Experiment an weißen Kindern durchzuführen?», schrieb ein wütender Zuschauer. «Schwarze Kinder sind ein solches Verhalten gewohnt, aber weiße Kinder können so etwas unmöglich begreifen. Es ist grausam gegenüber weißen Kindern, und es wird ihnen großen psychischen Schaden zufügen.» [12]

Jane Elliott sollte ihr ganzes Leben lang gegen diese Form von Rassismus kämpfen. Es ist wichtig, sich zu vergegenwärtigen, dass sie kein wissenschaftliches Experiment durchgeführt hatte. Außerdem hatte sie alles getan, um die Kinder in ihrer Klasse gegeneinander auszuspielen. Die Blauäugigen mussten hinten sitzen, bekamen weniger Pause und durften nicht mit den Braunäugigen spielen.

Die Frage lautet: Was würde passieren, wenn man Kinder in Gruppen aufteilt, aber sonst nicht weiter manipuliert? Im Herbst 2003 ging ein Team von Psychologen mit dieser Aufgabenstellung an die Arbeit. Sie wählten zwei Kindertagesstätten in Texas aus. Ihre Bitte: ob sie allen Kindern im Alter von drei bis fünf Jahren ein blaues oder rotes Shirt anziehen dürften.

Das Experiment dauerte nur drei Wochen, aber das reichte aus. [13] Solange die Erwachsenen nicht auf die Farben achteten, interessierten sich auch die Kinder nicht dafür. Aber das änderte nichts an der Tatsache, dass sie ein Gruppengefühl entwickelten. In Gesprächen mit den Wissenschaftlern behaupteten die Kinder, dass ihre eigene Farbe «schlauer» und «besser» wäre. Und wenn in einer Variante des Experiments von den Erwachsenen dann noch die Unterschiede hervorgehoben wurden («Guten Morgen, ihr Blauen und ihr Roten!»), war der Effekt noch stärker.

In einer späteren Studie erhielten fünfjährige Kinder ebenfalls ein rotes oder blaues Shirt. Danach wurden ihnen Bilder von anderen Kindern vorgelegt. Einige von ihnen trugen ein rotes, andere ein blaues Shirt. Und obwohl die Testkinder auf den Fotos nichts von ihren Altersgenossen wussten, standen sie doch den Kindern mit der anderen Farbe negativer gegenüber. Ihre Wahrnehmung war «durch

die bloße Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe stark gestört», schrieben die Forscher, «ein Befund mit beunruhigenden Implikationen». [14]

Die erbarmungslose Lehre ist, dass Kleinkinder nicht farbenblind sind. Sie reagieren empfindlicher auf Unterschiede, als es die meisten Erwachsenen wahrhaben wollen. Auch wenn wir so tun, als ob alle gleich wären und Unterschiede in Hautfarbe, Aussehen und Reichtum nicht existierten, Kinder erkennen den Unterschied sehr wohl. Wir werden mit einem tribalistischen Knopf geboren. Er muss nur noch gedrückt werden.

4.

Als ich über die gespaltene Natur von Babys und Kleinkindern las – nett, aber mit fremdenfeindlichen Tendenzen –, erinnerte mich das an das sogenannte Kuschelhormon Oxytocin. Dieses Zeug wurde in hohen Konzentrationen bei den süßen Füchschen von Ludmila Trut in Sibirien gefunden (siehe 3. Kapitel). Inzwischen wissen wir, dass dieses Hormon eine entscheidende Rolle für Freundschaften und in der Liebe spielt, uns aber eben auch misstrauisch gegenüber Fremden machen kann.

Könnte Oxytocin die Erklärung liefern, warum gute Menschen schlechte Dinge tun? Verabscheuen wir andere Menschen eher, wenn wir uns stärker mit unserer eigenen Gruppe verbunden fühlen? Und könnte die Freundlichkeit, mit der der *Homo puppy* die Welt eroberte, sogar der Nährboden für unsere größten Verbrechen sein? [1]

Anfänglich hielt ich wenig von diesem Denkansatz. Schließlich besitzt der Mensch doch noch einen weiteren wunderbaren Instinkt, der in unserer Puppy-Natur verankert ist. Empathie. Mit anderen Worten: Wir können aus unserer Blase heraussteigen und uns in einen anderen hineinversetzen. Wir sind so verkabelt, dass wir auf emotionaler Ebene spüren können, wie es ist, der Fremde zu sein. Und wir sind sogar gut darin. Menschen sind emotionale Staubsauger. Man denke nur an Bücher oder Filme und wie leicht sie bei uns Emotionen wecken können. Ich habe vor allem Probleme damit, im Flugzeug einen traurigen Film zu schauen. (Ich muss diesen Film regelmäßig stoppen, um zu verhindern, dass mich ein Mitreisender trösten muss.) [2]

Lange Zeit habe ich gedacht, dass dieser besondere Instinkt, das Leiden anderer Menschen mitzuempfinden, Menschen wieder zueinanderbringen könnte. Das Einzige, was dazu nötig wäre, so

lautete meine Überzeugung, wäre noch mehr Empathie.
Aber dann las ich ein neues Buch von einem dieser Babyforscher. Wenn die Leute Professor Bloom fragen, worum es in seinem Buch geht, antwortet er:
«Es geht um Empathie.»
Dann wird gelächelt und genickt, bis er hinzufügt: «Das lehne ich ab.» [3]
Paul Bloom ist todernst. Nach Ansicht des Psychologen ist Empathie keine warme Sonne, die die Welt erhellt. Empathie ist ein Tiefstrahler. Ein Suchscheinwerfer. Er ist auf eine bestimmte Person oder eine einzelne Gruppe aus der eigenen Umgebung gerichtet. Während man die Emotionen des Einzelnen aufsaugt, verschwindet der Rest der Welt im Hintergrund.
Nehmen wir die nächste Studie. Ein Kollege von Bloom erzählte einer Reihe von Testpersonen eine traurige Geschichte: Sheri Summers, ein zehnjähriges Mädchen, leidet an einer tödlichen Krankheit. Sie steht auf der Warteliste für eine Behandlung, die ihr Leben retten könnte, aber natürlich, die Uhr tickt. Der Forscher erklärte den Teilnehmern, dass sie sie auf einen besseren Listenplatz hieven könnten, bat sie aber gleichzeitig, so objektiv wie möglich zu urteilen.
Und dann? Die meisten von ihnen dachten nicht daran, sie zu bevorzugen. Die Testpersonen hatten sehr gut verstanden, dass auch noch andere kranke Kinder auf der Warteliste standen.
Und dann gab es Streit. Eine zweite Gruppe von Testpersonen wurde gebeten, sich vorzustellen, wie Sheri sich fühlen müsste. Ob es nicht herzzerreißend sei, so ein kleines Mädchen, und so krank? Nur ein bisschen Empathie würde ausreichen. Plötzlich wollte die Mehrheit ihr den Vorzug geben. Aber bedenken Sie: Es war eine ziemlich zweifelhafte Entscheidung. Schließlich konnte das Schlaglicht auf Sheri für andere Kinder den Tod bedeuten, die wohlgemerkt länger gewartet hatten. [4]
Jetzt denken Sie vielleicht: «Genau! Und deshalb brauchen wir noch mehr Empathie.» Wir müssen nicht nur mit Sheri mitfühlen, sondern auch mit allen Kindern auf allen Wartelisten der ganzen Welt. Mehr Emotionen, mehr Gefühl, mehr Empathie!
Aber das ist unmöglich. So funktioniert ein Suchscheinwerfer nicht. Probieren Sie es aus: Versetzen Sie sich in die Lage *einer* Person. Und dann von hundert. Und dann von einer Million. Und dann von sieben Milliarden.

Unmöglich.
In Wirklichkeit ist Empathie ein hoffnungslos eingeschränktes Gefühl, so Professor Bloom.
Empathie empfinden wir vor allem für Menschen, die uns nahestehen. Menschen, die wir riechen, sehen, hören und fühlen können. Für unsere Familie und Freunde, für die Obdachlosen vor unserem eigenen Supermarkt und die Fans unserer Lieblings-Rockband. Für süße *Puppys* , die wir streicheln und drücken können, während wir Tiere essen, die, vor unserem Blick verborgen, gequält wurden. Für Menschen, die wir im Fernsehen sehen, besonders wenn die Kamera an sie heranzoomt, und unterlegt mit einem traurigen Musikstück.
Als ich das Buch von Bloom las, dämmerte mir, was der Empathie ähnelt. Die Nachrichten. Bereits im 1. Kapitel habe ich gezeigt, dass die Nachrichten ebenfalls wie ein Scheinwerfer funktionieren. Und wie Empathie täuschen. Indem sie auf den Einzelnen heranzoomen, täuschen die Nachrichten, indem sie sich vor allem auf die Ausnahme fokussieren (Unfall! Anschlag! Krieg!).
Eines ist sicher: Wer sich nach einer besseren Welt sehnt, kommt mit ein bisschen Empathie nicht weit. Schlimmer noch: Empathie kann der Vergebung im Wege stehen, denn Menschen, die sich stärker in die Opfer einfühlen, verallgemeinern auch ihre Feinde stärker. [5] Der Mechanismus ist immer derselbe: Wir setzen unsere Lieben ins rechte Licht und werden blind für die Perspektive unserer Gegner, die außerhalb unseres Blickfeldes stehen. [6]
Das ist der Mechanismus, von dem Brian Hare, der Puppy-Experte, gesprochen hat. Der Mechanismus, der uns in die netteste und grausamste Spezies auf dem Planeten verwandelt hat. Es ist eine unbequeme Wahrheit: Empathie und Fremdenfeindlichkeit sind zwei Seiten derselben Medaille.
5.
Warum tun gute Menschen also böse Dinge?
Ich denke, wir können jetzt den Anfang einer Antwort formulieren. Die Soldaten der Wehrmacht kämpften in erster Linie füreinander. Die meisten von ihnen wurden nicht von Blutgier oder Sadismus angetrieben, sondern in erster Linie von Kameradschaft.
Es hat sich weiterhin herausgestellt, dass es Soldaten schwerfällt, zu töten. Im 4. Kapitel habe ich über Colonel Marshall geschrieben, der herausfand, dass die meisten Soldaten nicht schossen. Der britische Schriftsteller George Orwell merkte genau das Gleiche an und

schöpfte dabei aus eigenen Erfahrungen. Während des Spanischen Bürgerkriegs wurde er von Empathie überwältigt:

Im gleichen Augenblick sprang ein Mann aus dem Graben […]. Er war nur halb angezogen und hielt im Laufen seine Hose mit beiden Händen fest. Ich schoss nicht auf ihn. […] Ich war nach Spanien gekommen, um auf «Faschisten» zu schießen, aber ein Mann, der seine Hose festhalten musste, war kein «Faschist», sondern offensichtlich ein Mitmensch, mir gleich, und mir war nicht danach, auf ihn zu schießen. [1]

Die Beobachtungen von Marshall und Orwell zeigen, dass Menschen Schwierigkeiten mit Gewalt gegen Menschen haben, die ihnen nahe kommen. Da ist etwas in unserer Natur, das uns zurückhält. Etwas, weshalb wir den Abzug nicht betätigen können.

Eines ist noch schwieriger als Schießen, haben Militärhistoriker herausgefunden. Ich rede vom Erstechen. Bei den Schlachten in Waterloo (1815) und an der Somme (1916) geht weniger als ein Prozent der Wunden auf ein Bajonett zurück. [2] Das bedeutet, dass die Tausende Bajonette, die in Hunderten von Museen ausgestellt sind, *kaum jemals gebraucht wurden.* Meist, stellt ein Historiker fest, «erinnerte sich eine der beiden Parteien an ein wichtiges Treffen anderswo, ehe die Bajonette gekreuzt wurden». [3]

Auch hier wurden wir jahrzehntelang von der Fernseh- und Filmindustrie irregeführt. Serien wie *Game of Thrones* und Filme wie *Star Wars* erwecken den Eindruck, es sei kinderleicht, einen Menschen mit einem Schwert zu erstechen. In Wirklichkeit ist es psychisch fast unmöglich, den Körper eines Mitmenschen zu durchbohren.

Wie also kommt es, dass in den Kriegen der letzten 10000 Jahre Hunderte Millionen Menschen ums Leben kamen? Woran sind all diese Menschen gestorben? Um diese Frage zu beantworten, sollten wir eine forensische Untersuchung der Opfer durchführen, die in den Kriegen der letzten 10000 Jahre gestorben sind. Sehen wir uns zum Beispiel die Todesursachen britischer Soldaten während des Zweiten Weltkriegs näher an: [4]

Sonstiges: 1 Prozent
Chemie: 2 Prozent
Explosion und Verletzung durch Druckwelle: 2 Prozent
Landmine und Sprengfalle: 10 Prozent
Kugeln, Panzerabwehrmunition: 10 Prozent
Mörser, Granate, Luftbombe, Splitter: 75 Prozent

Sehen Sie die Übereinstimmungen bei diesen Todesursachen? Wenn diese Opfer etwas gemeinsam haben, dann, dass sie aus der Ferne ausgeschaltet wurden. Die überwiegende Mehrheit der Soldaten wurde von jemandem getötet, der einen Knopf drückte, eine Bombe abwarf oder eine Mine gelegt hatte. Von jemandem, der ihnen nie ins Auge geblickt hatte, auch nicht, wenn sie halbnackt waren und noch ihre Hosen hochzogen.

Normalerweise tötet man nicht aus der Nähe, sondern aus der Entfernung. Wir können die Entwicklung der militärischen Technologie sogar als einen Prozess ansehen, in dem sich Feinde immer weiter voneinander entfernen. Von Knüppeln und Messern hin zu Pfeil und Bogen. Von Musketen und Kanonen zu Bomben und Granaten.

Im Laufe der Geschichte hat das Kriegsmaterial zu einer immer besseren Lösung des Hauptproblems eines jeden Krieges beigetragen: der urmenschlichen Abneigung gegen Gewalt. Es ist fast unmöglich, jemandem in die Augen zu schauen und ihn zu erschießen. So, wie die meisten von uns Vegetarier werden wollen, wenn wir selbst einmal eine Kuh schlachten mussten, so kommen fast alle Soldaten in Gewissensnöte, sobald ihnen der Feind zu nahe kommt.

Kriege werden denn traditionell auch dadurch gewonnen, dass so viele Menschen wie möglich aus gehörigem Abstand schießen. [5] Das taten die Engländer, als sie die Franzosen in Crécy und Azincourt während des Hundertjährigen Krieges (1337–1453) besiegten. Das taten die *conquistadores* , als sie Amerika im 15. und 16. Jahrhundert eroberten. Das ist es, was die Vereinigten Staaten heute tun, mit einer Armee von Drohnen.

Neben Langstreckenwaffen suchen Armeen auch nach Möglichkeiten, die *psychologische* Distanz zum Feind zu vergrößern. Wenn man andere entmenschlicht, zum Beispiel indem man sie als Kakerlaken darstellt, wird es einfacher, sie unmenschlich zu behandeln.

Man kann auch die eigenen Soldaten mit Drogen vollpumpen, um ihre natürliche Empathie und ihre Abneigung gegen Gewalt zu dämpfen. Von Troja bis Waterloo, von Korea bis Vietnam: Kriege wurden selten nüchtern geführt. Paris wäre wahrscheinlich nicht gefallen, wenn die Deutschen 1940 nicht 35 Millionen Methamphetamin-Tabletten genommen hätten (auch bekannt als *Crystal Meth* , eine Droge, die extrem aggressiv machen kann). [6]

Armeen können ihre Truppen sogar «konditionieren». Das tat die amerikanische Armee nach dem Zweiten Weltkrieg auf Anraten von niemand anderem als Colonel Marshall. Rekruten für den Vietnamkrieg wurden in Bootcamps gesteckt, in denen nicht allein ihre Kameradschaft, sondern auch brutalste Gewalt verherrlicht wurde. Sie mussten «KILL ! KILL ! KILL !» schreien, bis sie heiser waren. Veteranen aus dem Zweiten Weltkrieg (von denen die meisten nie gelernt hatten zu töten) waren schockiert, als sie Bilder von dieser Art von Ausbildung sahen. [7]

Heutzutage zielen Soldaten während ihrer Ausbildung nicht mehr auf einfache Schießscheiben. Sie lernen, instinktiv auf realistische, menschliche Ziele zu schießen. Das Schießen wird dabei zu einem Automatismus, einer Art Pawlow'schem Reflex, etwas, worüber man nicht mehr nachdenken muss. Und Scharfschützen erhalten eine noch intensivere Ausbildung. Eine bewährte Trainingsmethode ist es, eine Reihe von immer schrecklicheren Filmen zu zeigen, während der Rekrut angeschnallt ist und ein spezielles Gerät die Augen offen hält. [8]

So wird die natürliche Abneigung gegen Gewalt, die tief in uns drinsteckt, ausgemerzt. *«Manufactured contempt»* , nannte es einst ein amerikanischer Veteran. Künstliche Abneigung. [9]

Und diese Konditionierung funktioniert. Wenn eine Armee dieser neuen Art gegen eine Armee der alten Art kämpft, verliert letztere immer. Nehmen wir den Falklandkrieg (1982). Die Argentinier waren schwer in der Überzahl, hatten aber nur eine herkömmliche Ausbildung. Sie hatten keine Chance gegen die britischen Schießmaschinen. [10] Kameradschaft ist für moderne Armeen denn auch viel unwichtiger geworden.

Auch die Amerikaner haben es geschafft, ihre Feuerquote (die Anzahl der feuernden Soldaten) zu erhöhen. Während des Koreakrieges stieg sie auf 55 Prozent und während des Vietnamkrieges auf 95 Prozent. Aber dafür wurde ein hoher Preis entrichtet. Wenn man Millionen junger Menschen während ihrer Ausbildung einer Gehirnwäsche unterzieht, darf man nicht überrascht sein, wenn viele von ihnen mit einem Trauma zurückkehren. Genau das ist nach Vietnam passiert. Die Zahl der Veteranen mit posttraumatischer Belastungsstörung (PTBS) explodierte. [11]

Zahlreiche Soldaten hatten nicht nur einen anderen getötet, auch in ihnen war etwas gestorben.

Schließlich gibt es nur eine Gruppe, für die es einfach ist, sich vom Feind fernzuhalten.

Das ist die Führungsriege. Die Generäle von Armeen und terroristischen Organisationen müssen nicht viel tun, um ihre Empathie für den Gegner zu unterdrücken. Sie erteilen ihre Befehle immer aus sicherer Distanz.

Das Faszinierende ist: Soldaten sind meist gewöhnliche Menschen, was aber nicht für ihre Anführer gilt. Terrorismusspezialisten und Historiker weisen immer wieder darauf hin, dass die Menschen an der Spitze ein gänzlich anderes Profil besitzen. Kriegsverbrecher wie Adolf Hitler und Joseph Goebbels waren eindeutige Beispiele für machthungrige und paranoide Narzissten. [12] Die Anführer von al-Qaida und IS sind genauso manipulativ und egozentrisch. Auch sie haben wenig Empathie und zweifeln selten. [13]

Hier stoßen wir auf das nächste Mysterium. Wenn der *Homo puppy* von Natur aus ein so freundliches Wesen ist, wie ist es dann möglich, dass Egoisten und Raffkes, Narzissten und Soziopathen so oft ganz nach oben gelangen? Wie ist es möglich, dass sich Menschenwesen, die vor Scham erröten – als einzige Spezies im Tierreich –, von Gestalten leiten lassen, die völlig schamlos sind?

11. Kapitel
Wie Macht korrumpiert
1.
Will man über Macht schreiben, kommt man um einen Namen nicht herum. Er fiel bereits im 3. Kapitel, als ich über die Theorie sprach, dass Menschen lügen und betrügen, wenn sie etwas erreichen wollen.
Machiavelli.
Im Winter 1513, nach wieder mal einem langen Abend in der Kneipe, begann dieser mittellose Beamte mit einem Pamphlet, das er selbst für «ein wenig verrückt» hielt. [1] Er nannte es *Il Principe* (Der Fürst). Es sollte zu einem der einflussreichsten Werke der westlichen Geschichte werden.
Il Principe landete auf den Nachttischen von Kaiser Karl V ., König Ludwig XIV . und Generalsekretär Stalin. Der mächtige Kanzler Otto von Bismarck besaß eine Ausgabe, genau wie Churchill, Mussolini und Hitler. Selbst in der Kutsche Napoleons wurde, kurz nachdem er bei Waterloo geschlagen worden war, ein Exemplar gefunden.
Die Philosophie von Niccolò Machiavelli ist denn auch sofort umsetzbar. Wer Macht will, schrieb er, müsse sie ergreifen. Man müsse schamlos sein. Keine Prinzipien, keine Moral. Der Zweck heilige die Mittel. Wenn man nicht für sich selbst eintritt, walzen andere über einen hinweg.
«[M]an kann von den Menschen insgeheim sagen», schrieb Machiavelli, «dass sie undankbar, wankelmütig, falsch, feig in Gefahren und gewinnsüchtig sind.» [2] Ist jemand nett zu einem? Man lasse sich nicht täuschen. Es ist Heuchelei. «Menschen tun niemals etwas Gutes, wenn sie nicht dazu gezwungen sind.» [3]
Das Buch von Machiavelli wird oft als «realistisch» bezeichnet. Wer es lesen möchte, findet es noch immer in der Buchhandlung bei den Bestsellern. Oder lesen Sie eines der vielen Selbsthilfebücher, die Machiavelli gewidmet sind, wie *Machiavelli für Manager* und *Machiavelli für Mütter.* Es gibt unendlich viele Theaterstücke, Filme und Serien, die auf seinen Ideen basieren. *Der Pate* , *House of Cards* , *Game of Thrones* : eigentlich alles Fußnoten zum Werk dieses alten Italieners.
Damit liegt die Frage auf der Hand: Stimmt die philosophische Theorie Machiavellis? Müssen Menschen schamlos lügen und betrügen, um an die Macht zu gelangen und sie zu behalten? Was

sagt die moderne Wissenschaft dazu?
Professor Dacher Keltner ist der Experte für angewandten Machiavellismus. Bereits zu Beginn der 1990er Jahre faszinierte ihn die Psychologie der Macht. Er fand damals zwei Dinge heraus. Erstens: Fast jeder glaubt, dass Machiavelli recht hat. Zweitens: Es gibt kaum wissenschaftliche Untersuchungen zu seiner Theorie. Also beschloss Keltner, den Anfang zu machen. Für seine Studien nutzte er eine Reihe von Studentenwohnheimen und Camps, wo sich Leute darüber in die Haare kriegen konnten, wer das Sagen haben sollte. Der Psychologe nannte es seine «Naturzustand»-Experimente. Genau an diesen Orten – wo Menschen einander zum ersten Mal begegneten – hoffte er, die zeitlose Weisheit von Machiavelli untersuchen zu können.
Seine Erwartungen wurden enttäuscht. Wer sich in einem Sommercamp verhält, wie es *Il Principe* vorschreibt, wird nur mit schiefen Blicken bedacht, stellte Keltner fest. Es ist wie in prähistorischen Zeiten: In Mini-Gesellschaften ist Arroganz von Übel. Die Leute halten den Betreffenden für einen Idioten und schließen ihn aus. Laut Keltner sind es die freundlichsten und empathischen Menschen, die sich als Anführer herausbilden. [4] *Survival of the friendliest.*
Nun mögen Sie vielleicht denken: Schicken Sie den Professor mal in meinem Büro vorbei. Wenn er meinen Chef trifft, ist er schnell von seiner naiven Theorie über sympathische Führer erlöst.
Aber Moment bitte, ich habe noch nicht die ganze Geschichte erzählt. Keltner hat auch die Wirkung von Macht erforscht, *wenn man sie einmal errungen hat.* Und da kam er zu ganz anderen Schlussfolgerungen. Die vielleicht phantasievollste Studie ist nach dem Krümelmonster aus der *Sesamstraße* benannt. [5] 1998 luden Keltner und sein Team Gruppen von je drei Personen in ihr Labor. Einer der Teilnehmer wurde als Anführer ausgelost, danach machte sich die Gruppe an eine elend langweilige Aufgabe.
Und dann passierte es: Während sie arbeiteten, wurden den Teilnehmern fünf Kekse gereicht. Jede Gruppe ließ einen Keks (ein eisernes Gesetz des Anstands) übrig, aber der vierte Keks verschwand in aller Regel im Mund des Anführers. Und das war noch nicht alles. Einer von Keltners Doktoranden registrierte, dass die Anführer auch nachlässiger zu essen schienen. Bei einer Videoanalyse stellte sich heraus, dass die Krümelmonster häufiger mit offenem Mund aßen, lauter schmatzten und mehr Krümel auf

den Pullover fallen ließen.
Vielleicht denken Sie jetzt an Ihren Chef?
Man kann solche verrückten Tests *cum grano salis* nehmen, aber in den letzten Jahren wurden weltweit Dutzende solcher Experimente durchgeführt. [6] Das Team von Keltner untersuchte zum Beispiel auch den psychologischen Effekt eines teuren Autos. Die ersten Probanden fuhren in einem klapprigen Mitsubishi oder Ford Pinto auf einen Zebrastreifen zu, den nur ein Fußgänger überqueren wollte. Sie alle hielten brav an.
Aber dann wurden die Teilnehmer in einen teuren Mercedes gesetzt, und ja, nicht weniger als 45 Prozent der Fahrer fuhren einfach durch. Je teurer das Auto, desto ungehobelter das Fahrverhalten. [7] «Autofahrer in einem BMW waren die schlimmsten», sagte ein Kollege von Keltner gegenüber der *New York Times*. [8] (Diese Studie wurde seitdem zweimal mit den gleichen Ergebnissen wiederholt.) [9]
Nach einer Weile ging Keltner auf, woran ihn das Verhalten seiner Testpersonen erinnerte. *Acquired sociopathy* ist der medizinische Fachbegriff. Psychologen sind schon seit dem 19. Jahrhundert mit dieser nicht erblichen Form der antisozialen Persönlichkeitsstörung vertraut. Jemand bekommt einen Schlag auf den Kopf, und wichtige Teile des Gehirns werden beschädigt. Solche Unfälle können die nettesten Menschen in machiavellistische Drecksäcke verwandeln.
Man ahnt es schon: Mächtige Menschen haben die gleichen Neigungen. [10] Sie verhalten sich so, als hätten sie einen Hirnschaden erlitten. Im wörtlichen Sinne. Sie sind impulsiver, egoistischer, rücksichtsloser, arroganter, narzisstischer und grobschlächtiger als der Durchschnitt. Sie gehen öfter fremd, hören weniger gut zu und nehmen seltener die Perspektive eines anderen ein. Sie sind schamloser und zeigen selten den ganz spezifischen Gesichtsausdruck, der die Menschen im Tierreich einzigartig macht. Sie erröten nicht.
Macht scheint wie eine Art Anästhetikum zu wirken, das den Betreffenden von anderen abgrenzt. 2014 setzten drei amerikanische Neurologen sowohl mächtige als auch weniger mächtige Menschen unter eine «transkranielle magnetische Stimulationsmaschine», ein schwieriges Wort für ein Gerät, das Gehirnfunktionen testet. Sie entdeckten, dass Machtgefühle einen mentalen Prozess stören, den Wissenschaftler auch als «Spiegelung» bezeichnen, einen Prozess, der eine wichtige Rolle bei der Empathie

spielt. [11]
Normalerweise ist der Mensch ein sich durch und durch spiegelndes Wesen. Wenn jemand lacht, lachen wir ebenfalls. Wenn jemand gähnt, gähnen wir mit. Aber die Mächtigen spiegeln seltener. Es ist, als wären sie nicht mehr mit anderen Menschen verbunden. Als wäre der Stecker gezogen. [12]
Ist es also verwunderlich, dass mächtige Menschen, die weniger «verbunden» sind, oft zynische Leute sind?
Eine Reihe Untersuchungen hat gezeigt, dass Macht zu einer negativen Einstellung anderen Menschen gegenüber führt. [13] Die Machthaber gehen nicht selten davon aus, dass die meisten Leute faul und unzuverlässig sind. Aus dieser negativen Sicht auf die Menschheit schließen sie, dass wir geleitet und ausspioniert, gemanagt und reguliert, zensiert und kommandiert werden müssen. Und dass sie selbst die dafür auserwählte Person sind, genau das zu tun. Macht verleiht das Gefühl, anderen überlegen zu sein.
Das Traurige ist, dass Machtlosigkeit genau den entgegengesetzten Effekt hat. Psychologische Untersuchungen zeigen, dass Menschen, die sich machtlos fühlen, viel unsicherer sind. Sie zögern, ehe sie ihre Meinung äußern. Sie machen sich in einer Gruppe klein. Sie kommen sich dümmer vor, als sie wirklich sind. [14]
Diese Art von unsicheren Gefühlen spielt den Machthabern in die Hände. Menschen, die an sich zweifeln, rebellieren nicht. Unsichere Menschen müssen nicht einmal zensiert werden, weil sie sich selbst den Mund verbieten. Hier sehen wir ein Nocebo in Aktion: Wenn man andere behandelt, als *wären* sie dumm, werden sie sich auch dumm vorkommen, worauf die Machthaber sich dann getrost selbst einreden können, dass das Volk nun einmal zu dumm sei, um mit zu entscheiden, und dass sie selbst die Führung übernehmen müssen (mit ihrer gewaltigen Vision und ihrem Weitblick).
Aber ist es nicht genau umgekehrt? Sorgt nicht gerade die Macht für Kurzsichtigkeit? Wer die Spitze erreicht hat, muss sich weniger um die Perspektive anderer scheren. Empathie ist oft nicht mehr erforderlich, denn wenn jemand unverständlich oder nervig ist, kann man ihn ignorieren, zur Ordnung rufen, ausschließen oder noch Schlimmeres. Machthaber können sich ihre Naivität leisten, weil sie nicht danach beurteilt werden.
Diese Theorie könnte möglicherweise auch erklären, warum Männer bei Empathietests im Allgemeinen weniger Punkte erzielen als Frauen. 2018 hat eine groß angelegte Studie der Universität

Cambridge gezeigt, dass es dafür keine genetische Erklärung gibt. [15] Es scheint hauptsächlich damit zu tun zu haben, was Wissenschaftler «Sozialisation» nennen. Mit anderen Worten: Wir leben in einer Gesellschaft, in der die Macht so verteilt ist, dass Frauen ständig ihr Bestes geben müssen, um Männer (die oft höhere Positionen innehaben) zu verstehen.

Daher diese ewigen Geschichten über die ungeheure «weibliche Intuition». Von Frauen wird erwartet, dass sie sich in die männliche Perspektive versetzen, aber das Gegenteil geschieht viel seltener.

2.

Je tiefer ich mich in die Psychologie der Macht einlas, desto besser verstand ich, dass Macht eine Art Droge ist, die eine Kette von Nebenwirkungen mit sich bringt. Bereits Ende des 19. Jahrhunderts schrieb der britische Historiker Lord Acton die berühmten Worte: «Macht korrumpiert, und absolute Macht korrumpiert absolut.» [1] Inzwischen gibt es nur wenige Thesen, bei denen sich Psychologen, Soziologen und Historiker so einig sind.

Dacher Keltner spricht auch vom «Machtparadoxon». Studien weisen eine nach der anderen nach, dass Menschen die bescheidensten und freundlichsten Typen zum Anführer wählen. Aber sobald diese Führer an der Spitze stehen, kann es passieren, dass ihnen die Macht zu Kopfe steigt.

Und dann versuchen Sie mal, die wieder loszuwerden.

Wenn wir uns Familienangerhörige wie den Gorilla und den Schimpansen ansehen, erkennen wir, wie schwierig ein solcher Sturz sein kann. Gorillagruppen haben einen Diktator mit Silberrücken, der alle Entscheidungen trifft und exklusiven Zugang zu einem Harem von Weibchen hat. Sogar Schimpansenanführer tun alles, was sie können, um oben auf dem Affenfelsen zu bleiben. Diese Topposition ist Schimpansen mit großer Körperkraft und der Fähigkeit, Koalitionen zusammenzubringen, vorbehalten.

«Ganze Passagen Machiavellis ließen sich, wie es scheint, auf ihr Verhalten übertragen», schrieb der Biologe Frans de Waal in den frühen 1980er Jahren in seinem Buch *Chimpanzeepoli- tiek*. [2] Der Alpha-Schimpanse, der Fürst, stolziert wie ein Macho durch die Gegend und ist der größte Manipulator der Gruppe. Ihm unterstellt sind Adjutanten: andere Schimpansen, die den Fürsten im Sattel halten, ihm aber auch einen Dolch in den Rücken stoßen können. Schon vor 40 Jahren wussten Wissenschaftler, dass wir 99 Prozent unserer DNA mit den Schimpansen teilen. Es ist kein Zufall, dass

Newt Gingrich, ein prominenter Republikaner, 1995 Dutzende Exemplare des Buches von de Waal unter seinen Mitarbeitern verteilte. Ihm zufolge unterscheidet sich der amerikanische Kongress nicht wesentlich von einer Schimpansenkolonie: Die Menschen dort geben sich höchstens ein bisschen mehr Mühe, ihre Instinkte zu verbergen.

Doch in den 1990er Jahren war kaum bekannt, dass wir einen weiteren nahen Verwandten haben. Einen weiteren Affen, mit dem wir 99 Prozent unserer DNA gemeinsam haben. Der Bonobo. Das erste Mal, dass Frans de Waal einen erblickte, war in den frühen 1970er Jahren, als Bonobos noch als «Zwergschimpansen» bezeichnet wurden. Lange Zeit wurden Schimpanse und Bonobo sogar als eine Art betrachtet. [3]

In Wirklichkeit ist der Bonobo ein völlig anderes Wesen. Im 4. Kapitel haben wir bereits gesehen, dass sich das Tier, genau wie der *Homo puppy* , selbst domestiziert hat. Bonobo-Weibchen scheinen bei diesem Prozess die Hauptrolle gespielt zu haben. Obwohl sie körperlich schwächer sind, machen sie gemeinsame Sache, wenn ein männlicher Bonobo ein Weibchen belästigt. Im Extremfall beißen sie seinen Penis entzwei. [4] Die Folge? Die Bonobo-Weibchen können sich aussuchen, mit wem sie sich paaren, wobei sie den freundlichsten Kerlen den Vorzug geben.

Wenn man nun glaubt, diese emanzipierten Affen hätten ein mieses Sexualleben, liegt man völlig falsch. «Bonobos verhalten sich, als hätten sie das *Kamasutra* gelesen», schreibt de Waal. «Sie führen jede Stellung in allen erdenklichen Varianten aus.» [5] Treffen zwei Gruppen Bonobos zum ersten Mal aufeinander, endet es in der Regel in einer Orgie.

Bevor wir allzu enthusiastisch werden: Menschen sind natürlich keine Bonobos. Doch zeigen immer weitere Forschungsergebnisse, dass mehr von diesen freundlichen Affen in uns steckt als von den machiavellistischen Schimpansen. Während des größten Teils unserer Geschichte ähnelte unser politisches System beispielsweise auffällig dem der Bonobos.

Denken Sie auch daran, was eines der Mitglieder des !Kung-Volks sagte (siehe 5. Kapitel):

Wir brauchen nichts von jemandem, der prahlt, denn eines Tages wird sein Stolz jemanden das Leben kosten. Deshalb bezeichnen wir sein Fleisch immer als wertlos. Auf diese Weise beruhigen wir sein Herz und machen ihn sanft.

Ein amerikanischer Anthropologe verglich 48 Studien über Jäger und Sammler und kam zu dem Schluss, dass Machiavellismus fast immer ein Rezept für Misserfolge gewesen sei. Um Ihnen einen Eindruck zu verschaffen: Hier ist die Liste der Merkmale, die nach Aussagen dieses Forschers benötigt wurden, um in der Vorzeit ein Anführer zu werden:
großzügig
nett
tapfer
charismatisch
unparteiisch
offen
zuverlässig
ruhig
stark
enthusiastisch
bescheiden [6]
Eine Führungsposition war unter Jägern und Sammlern außerdem zeitlich beschränkt, und die Entscheidungen wurden gemeinsam getroffen. Jeder, der sich so verhielt, wie Machiavelli es später vorschreiben würde, hätte sich unweigerlich in Lebensgefahr gebracht. Egoisten wurden ausgeschlossen und liefen Gefahr zu verhungern. Niemand wollte Nahrung mit Menschen teilen, die nur an sich selbst dachten.
Dass das Verhalten der Menschen eher dem der Bonobos als dem von Schimpansen ähnelt, zeigt sich auch an unserer natürlichen Abneigung gegen Ungleichheit. Klicken Sie auf Google Scholar *«inequality aversion»* an, und Sie finden mehr als 10000 wissenschaftliche Artikel zu diesem alten Instinkt. Schon Kinder ab drei Jahren teilen sich ehrlich einen Kuchen. Sechsjährige würden lieber einen Teil davon wegwerfen, als dass jemand ein größeres Stück bekommt. [7] Wie Bonobos teilen die Menschen gerne und viel.
Natürlich sollten wir solche Ergebnisse nicht überbewerten. Der *Homo puppy* ist kein geborener Kommunist. Ein bisschen Ungleichheit finden wir prima, betonen Psychologen, solange sie sich auf etwas gründet. Solange es fair zu sein *scheint.* Wenn man die Massen davon überzeugen kann, dass man klüger, besser oder frommer ist, werden andere es logisch finden, dass man die Führung übernimmt. Einen Aufstand muss man dann nicht

befürchten.
Mit dem Aufkommen der ersten Siedlungen und der Zunahme der Ungleichheit mussten die Stammeshäuptlinge und Könige erklären, warum sie mehr Privilegien besaßen als ihre Untertanen. Mit anderen Worten, sie mussten mit der Propaganda beginnen.
Während die Anführer der Jäger und Sammler noch die Bescheidenheit selbst waren, begannen diese jetzt, sich an die Brust zu schlagen. Könige verkündeten, dass sie von den Göttern auserwählt wurden. Oder dass sie selbst göttlich waren.
Heute ist die Propaganda der meisten Machthaber etwas subtiler. Aber das bedeutet nicht, dass es keine einfallsreichen Ideologien mehr gibt, um zu rechtfertigen, warum einige Menschen mehr Macht, Status oder Reichtum «verdienen» als andere. In der westlichen Welt ist es üblich geworden, diese Verteidigung in sogenannte «meritokratische» Argumente zu kleiden.
Bleibt die Frage: Wer hat die größten Meriten? Wer nützt der Gesellschaft am meisten? Ein Müllmann oder ein Banker? Eine Krankenschwester oder ein Change Manager, der immer über den Tellerrand hinausschaut? Je überzeugender die Geschichte ist, desto größer die Macht und der Reichtum. Wir können die Geschichte der Zivilisation als eine Geschichte zusammenfassen, in der die Machthaber ständig neue Gründe für ihre Privilegien erfinden. [8]
Doch da wäre noch eine Besonderheit. Wir müssen die Geschichten unserer Machthaber ja nicht so ohne weiteres glauben.
Einige Historiker meinen, dass wir schlichtweg naiv sind. Gutgläubig. Das wäre sogar der große Vorteil unserer Spezies. [9]
Die Theorie lautet ganz einfach: Wenn man will, dass eine Gruppe von Tausenden von Fremden zusammenarbeitet, braucht man etwas, um sie alle zusammenzuhalten. Etwas, was stärker ist als nur Freundlichkeit. Denn obwohl der *Homo puppy* das größte soziale Netzwerk aller Primaten besitzt, ist es längst nicht groß genug, um eine Stadt, eine Provinz oder ein Land zu gründen.
Bereits in den 1990er Jahren fanden Wissenschaftler heraus, dass unser Bekanntenkreis kaum über 150 Personen hinausreicht. Zwei amerikanische Forscher baten eine Reihe von Probanden, eine Liste von Freunden und Verwandten zu erstellen, an die sie Weihnachtskarten geschickt hatten. Im Durchschnitt waren es 68, und die Karten gingen an Haushalte mit insgesamt 150 Familienmitgliedern. [10]
Letztere Zahl taucht immer wieder auf. Von römischen

Armeeeinheiten bis zu religiösen Siedlern, von modernen Geschäftseinheiten bis hin zur Anzahl der Personen, mit denen wir auf Facebook in Kontakt stehen – immer wieder erweist sich die 150 als magische Grenze. Ein menschliches Gehirn scheint nicht in der Lage zu sein, darüber hinaus bedeutsame Beziehungen zu verarbeiten.

Zugegeben: Mit 150 Leuten kann man eine ordentliche Party schmeißen. Aber sie reichen nicht aus, eine Pyramide zu errichten oder ein Spaceshuttle zum Mond zu schicken. Dazu müssen wir in erheblich größeren Gruppen zusammenarbeiten. Wie haben uns unsere Machthaber so weit bekommen?

Die Antwort: mit Hilfe von Mythen. Wir haben gelernt, uns die Verwandtschaft mit anderen, die wir nie getroffen haben, *einzubilden.* Religionen und Staaten, Unternehmen und Länder existieren in unseren Köpfen, in den Geschichten, die von unseren Anführern und auch von uns selbst erzählt werden. Niemand hat je «Frankreich» getroffen. Niemand hat der «römisch-katholischen Kirche» jemals die Hand geschüttelt. Aber das spielt keine Rolle, solange wir uns als Teil solcher Fiktionen fühlen.

Das offensichtliche Beispiel für einen solchen Mythos ist natürlich Gott. Oder nennen wir ihn ruhig: den ursprünglichen *Big Brother.* Als Jugendlicher fragte ich mich, warum der christliche Schöpfer, mit dem ich aufwuchs, sich so sehr mit den Menschen und ihren Sorgen abplagte. Ich wusste damals noch nicht, dass Jäger und Sammler ein ganz anderes Gottesbild hatten (siehe 5. Kapitel). Ihre Götter interessierten sich kaum für das Leben der Menschen.

Bleibt die Frage: Wie ist der Glaube an einen allmächtigen Gott entstanden? Ein Gott, der sich überdies noch über die Sünden der Menschen ärgert?

Erst in jüngster Zeit haben Wissenschaftler eine faszinierende Erklärung dafür gefunden. Um sie zu verstehen, müssen wir zum 3. Kapitel zurückkehren, wo wir gelernt haben, dass der *Homo puppy* einen einzigartigen Blick hat. Menschen können dem Blick des jeweils anderen folgen, weil unsere Iris von Augenweiß eingerahmt ist. Es ist dieses Weiß des Auges, das es uns erleichtert, in der Seele des anderen zu lesen, was für den Aufbau von Vertrauen entscheidend ist.

Als wir begannen, in großen Gruppen von Tausenden Fremden zusammenzuleben, änderte sich alles. Die Menschen verloren sich buchstäblich aus den Augen, denn in einer Gruppe von tausend,

zehntausend oder einer Million Menschen kann man nicht mehr mit allen Blickkontakt herstellen. Und deshalb wuchs das Misstrauen. Immer mehr Menschen befürchteten, dass andere die Gemeinschaft ausnutzten. Dass sie selbst sich kaputt arbeiteten, während der Rest der Gemeinschaft sich faul zurücklehnte.

Und die Herrscher? Die brauchten jemanden, der die Massen im Auge behielt. Jemanden, der alles hört und sieht. Ein omnipräsentes Auge. Gott.

Es ist kein Zufall, dass die neuen Götter zu rachsüchtigen Gestalten mutierten. [11] Gott wurde zum Superleviathan, der 24 Stunden am Tag und sieben Tage die Woche jeden ausspionierte. «Nun aber sind auch eure Haare auf dem Haupte alle gezählt», lesen wir in Matthäus 10, Vers 30. Der Herr höchstpersönlich las die Gedanken der Menschen. Fortan gab es jemanden, der vom Himmel hoch observierte, kontrollierte und – wenn nötig – hart durchgriff.

Mit Hilfe von Mythen brachten die Menschheit und ihre Machthaber etwas zuwege, was keiner anderen Spezies je gelang. Mythen halfen uns dabei, im großen Maßstab mit Fremden zusammenzuarbeiten.

Nach dieser Theorie sind große Gesellschaften eine Frage von großer Vorstellungskraft. Judentum und Islam, Nationalismus und Kapitalismus sind Produkte unserer Phantasie. «Es geht im Grunde», so schreibt der israelische Historiker Yuval Noah Harari in seinem Buch *Eine kurze Geschichte der Menschheit,* «um Geschichten und darum, andere Menschen von der Wahrheit dieser Geschichten zu überzeugen.» [12]

Es ist eine faszinierende Theorie, sie hat nur einen Haken: Sie ignoriert 95 Prozent unserer Geschichte. Tatsache ist nämlich, dass unsere nomadischen Vorfahren endgültig die «magische» 150er-Marke durchbrachen. [13] Okay, wir haben gejagt und uns in kleinen Gruppen versammelt, aber wir haben die Gruppen auch regelmäßig gewechselt und waren damit Teil eines riesigen Netzwerks von *Crossover -Homo-puppys.* Wie ich im 3. Kapitel schrieb, trafen die Aché in Paraguay und die Hadza in Tansania im Laufe ihres Lebens mehr als 1000 Menschen. [14]

Noch bedeutsamer ist, dass wir in prähistorischen Zeiten eine reiche Phantasie besaßen. Wir haben schon immer geniale Mythen erschaffen und diese weitergegeben, Mythen, die eine Kooperation zwischen unzähligen Menschen ermöglichten. Denken Sie an den ältesten Tempel der Welt, den Göbekli Tepe in der heutigen Türkei

(siehe 5. Kapitel), an dessen Errichtung Tausende Menschen mitgewirkt haben.
Der einzige Unterschied zu heute? In prähistorischen Zeiten waren Mythen ziemlich instabil. Stammesführer wurden schnell gestürzt, Denkmäler im Handumdrehen abgerissen. Oder wie zwei Anthropologen schreiben:
Anstatt in primitiver Unschuld zu faulenzen, bis der Geist der Ungleichheit entkorkt war, scheinen unsere Vorfahren die Flasche regelmäßig geöffnet und wieder verschlossen zu haben, wobei sie die Ungleichheit auf rituelle Kostümdramen beschränkten und dabei Götter und Königreiche errichteten, wie sie es mit ihren Monumenten taten, nur um sie dann fröhlich wieder einzureißen. [15]
Der Mensch konnte es sich jahrtausendelang erlauben, kritisch gegenüber den Geschichten zu sein, die ihm erzählt wurden. Wenn ein Schwätzer behauptete, er sei von einem mächtigen Gott auserwählt worden, konnte man in aller Ruhe mit den Schultern zucken. Und wenn ein solcher Typ lästig blieb, versetzte man ihm früher oder später einen Tritt in den Allerwertesten. Der *Homo puppy* ist zwar freundlich, aber nicht naiv.
Erst mit dem Aufkommen von Generälen und Armeen veränderte sich alles. Versuchen Sie mal, gegen einen Herrscher vorzugehen, der jeden Ketzer bei lebendigem Leibe häutet, verbrennt oder vierteilt. Sie werden feststellen, dass Sie ein bisschen unkritischer werden. «Daher haben», schrieb Machiavelli, «alle bewaffneten Propheten den Sieg davongetragen, die unbewaffneten aber sind zugrunde gegangen.»
Plötzlich ließen sich die Götter und die Könige nicht mehr so einfach davonjagen. Unglaube wurde tödlich. Beten zu dem falschen Gott? Das behielt man besser für sich. Der Nationalstaat eine dumme Idee? Diese Ansicht kostete unter Umständen den Kopf. «Daher muss der Plan so angelegt sein», so Machiavelli, «dass man, wenn der Glaube der Menge versagt, mit Gewalt nachhelfen kann.» [16]
Nun denken Sie vielleicht, dass Gewalt heutzutage keine große Rolle mehr spielt, besonders in mustergültigen Demokratien mit ihren langweiligen Verfahren. Täuschen Sie sich nicht: Die *Androhung* von Gewalt ist nach wie vor latent vorhanden. [17] Überall. Sie ist der Grund, warum Familien mit Kindern aus ihrer Wohnung geworfen werden, wenn sie ihre Schulden nicht bezahlen

können. Sie ist der Grund, warum Einwanderer nicht in die Fiktion einbezogen werden, die wir «Europa» oder «Vereinigte Staaten» nennen. Und sie ist auch der Grund, weshalb wir weiterhin an Geld glauben.

Bedenken Sie Folgendes: Warum sollten sich Menschen 40 Stunden pro Woche in Verschlägen einschließen, die sie «Büros» nennen, im Austausch für Metall und Papier oder Zahlen auf einem Bankkonto? Liegt es an der brillanten Propaganda von Vater Staat? Und wenn dem so wäre, warum gibt es dann kaum Ungläubige? Warum geht niemand zum Finanzamt und sagt: «Hör zu, Freundchen, ich habe kürzlich ein interessantes Buch über die Macht der Mythen gelesen und jetzt begriffen, dass Geld eine bloße Fiktion ist. Dieses Jahr zahle ich keine Steuern.»

Die Antwort darauf liegt auf der Hand. Wenn Sie eine Rechnung ignorieren oder keine Steuern zahlen, gehen Sie ins Gefängnis. Und wenn man da nicht freiwillig vorstellig wird, holt einen die Polizei. Die Fiktion des Geldes wird mit Gewalt durchgesetzt. [18]

3.

Als ich über Dacher Keltners Werk und die Psychologie der Macht las, begann ich zu verstehen, was im Zuge der Erfindung des Privateigentums und der Landwirtschaft falsch gelaufen sein musste.

Jahrtausendelang haben wir die freundlichsten Typen zu unseren Anführern gewählt. Macht hatte schon in prähistorischen Zeiten eine korrumpierende Wirkung, und deshalb besaßen wir ein einfaches System zusammengesetzt aus Scham und Gruppenzwang, um uns gegenseitig im Zaum zu halten.

Vor 10000 Jahren jedoch wurde es viel schwieriger, die Machthaber zu stürzen. Wir ließen uns in Städten und Staaten nieder, und unsere Führer befehligten Armeen. Ein bisschen Klatsch und Tratsch und ein gezielter Speerwurf reichten da nicht mehr aus, um einen König vom Thron zu stoßen. Einen Präsidenten sägt man nicht mit ein paar netten Witzen ab.

Einige Historiker vermuten, dass wir nun einmal nicht mehr ohne Ungleichheit existieren können. «Man bekommt beinahe den Eindruck», schreibt der israelische Historiker Harari, «als bräuchte eine komplexe Gesellschaft Hierarchien und Diskriminierung.» [1] (Und Sie dürfen gewiss sein, dass viele Herrscher ernsthaft nicken, wenn sie so etwas hören.)

Was mich aber fasziniert, ist die Tatsache, dass Menschen auf der

ganzen Welt Wege gefunden haben – und sie auch weiterhin finden –, um ihre Herrscher zu zähmen. Selbst nach dem Aufstieg von Stammeshäuptlingen und Königen. Die naheliegendste Methode ist die Revolution. Ob es sich um die Französische Revolution (1789), die Russische Revolution (1917) oder den «Arabischen Frühling» (2011) handelt – die Dynamik ist jedes Mal dieselbe. Die Massen versuchen, den Tyrannen zu stürzen.

Doch die meisten Revolutionen scheitern. Wenn ein Despot gestürzt wird, steht schon der nächste Anführer bereit, der sich ebenfalls in einen Machtlüstling verwandelt. Napoleon folgte auf die Französische Revolution. Stalin kam nach der Russischen, und auch in Ägypten ist wieder ein Diktator an der Macht. Soziologen nennen dies das «eiserne Gesetz der Oligarchie». Selbst Sozialisten und Kommunisten, die große Töne über Freiheit und Gleichheit spucken, verwandeln sich in Despoten, wenn sie zu viel Macht erlangen.

Und deshalb haben sich einige Gesellschaften etwas einfallen lassen, um die Macht zu teilen. Wir nennen das «Demokratie». Dieser Begriff bedeutet, dass das Volk herrscht (*«demos»* bedeutet im Altgriechischen «das Volk» und *«kratos»* «die Macht, Stärke»), aber in der Praxis bedeutet es meist etwas anderes.

Rousseau merkte an, dass unsere Regierungsform eigentlich eine «elektive Aristokratie» ist. In Wirklichkeit haben die Bürger nämlich keine Macht. Das Einzige, was wir dürfen, ist, unsere Herrscher zu wählen. Doch Obacht: Dieses Modell war ursprünglich dazu gedacht, die breite Masse auf Abstand zu halten. Historiker sind sich zum Beispiel einig, dass die amerikanische Verfassung als «intrinsisch aristokratisches Dokument zur Eindämmung demokratischer Tendenzen» konzipiert wurde. [2]

Die Gründerväter der Vereinigten Staaten wollten nicht, dass sich der Bürger allzu viel mit Politik abgibt. Heute darf sich zwar jeder zur Wahl stellen, aber in der Praxis ist es schwierig, Wahlen zu gewinnen, wenn man keinen Zugang zu einem aristokratischen Netzwerk von Spendern und Lobbyisten hat. Es ist deshalb kein Zufall, dass die amerikanische «Demokratie» dynastische Züge aufweist – denken Sie an die Kennedys, die Bushs und die Clintons.

Immer wieder hoffen wir auf bessere Anführer, aber sie enttäuschen nur allzu oft. Professor Keltner erklärt, warum: Macht kann dazu führen, dass die Machthaber ihre Freundlichkeit und Bescheidenheit verlieren, Qualitäten, auf deren Grundlage sie ausgewählt wurden.

Und in einigen Fällen waren diese guten Eigenschaften von vornherein nicht vorhanden. Denn bedenken Sie: In einer hierarchisch gestalteten Gesellschaft haben die Machiavellisten einen Vorteil. Sie besitzen einen ultimativen Trumpf, eine Eigenschaft, mit der sie ihre Konkurrenz immer wieder ausstechen. Sie sind schamlos.

Wir wissen bereits, dass sich der *Homo puppy* zu einem Wesen entwickelt hat, das Scham empfindet. Und nicht ohne Grund sind wir die Einzigen im Tierreich, die erröten. Scham war über Jahrtausende hinweg das machtvollste Mittel, die Mächtigen zu bezähmen. Und es könnte immer noch sehr gut funktionieren, denn Scham ist effektiver als Gesetze und Regeln, Zensur und Gewalt. Menschen, die sich schämen, regulieren sich selbst. Sie stottern und werden rot, wenn über sie getratscht wird oder wenn sie die Erwartungen ihrer Mitmenschen nicht erfüllen. [3]

Natürlich hat Scham auch Schattenseiten (man denke an die Scham, die Armut mit sich bringen kann), aber stellen Sie sich eine Gesellschaft ohne Scham vor. Es wäre die Hölle.

Leider gibt es immer auch Leute, denen jegliches Schamgefühl abgeht. Ich spreche von Menschen, die unter der Droge Macht stehen, oder von einer kleinen Minderheit, die mit soziopathischen Zügen geboren wurde. Bei Jägern und Sammlern hielten sich solche Typen nicht lange. Sie wurden von der Gruppe verstoßen.

Aber in großen, modernen Unternehmen scheinen Soziopathen die Karriereleiter schneller heraufzuklettern. Einige Studien zeigen, dass bei vier bis acht Prozent der CEO s Soziopathie diagnostiziert werden kann, im Vergleich zu dem einen Prozent in der sonstigen Bevölkerung. [4] In einer «Demokratie» kann Schamlosigkeit eine große Hilfe sein. Politiker, die kein Schamgefühl besitzen, können Dinge tun, die für andere schlichtweg unmöglich sind. Wofür sich dann andere wieder in Grund und Boden schämen würden.

Bezeichnen Sie sich selbst als größten Denker des Landes? Prahlen Sie mit der Größe Ihres Geschlechts? Lügen Sie, werden erwischt und lügen dann schamlos weiter? Die meisten Menschen würden im Boden versinken, wie auch die meisten Menschen nicht den letzten Keks aus der Schale nähmen. Aber so manchem Herrscher wäre das vollkommen gleichgültig. In einer Mediokratie kann es sogar zum Vorteil gereichen, sich schamlos aufzuführen: Schließlich geht es in den Nachrichten genau darum: um das Bizarre und Absurde.

In einer solchen Welt treibt es nicht mehr die freundlichsten und

empathischsten Führer an die Oberfläche. In einer solchen Welt ist es vielmehr umgekehrt. *Survival of the shameless.*

12. Kapitel
Der Irrtum der Aufklärung
1.
Als ich mich mit der Psychologie der Macht beschäftigte, musste ich an die Geschichte im Prolog dieses Buches zurückdenken. Eigentlich, wurde mir klar, steckten die wichtigsten Erkenntnisse aus den vorherigen Kapiteln bereits in dieser einen Geschichte, der Geschichte von den Bomben, die auf London fielen.

Die britischen Experten hatten eine Massenpanik vorhergesagt. Plünderungen und Aufruhr. Krisensituationen würden uns auf unsere brutale Natur zurückwerfen, und ein Krieg jeder gegen jeden würde ausbrechen. Aber das Gegenteil war der Fall. Katastrophen fördern das Beste in uns zutage. Es ist, als würde auf einen Reset-Knopf gedrückt, und wir kehrten zu unserem besseren Ich zurück.

Die zweite Lektion des Luftkrieges ist, dass wir Herdentiere sind. Die Briten waren der Ansicht, dass ihr heldenhaftes Verhalten typisch britisch gewesen sei. Sie glaubten, ihre Widerstandsfähigkeit habe damit zu tun, dass sie die Ohren steifhielten, ihren trockenen Humor und ihre überlegene Kultur bewahrten. Im 10. Kapitel haben wir gesehen, dass ein solches Gruppendenken typisch menschlich ist. Wir denken recht schnell in Kategorien wie «wir» und «sie». Die Tragödie des Krieges besteht darin, dass der *Homo puppy* das Beste der menschlichen Natur – Loyalität, Kameradschaft, Treue – in sich trägt, und dann trotzdem in den Krieg zieht.

Aber einmal an der Front angekommen, weichen wir zurück. Im 4. und 10. Kapitel haben wir gesehen, dass der Mensch eine tiefe Abneigung gegen Gewalt hegt. Über Jahrhunderte schafften es viele Soldaten nicht einmal, den Abzug zu betätigen. Bajonette wurden schon mal gar nicht benutzt. Die meisten Opfer wurden aus großer Distanz von Piloten oder Artilleristen getötet, die ihrem Feind nicht in die Augen sehen mussten. Auch das ist eine Lehre des Luftkrieges: Die schlimmste Gewalt kommt nicht aus nächster Nähe, sondern aus weiter Ferne.

Als die Briten Pläne für ihre eigenen Bombenwerfer ausarbeiteten, stellte sich schließlich heraus, in welchem Maße Macht korrumpieren kann. Frederick Lindemann, Churchills bester Freund, ignorierte die Beweise, dass man ein Volk nicht mit Bomben niederzwingen kann. Für ihn stand fest, dass die Deutschen in die Knie gehen würden. Wer ihm widersprach, wurde als

Landesverräter weggesperrt.
«Die Tatsache, dass die Bombardements mit so wenig Gegenwehr durchgedrückt wurden», bemerkte ein Historiker später, «ist ein typisches Beispiel für die Hypnose der Macht.» [1]
Und so kommen wir endlich zu einer Antwort auf die Frage: Hobbes oder Rousseau? Die Frage, ob wir von Natur aus gut oder schlecht sind.
Die Antwort fällt ziemlich doppeldeutig aus. Der *Homo puppy* ist ein durch und durch paradoxes Wesen. Zuerst einmal sind wir eine der freundlichsten Arten im Tierreich. Den größten Teil unserer Geschichte haben wir in einer egalitären Welt verlebt. Es gab keine Adligen und Könige, Präsidenten und CEO s. Ab und zu erhob sich ein Machthaber, wie wir im 11. Kapitel sahen, wurde aber schnell wieder vom Thron gestoßen.
Jahrhundertelang stellte unsere Neigung, Fremdem zu misstrauen, kein großes Problem dar. Schließlich kannten wir unsere Freunde immer namentlich und von Angesicht zu Angesicht. Und wenn wir auf Fremde trafen, waren es auch einfach nur Menschen. Es gab keine Reklame oder Propaganda, keine Nachrichten oder Krieg, um verschiedene Gruppen gegeneinander auszuspielen. Man konnte sich problemlos einer anderen Gruppe anschließen und pflegte enge Kontakte.
Aber dann, vor ungefähr 10000 Jahren, lief es schief.
Die Menschen ließen sich an einem Ort nieder und erfanden den Privatbesitz. Von diesem Moment an verlor unser Gruppeninstinkt seine Unschuld. In Kombination mit Mangel und Hierarchie erwies sich das als pures Gift. Auch die korrumpierenden Auswirkungen der Macht, die wir so lange niedergehalten hatten, waren nicht mehr einzudämmen, als den Anführern Heere zur Verfügung standen.
In der neuen Welt der Bauern und Krieger, Städte und Staaten zeigte sich, dass Freundlichkeit und Fremdenfeindlichkeit beunruhigend nahe beieinanderliegen. Menschen wollen Teil von etwas sein, und sie grenzen sich gegen Außenstehende ab. Wir finden es schwierig, nein zu den Anführern unserer eigenen Gruppe zu sagen, auch wenn sie uns auf die falsche Seite der Geschichte führen.
Mit dem Aufdämmern der Zivilisation offenbarte sich die hässlichste Seite des *Homo puppy*. Wenn man in Geschichtsbüchern blättert, liest man über Massaker von Israeliten und Römern, Hunnen und

Vandalen, Katholiken und Hugenotten. Die Namen ändern sich, der Mechanismus bleibt derselbe. Im Namen der Kameradschaft und angeheizt von Machthabern, tun sich die Menschen die schlimmsten Dinge an.

Das Schicksal des Menschen hat sich seither nicht verändert. Ich glaube, wir können die Geschichte der Zivilisation als ein großes Ringen zusammenfassen, um mit unserem größten Fehler zu leben. Wir sind ein Tier, das aus seiner natürlichen Umgebung gerissen wurde. Ein Tier, das seither mit aller Macht versucht, dieses klaffende «mismatch» auszugleichen. Seit Tausenden Jahren versuchen wir, den Fluch der Zivilisation – Krankheiten, Kriege und Unterdrückung, über die ich im 5. Kapitel schrieb – zu bannen.

Und dann, erst kürzlich, schien es plötzlich zu glücken.

2.

Am Anfang des 17. Jahrhunderts entstand eine Bewegung, die wir als «die Aufklärung» bezeichnen. Es war vielleicht die revolutionärste Denkweise, die die Welt je gekannt hat. Die Aufklärer legten das Fundament für eine moderne Welt, von der Demokratie bis zum Rechtsstaat, von der Bildung bis zur Wissenschaft.

Zuerst schienen sich aufgeklärte Philosophen wie Thomas Hobbes nur wenig von den alten Priestern und Pastoren zu unterscheiden. Denn sogar die Aufklärer meinten, dass der Mensch verdorben sei. Wir müssten «davon ausgehen, dass jeder Mensch ein Schurke sei, der bei all seinen Handlungen kein anderes Ziel außer seine privaten Interessen verfolge». [1] So fasste der schottische Philosoph David Hume (1711–1776) das aufklärerische Menschenbild zusammen.

Und dennoch, so nahmen diese Gelehrten an, gäbe es einen Weg, unseren Egoismus zum Guten zu wenden. Wir Menschen hätten ein erstaunliches Talent, eine Gabe, die uns im ganzen Tierreich einzigartig macht. Und an der durften wir uns festkrallen. Auf dieses Wunder durften wir unsere Hoffnung bauen.

Die Sprache.

Keine Empathie, kein Gefühl, kein Glaube. Nein: die Sprache. Wenn die Aufklärer auf etwas vertrauten, dann auf die Kraft der Vernunft. Sie waren überzeugt, dass wir intelligente Institutionen entwerfen könnten, die unserem angeborenen Egoismus Rechnung trügen. Die Aufklärer glaubten, dass wir eine Schicht Zivilisation über unsere düsteren Instinkte schmieren konnten. Oder etwas präziser: dass wir

unsere schlechten Eigenschaften für die gute Sache einsetzen könnten.

Zu einer der Lieblingssünden der Aufklärer avancierte die Habgier. «Private Untugenden, öffentliche Wohltaten» lautete das Motto der neuen Zeit. [2] Es war eine geniale Idee. Was beim Individuum unsozial zu sein schien, konnte sich positiv auf die Gesellschaft auswirken. Der aufgeklärte Ökonom Adam Smith fasste diese Idee in seinem Klassiker *Der Wohlstand der Nationen* (1776) zusammen, dem ersten Buch, in dem die Prinzipien des freien Marktes verteidigt wurden. Er schrieb die berühmten Worte:

Nicht vom Wohlwollen des Metzgers, Brauers und Bäckers erwarten wir das, was wir zum Essen brauchen, sondern davon, dass sie ihre eigenen Interessen wahrnehmen. Wir wenden uns nicht an ihre Menschen-, sondern an ihre Eigenliebe, und wir erwähnen nicht die eigenen Bedürfnisse, sondern sprechen von ihrem Vorteil. [3]

Egoismus sollte man nicht verneinen, sagten moderne Ökonomen, man müsse ihn entfachen. Das Verlangen nach Geld brachte das zuwege, was tausend Pastoren nie gelingen würde: Menschen aus der ganzen Welt zusammenzubringen. Wenn wir heute an der Supermarktkasse unsere Einkäufe bezahlen, arbeiten wir mit Millionen Menschen zusammen, die an der Produktion und Distribution der Artikel in unserem Warenkorb beteiligt waren. Nicht weil wir alle diese Menschen so nett finden würden, sondern weil wir an uns selbst denken.

Die moderne Demokratie wurde von den Aufklärern nach dem gleichen Prinzip gegründet. Nehmen wir die älteste Verfassung, die noch immer in Kraft ist, die der Vereinigten Staaten. Die Gründerväter hatten ein finsteres Menschenbild. Sie glaubten, dass die Menschen Egoisten wären, die sich gegenseitig im Zaum halten müssten. Deshalb entwarfen sie ein System, das an *«checks and balances»* geknüpft war. Jeder sollte jeden kontrollieren.

Wenn verschiedene Herrscher (rechts und links, Republikaner und Demokraten) in verschiedenen Institutionen (Kongress und Senat, dem Weißen Haus und dem Obersten Gericht) in der Lage wären, sich gegenseitig auf die Finger zu sehen, würden auch verkommene Menschen in Frieden zusammenleben. [4] Der einzige Weg, korrupte Herrscher im Zaum zu halten, glaubten die Aufklärer, wäre, sie mit anderen Machthabern zu konfrontieren. Mit den Worten des amerikanischen Staatsmannes James Madison:

«Ambition must be made to counteract ambition.»

Inzwischen entstand, in eben jener Periode, der moderne Rechtsstaat. Er war ebenfalls eine Medizin für unsere finsteren Instinkte. Bedenken Sie: Madame Justitia trägt eine Augenbinde. Sie kennt keine Empathie. Keine Liebe. Keine Präferenz für irgendwen. Sie lässt sich allein von der Vernunft leiten. Das Gleiche gilt für die moderne Bürokratie, die uns gleichen Gesetzen, Verfahren und Regeln unterworfen hat.

Fortan konnte man mit jedem, der dazu bereit war, Geschäfte abwickeln, ob der andere nun christlich, islamisch oder ungläubig war. Und gerade in Ländern mit einem starken Rechtsstaat – wo man sicher sein durfte, dass Regeln und Verträge eingehalten wurden – ging der Glaube an einen strafenden Gott zurück. Die Rolle des Gottvaters übernahm Vater Staat.

Seit der Aufklärung hat die Religion eine freundlichere Miene aufgesetzt. In vielen Ländern ist das richtende Auge Gottes nicht mehr notwendig. So ruft der Papst beispielsweise nicht mehr zu blutigen Kreuzzügen auf, sondern hält herzerwärmende Reden über «eine Revolution der Zärtlichkeit». [5]

Kann es ein Zufall sein, dass man die meisten Atheisten in Ländern wie Dänemark, Schweden oder den Niederlanden findet? Diese Länder haben die stärksten Rechtsstaaten und die zuverlässigste Bürokratie. [6] Dort ist Gott arbeitslos geworden. So wie traditionelle Handwerker ihre Arbeit an das Fließband verloren haben, so büßte Gott seine Arbeit durch die Bürokraten ein.

Und da stehen wir nun, ein paar Jahrhunderte nach der Aufklärung. Wer Bilanz zieht, kann nur zu dem Schluss kommen, dass die Aufklärung ein überwältigender Erfolg für unsere Spezies gewesen ist. Kapitalismus, Demokratie, Rechtsstaatlichkeit und Bürokratie haben unser Leben zum Guten verändert. Die Statistiken lügen nicht. Die Welt ist reicher, sicherer und gesünder denn je. [7]

Noch vor zwei Jahrhunderten ging das Leben in menschlichen Ansiedlungen mit extremer Armut einher. Überall. Jetzt gilt das für weniger als zehn Prozent der Weltbevölkerung. Wir haben den Kampf gegen die großen Infektionskrankheiten so gut wie gewonnen. Und so deprimierend die Nachrichten auch sein mögen, in Wirklichkeit sind Kindersterblichkeit und Hunger, die Zahl der Morde und die Zahl der Kriegsopfer in den letzten Jahrzehnten stark gesunken. [8]

Wie können wir zusammenleben, wenn wir Fremden misstrauen? Wie kann es uns gelingen, den Fluch der Zivilisation, die

Krankheiten, die Sklaverei und die Unterdrückung zu überwinden, die uns seit 10000 Jahren plagen? Die kühle Vernunft der Aufklärung lieferte eine Antwort auf unser altes Dilemma. Es war die beste Antwort – bis jetzt.

Denn seien wir ehrlich: Die Aufklärung hat auch eine Schattenseite. In den vergangenen Jahrhunderten haben wir ebenso gesehen, dass der Kapitalismus durchdrehen kann. Dass Soziopathen an die Macht kommen können. Und dass die Menschlichkeit verlorengeht, wenn Regeln und Protokolle die Gesellschaft beherrschen.

Historiker weisen außerdem darauf hin, dass nicht nur Gleichheit, sondern auch Rassismus eine Erfindung der Aufklärung ist. Im 18. Jahrhundert begannen die Philosophen zum ersten Mal, die Menschheit in «Rassen» einzuteilen. David Hume zum Beispiel schrieb: «Ich hege den Verdacht, dass die Neger […] den Weißen von Natur aus unterlegen sind.» [9] Sein französischer Kollege Voltaire stimmte zu. «Man kann sagen, dass ihre Intelligenz nicht einfach anders geartet ist als die unsrige, sie ist ihr weit unterlegen.» [10]

Solche rassistischen Gedanken waren in Gesetzen und Protokollen verankert. Thomas Jefferson, der die unsterblichen Worte *«All men are created equal»* in die amerikanische Unabhängigkeitserklärung aufnehmen ließ, war wohlgemerkt selbst Sklavenhalter. Er behauptete, noch nie festgestellt zu haben, «dass ein Schwarzer einen Gedanken äußerte, welcher über dem Niveau einer einfachen Erzählung lag». [11] Und dann wäre da noch der blutigste Konflikt aller Zeiten, der Zweite Weltkrieg, der erst vor kurzem stattfand. Der Holocaust vollzog sich nahe der Wiege der Aufklärung und wurde mit Hilfe einer hochmodernen Bürokratie durchgeführt. Die für die Leitung der Konzentrationslager zuständige Abteilung hieß «SS -Wirtschafts-Verwaltungshauptamt». Viele Wissenschaftler sehen den Mord an sechs Millionen Juden nicht als den Gipfel der Barbarei, sondern als schlimmste Folge der Moderne. [12]

Wie widersprüchlich die Aufklärung offensichtlich ist, zeigt sich, wenn wir ihr Menschenbild unter die Lupe nehmen. Auf den ersten Blick hatten Philosophen wie David Hume und Adam Smith eine zynische Sicht auf den Menschen. Der moderne Kapitalismus, die Demokratie und die Rechtsstaatlichkeit gründeten sich auf die Idee, dass wir alle Egoisten sind.

Aber jeder, der die Bücher der Aufklärer studiert, muss erkennen, dass die Autoren keineswegs so zynisch waren. Zum Beispiel

veröffentlichte Adam Smith 17 Jahre vor dem Erscheinen seines Buches *Der Wohlstand der Nationen* (das zur Bibel des Kapitalismus werden sollte) ein Buch mit dem Titel *Theorie der ethischen Gefühle.* Es enthielt Passagen wie diese:

Mag man den Menschen für noch so egoistisch halten, es liegen doch offenbar gewisse Prinzipien in seiner Natur, die ihn dazu bestimmen, an dem Schicksal anderer Anteil zu nehmen, und die ihm selbst die Glückseligkeit dieser anderen zum Bedürfnis machen, obgleich er keinen anderen Vorteil daraus zieht, als das Vergnügen, Zeuge davon zu sein. [13]

Einflussreiche Aufklärer wie Smith und Hume haben immer darauf bestanden: Die Menschen besitzen ein großes Vermögen an Empathie und Altruismus. Und das wirft die Frage auf: Wenn diese Philosophen ein so scharfes Auge für die guten Seiten des Menschen hatten, warum pflegten dann ihre aufgeklärten Institutionen (Demokratie, Rechtsstaat, Wirtschaft) so oft eine pessimistische Sichtweise? Warum klammerten sie sich an ein derart negatives Menschenbild?

Die Antwort findet sich in einem der Bücher von David Hume. Der schottische Philosoph fasste den Spagat der Aufklärung treffend zusammen:

Es ist daher ein berechtigter Grundsatz in der Politik, dass jeder Mensch als Schurke betrachtet werden sollte, obwohl es gleichzeitig etwas seltsam anmutet, dass ein Grundsatz wahr sein sollte, der ansonsten den Tatsachen nicht entspricht. [14]

Mit anderen Worten: Hume glaubte, dass wir so tun sollten, *als wären* die Menschen von Natur aus egoistisch. Auch wenn es überhaupt nicht stimmt.

Als ich das entdeckte, kam mir ein Wort in den Sinn. *Nocebo.* Könnte dies der Fehler sein, auf dem die Aufklärung – und damit die moderne Gesellschaft – beruht?

Im 1. Kapitel haben wir gesehen, dass einige Dinge wahr werden können, wenn wir nur daran glauben. Dieser Pessimismus kann zu einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung werden. Wenn moderne Ökonomen davon ausgingen, dass wir zutiefst egoistisch seien, avisierten sie eine Politik, die diesen Egoismus erst nach oben spülte. Wenn Politiker davon überzeugt waren, dass Politik ein zynisches Spiel sei, *wurde* sie auch zu einem zynischen Spiel.

Und so drängt sich die Frage auf:

Geht es auch anders?

Können wir die Vernunft nutzen, können wir unseren Verstand gebrauchen, um neue Institutionen zu entwerfen? Institutionen, die auf einem anderen Menschenbild fußen? Was, wenn Schulen und Unternehmen, Ministerien und Regierungen vom Guten im Menschen ausgingen?
Um diese Fragen geht es auf den folgenden Seiten dieses Buches.

Teil 4

Ein neuer Realismus

«Wir müssen idealistisch sein – dann werden aus uns wahre, echte Realisten.»

Viktor Frankl (1905–1997)

1.

Ich war 19, als ich meine erste Philosophievorlesung hörte. An diesem Morgen machte ich in einem von Leuchtstoffröhren beleuchteten Hörsaal der Universität Utrecht die Bekanntschaft eines britischen Mathematikers und Philosophen: Bertrand Russell (1872–1970). In wenigen Minuten war mir klar: Dieser Mann war mein neuer Held.

Es stellte sich heraus, dass Russell nicht nur ein brillanter Logiker war, sondern auch der Gründer einer revolutionären Schule, ein früher Verfechter der Rechte von Homosexuellen, ein Freidenker, der erkannte, dass die russische Revolution zu nacktem Elend führen würde, ein Friedensaktivist, der noch im Alter von 89 Jahren wegen zivilen Ungehorsams inhaftiert wurde, der Verfasser von mehr als 60 Büchern und 2000 Artikeln, der Überlebende eines Flugzeugabsturzes. Und ja, er hat auch den Nobelpreis für Literatur bekommen.

Was ich an Russell am meisten bewunderte, war seine intellektuelle Integrität. Sein Glaube an die Wahrheit. Russell wusste, dass es nur allzu menschlich ist, zu glauben, was einem gerade passt, und widersetzte sich dieser Neigung sein ganzes Leben lang. Immer wieder schwamm er gegen den Strom, obwohl er dafür einen hohen Preis entrichten musste. Eine seiner Aussagen hat sich mir besonders eingeprägt. 1959 bat die BBC Russell um Rat für zukünftige Generationen. Er antwortete:

Wenn Sie etwas studieren oder versuchen, eine Philosophie zu bewerten, fragen Sie sich einfach nur, um welche Fakten es geht und welche Wahrheit von diesen Fakten gestützt wird. Lassen Sie sich niemals von dem beeinflussen, was Sie glauben möchten, oder von etwas, von dem Sie annehmen, dass es nützliche soziale Auswirkungen hätte, wenn es geglaubt würde. Betrachten Sie lediglich die Fakten. [1]

Diese Worte übten einen enormen Einfluss auf mich aus. Ich vernahm sie zu einer Zeit, als ich mich fragte, ob ich noch an einen Gott glauben könnte. Als Sohn eines Pastors und Mitglied einer christlichen Studentenvereinigung war ich geneigt, meine Zweifel über Bord zu werfen. Ich wusste, worauf ich gehofft hatte: dass es ein Leben nach dem Tod geben würde, dass im Jenseits alles in Ordnung käme und dass wir nicht allein auf diesem Erdenkloß sind. Aber fortan spukte mir Russells Warnung durch den Kopf: «Lass

dich nie von dem beeinflussen, was du glauben willst.» [2]
Beim Schreiben dieses Buch habe ich mein Bestes gegeben.
Ob es mir gelungen ist, Russells Rat zu beherzigen? Ich hoffe es. Aber ich bezweifle es auch. Ich brauchte jedenfalls den Rat kritischer Mitleser. Und wie Russell sagte: «Keine unserer Überzeugungen ist wirklich wahr, zumindest haben sie alle den Schatten von Unbestimmtheit und Irrtum.» [3] Wenn wir der Wahrheit so nahe wie möglich kommen wollen, sollten wir Gewissheit vermeiden. Denn dann müssen wir beständig an uns zweifeln. *«The Will to Doubt»* (Der Wille zum Zweifel) nannte Russell diese Lebenseinstellung.
Nur wenige Jahre nachdem ich den britischen Philosophen kennengelernt hatte, fand ich heraus, worauf sich diese Zeile – «Der Wille zum Zweifel» – bezog. Russell benutzte ihn, um sich gegen einen anderen Philosophen abzugrenzen, den Amerikaner William James (1842–1910).
Und über diesen Mann müssen wir jetzt sprechen. William James war Dozent von Theodore Roosevelt, Gertrude Stein, W.E. B. DuBois und vielen anderen Größen der amerikanischen Geschichte. Er wurde überall geliebt. James sei «voll warmer, menschlicher Güte» [4] , schrieb Russell, der dem Amerikaner ebenfalls begegnet war. Trotzdem konnte Russell wenig mit James' Vorstellungen anfangen. 1896 hatte James noch einen Vortrag gehalten, in dem nicht der Mut am Zweifel, sondern «Der Wille zum Glauben» im Mittelpunkt stand. James meinte, dass wir einige Dinge einfach glauben müssten, selbst wenn wir keinen Beweis dafür hätten.
Nehmen Sie die Freundschaft. Wenn Sie ständig an Ihren Mitmenschen zweifeln, werden Sie sich in einer Weise verhalten, die es unwahrscheinlich macht, dass jemand Sie mögen wird. Freundschaft und Liebe, Vertrauen und Loyalität werden wahr, *weil* wir daran glauben. Sicher, dieser Glaube kann immer enttäuscht werden, gab James zu, aber er hielt es für besser, durch die «Hoffnung getäuscht zu werden» als durch Angst.
Russell wollte mit dieser Art vager Gedanken nichts zu tun haben. Er verabscheute James' Philosophie, wie nett er den Mann selbst auch fand. Die Wahrheit schert sich nun einmal nicht um *wishful thinking* , so der britische Philosoph. Das sollte auch jahrelang mein Motto werden, bis ich anfing, am Zweifel selbst zu zweifeln.

2.

Wir schreiben das Jahr 1963, vier Jahre nach Russells Interview mit der BBC .

In Cambridge, Massachusetts, wird ein kleines Experiment durchgeführt. Bob Rosenthal, ein junger Psychologe von der Harvard-Universität, hat an zwei Käfigen mit Ratten Schilder aufgehängt. Auf einem Schild steht, dass es sich um speziell ausgebildete, intelligente Tiere handelt. Im anderen Käfig sollen dumme, träge Ratten sitzen.

An diesem Tag weist Rosenthal seine Studenten an, die Ratten durch ein Labyrinth laufen zu lassen. Sie sollen verfolgen, wie lange die Tiere brauchen, um den Ausgang zu finden. Was die Teilnehmer jedoch nicht wissen, ist, dass keine der Ratten trainiert wurde. Es sind ausnahmslos ganz gewöhnliche Tiere.

Dann geschieht etwas Außergewöhnliches. Die Ratten, die die Studenten für schlauer und schneller *halten* , schneiden besser ab. Es ist fast magisch. Die «intelligenten» Ratten, die in Wirklichkeit überhaupt nicht schlauer sind, erzielen fast doppelt so gute Ergebnisse wie die «dummen» Ratten.

«Anfangs hat mir niemand geglaubt», wird sich Rosenthal Jahre später erinnern. «Ich konnte die Ergebnisse auch nirgendwo veröffentlichen.» [1] Erst nach einer Weile realisierte der Psychologe, dass keine magischen Kräfte im Spiel waren. Es gab eine wissenschaftliche Erklärung. Rosenthal kam dahinter, dass die Art und Weise, wie seine Studenten die «intelligenten» Ratten berührten – liebevoller, sachter, erwartungsvoller –, das Verhalten der Ratten veränderte. Und in der Folge schlossen sie dann auch besser ab.

Von diesem Moment an reift eine radikale Idee in Rosenthal heran. Er ist immer stärker davon überzeugt, eine unsichtbare, aber fundamentale Kraft entdeckt zu haben. «Wenn ein Schuldirektor einem Lehrer mitteilt, dass jemand wie ein lahmer Schüler wirkt», fragt sich Rosenthal in der Zeitschrift *American Scientist* , «erfüllt sich diese Erwartung dann von selbst?»

Ein paar Wochen später liegt ein Brief auf seiner Fußmatte. Die Direktorin der Spruce School in San Francisco hat Rosenthals Artikel gelesen. «Lassen Sie mich wissen, wenn ich Ihnen helfen kann», schreibt sie. [2] Der Psychologe nimmt das Angebot an, und so beginnt die nächste Studie. Diesmal ist es kein Experiment mit

Ratten. Diesmal geht es um ein Experiment mit Kindern.

Zu Beginn des neuen Schuljahres wird den Lehrern der Spruce School mitgeteilt, dass ein renommierter Wissenschaftler, ein gewisser Bob Rosenthal, einen fortgeschrittenen *«Hidden Acquisition Test»* entwickelt hat. Damit könne er vorhersagen, welche Schüler im kommenden Schuljahr die größten Sprünge nach vorn machen würden.

Die Lehrer wissen nicht, dass es sich um einen gewöhnlichen IQ -Test handelt. Mehr noch, Rosenthal und sein Team legen die Punktskala beiseite und werfen einfach eine Münze, um festzulegen, welche Schüler das größte «Potenzial» haben sollen. Sie lassen diese Erwartung gegenüber den Lehrern durchsickern, während die Kinder ihre Punktzahl nicht erfahren.

Und ja: Auch hier wirkt die magische Kraft der Erwartung. Die Lehrer widmen der «klugen» Gruppe mehr Aufmerksamkeit, Komplimente und hoffnungsvolle Blicke, wodurch auch die Kinder beginnen, sich selbst mit anderen Augen zu sehen. Der Effekt auf junge Schüler fällt am deutlichsten aus: Sie vollziehen innerhalb eines Jahres einen durchschnittlichen Sprung von 27 IQ -Punkten. Die größten Fortschritte werden von Jungen mit mexikanischem Aussehen erzielt, eine Gruppe, von der normalerweise am wenigsten erwartet wird. [3]

Rosenthal nennt seine Entdeckung den «Pygmalion-Effekt» nach dem mythologischen Künstler, der sich so sehr in die Frauenstatue verliebte, die er selbst angefertigt hatte, dass die Götter beschlossen, sie zum Leben zu erwecken. Der Pygmalion-Effekt erinnert an den Placebo-Effekt, über den ich schon im 1. Kapitel geschrieben habe. Nun reden wir aber nicht von einer Erwartung, die uns selbst nützt. Es ist eine Erwartung, die *anderen* weiterhilft.

Zuerst dachte ich: Eine so alte Untersuchung wird wohl inzwischen überholt sein, genau wie die anderen medienwirksamen Experimente aus den 1960er Jahren. Ganz im Gegenteil.

Fünfzig Jahre später gehört der Pygmalion-Effekt zu den wichtigsten Erkenntnissen der Psychologie überhaupt. Hunderte von Studien sind ihm gefolgt: in der Armee, an Universitäten, in Gerichtssälen, in Familien, in Pflegeheimen und in Unternehmen. [4] Sicher, der Effekt ist nicht immer so stark, wie Rosenthal anfangs dachte, insbesondere wenn es darum geht, wie Kinder bei IQ -Tests abschneiden. Dennoch, eine kritische Review-Studie aus dem Jahr 2005 kam zu dem Schluss, dass «die reichlich

vorhandenen lebensnahen und experimentellen Beweise zeigen, dass die Erwartungen der Lehrer Schüler ganz offensichtlich beeinflussen – zumindest manchmal». [5] Immer wieder zeigt sich: Erwartungen sind mächtige Waffen. Wenn Manager mehr erwarten, schaffen Mitarbeiter mehr. Wenn Offiziere mehr erwarten, kämpfen Soldaten härter. Wenn Krankenschwestern mehr erwarten, geht es Patienten schneller besser.

Aber die Entdeckung von Rosenthal löste nicht die Revolution aus, auf die er und seine Kollegen gehofft hatten. «Der Pygmalion-Effekt ist eine großartige Wissenschaft, die kaum angewendet wird», seufzt ein israelischer Psychologe. «Er hat nicht den Umschwung gebracht, den er hätte auslösen sollen, und das ist sehr enttäuschend.» [6]

Wie Erwartungen in Erfüllung gehen können, können Albträume dies leider auch. Der böse Bruder des Pygmalion-Effekts ist der Golem-Effekt, benannt nach der jüdischen Legende eines Wesens, das geschaffen wurde, um die Bewohner von Prag zu beschützen, das sich jedoch in ein Monster verwandelte. Der Golem-Effekt ist ebenfalls allgegenwärtig. Menschen, von denen wir weniger erwarten, würdigen wir seltener eines Blickes. Wir halten Abstand. Wir lächeln ihnen seltener zu. Kurz gesagt, wir machen genau das, was Rosenthals Testpersonen getan haben, als sie die «dummen» Ratten auf das Labyrinth losließen.

Über den Golem-Effekt wurde wenig geforscht, da es ziemlich unmoralisch ist, Testpersonen mit schlechten Erwartungen zu begegnen. Aber was wir wissen, ist schockierend. So teilte der Psychologe Wendell Johnson 1939 in Davenport, Iowa, etwa 20 Waisenkinder in zwei Gruppen auf. Einer Gruppe wurde gesagt, dass sie sich gut artikulieren könnten, während der anderen Gruppe bedeutet wurde, sie seien Stotterer. Diese Untersuchung wird heutzutage *«The Monster Study»* genannt, weil mehrere Kinder eine lebenslange Sprachstörung zurückbehielten. [7]

Der Golem-Effekt ist eine Art Nocebo. Ein Nocebo, das schlechte Schüler noch weiter zurückfallen lässt, Obdachlosen die Hoffnung nimmt und einsame Teenager radikalisieren kann. Es ist eine der Möglichkeiten, bei denen Rassismus seine Wirkung entfaltet: Menschen, von denen weniger erwartet wird, leisten weniger und schneiden dann auch noch schlechter ab. Es gibt sogar Hinweise darauf, dass der Golem-Effekt ganze Organisationen in den Abgrund ziehen kann, wenn sich die negativen Erwartungen häufen. [8]

3.
Unsere Welt hängt am Zusammenspiel von Pygmalion- und Golem-Effekten. Jeden Tag machen wir einander klüger oder dümmer, stärker oder schwächer, schneller oder langsamer. Buchstäblich mit jeder Faser unseres Körpers senden wir Erwartungen aus, mit Blicken, Einstellungen und dem Klang unserer Stimme. Ich habe Erwartungen an Sie, die mein Verhalten Ihnen gegenüber bestimmen; und mein Verhalten wirkt sich dann auf die Erwartungen aus, die Sie an mich stellen, die dann wiederum Ihr Verhalten mir gegenüber beeinflussen.
Eigentlich haben wir es hier – Entschuldigung, wenn es jetzt etwas hochtrabend klingt – mit der Essenz des menschlichen Zustands zu tun. Der *Homo puppy* ist eine Antenne, die sich fortwährend auf andere einstellt. Wenn sich jemand die Finger in der Tür klemmt, krümmt man sich selbst auch vor Schmerz. Sieht man einen Seiltänzer auf dünnem Seil, grummelt es einem im Magen. Und wenn jemand anfängt zu gähnen, wird es schwierig, selbst das Gähnen zu unterdrücken. Menschen sind durch und durch sich gegenseitig spiegelnde Wesen.
Und oft funktioniert dieses wechselseitige Spiegeln hervorragend. Eine nette Atmosphäre auf der Tanzfläche steigert sich in dem Maße, wie die Partygäste einander näherkommen. Unsere natürliche Tendenz, andere zu spiegeln, wird oft als etwas Positives genannt, aber leider ist es in der Realität viel komplizierter. Hass, Neid und Gier können wir nämlich auch widerspiegeln. [1] Wenn Menschen schlechte Ideen voneinander übernehmen – Ideen, von denen man denkt, dass jeder an sie glaubt –, können daraus die größten Katastrophen resultieren.
Nehmen wir die ökonomischen Blasen. Schon 1936 schrieb der britische Ökonom John Maynard Keynes, dass Finanzmärkte wie eine Art Schönheitswettbewerb funktionieren. Angenommen, man präsentierte Ihnen 100 Fotos, und Sie müssten nicht darauf tippen, welches davon Ihnen das liebste wäre, sondern darauf, welches *andere* am meisten mögen. [2] In einer solchen Situation versuchen alle zu erraten, was jedermann denken mag. Und wenn jeder glaubt, dass alle anderen daran glauben, eine Aktie werde im Wert steigen, dann wird sie das auch tun. So etwas kann eine Weile funktionieren, bis die Blase platzt. Im Januar 1637 wurden während der «Tulpenmanie» in Amsterdam Tulpenzwiebeln für mehr als das

Zehnfache des Jahresgehalts eines erfahrenen Handwerkers verkauft. Kurz darauf waren die Zwiebeln wertlos.

Diese Art von Blasen existieren nicht nur in der Finanzwelt. Sie bestehen überall. Ein Psychologe der Duke-Universität, Dan Ariely, demonstrierte das einmal sehr schön während einer seiner Vorlesungen. Er begann mit der Einführung seines Faches, der Verhaltensökonomie, und benutzte eine scheinbar tiefgründige Definition. In Wirklichkeit stammte diese von einem Generator, der – mit jedem Knopfdruck – eine Reihe zufälliger Wörter und Sätze aneinanderfügte. Das Ergebnis: komplizierteste Begriffe wie *«dialektisch-enigmatische Theorie»* und *«neodekonstruktiver Rationalismus».*

Minutenlang lauschten Arielys Studenten an einer der besten Universitäten der Welt atemlos diesem bedeutungslosen Wortschwall. Keiner lachte. Niemand hob die Hand. Und keiner gab zu, dass er nichts verstanden hatte.

«Und das wirft die große Frage auf …», schloss Ariely, «warum hat mich eigentlich niemand gefragt, wovon um Himmels willen ich überhaupt rede?» [3]

Was sich in diesem Hörsaal abspielte, wird in der Psychologie – und dieses Wort stammt nicht aus dem Generator – als «pluralistische Unwissenheit» bezeichnet. Jeder einzelne unter den Studenten fand Arielys Geschichte unverständlich. Aber jeder sah auch seine Kommilitonen aufmerksam zuhören, also glaubten alle, dass es nur an ihnen liegen könne (Leser, die hin und wieder an Kongressen mit Keynotes über zum Beispiel «disruptive Co-Creation in der Netzwerkgesellschaft» teilnehmen, werden dieses Verhalten kennen).

Das ist ein eher harmloses Beispiel. Aber pluralistische Unwissenheit kann laut Forschung lebensbedrohliche Formen annehmen. Ein gutes Beispiel ist das Komasaufen. Wenn Schüler einzeln befragt werden, machen sie sich in der Regel nichts daraus. Aber weil sie glauben, dass *andere* Studenten es cool finden, landen sie trotzdem kotzend in der Gosse.

Wir verfügen inzwischen über eine ganze Reihe von Untersuchungen, die zeigen, dass eine solche negative Spirale auch bei viel größeren Übeln wie Rassismus, Gruppenvergewaltigungen, Ehrenmorden, Unterstützung von Terroristen und diktatorischen Regimen und sogar Völkermord auftreten kann. [4] Innerlich missbilligen die Täter ihr Handeln, aber sie befürchten, dass sie

damit alleine stehen. Und machen also doch mit. Der *Homo puppy* hat es schwer, gegen die Gruppe aufzutreten. Wir sind in der Lage, das größte Elend über ein bisschen Scham oder Unbehagen zu stellen.

Deshalb habe ich mich gefragt: Könnte unser negatives Menschenbild auch eine Form der pluralistischen Unwissenheit sein? Unterstellen wir, dass die meisten Menschen egoistisch sind, weil wir davon ausgehen, dass die anderen das Gleiche denken? Und fügen wir uns deshalb diesem Zynismus, während wir uns eigentlich nach einem Leben mit mehr Freundlichkeit und Zusammengehörigkeit sehnen?

Ich muss manchmal an die Spiralen denken, in denen sich Ameisen verwickeln können. Ameisen sind programmiert, den Pheromonen vor ihnen zu folgen. Normalerweise marschieren sie in einer ordentlichen Linie, aber manchmal geht etwas schief, und es wird ein Kreis daraus. Dann können Zehntausende Ameisen tagelang aneinander vorbeiziehen, in Kreisen von Hunderten von Metern Breite. Die Ameisen laufen stumpf weiter, werden müde, hungern und sterben.

Ab und zu scheinen Familien, Unternehmen oder ganze Länder in der gleichen Spirale zu stecken. Wir drehen uns weiter im Kreise, wir schlagen den falschen Weg ein, nur wenige von uns widersetzen sich – und so marschieren wir unserem Untergang entgegen.

Es ist nun fünfzig Jahre her, dass Bob Rosenthals Karriere begann. Der Psychologe denkt noch heute darüber nach, wie wir die Kraft der Erwartung zu unserem Vorteil nutzen können. Denn nicht allein Hass, auch Vertrauen ist ansteckend.

Solches Vertrauen beginnt oft bei jemandem, der es wagt, gegen den Strom zu schwimmen. Jemand, der zunächst noch unrealistisch oder vielleicht sogar naiv erscheint. Im weiteren Verlauf dieses Buches möchte ich Ihnen einige solcher Menschen vorstellen. Manager, die ihren Mitarbeitern volles Vertrauen entgegenbringen. Lehrer, die Kinder frei spielen lassen. Und Politiker, die ihre Bürger so behandeln, als ob sie kreativ und engagiert wären.

Es sind allesamt Menschen, die von dem getrieben werden, was der Philosoph William James «den Willen zum Glauben» nannte. Menschen, die die Welt nach ihrem eigenen Bild formen.

13. Kapitel
Die Kraft der inneren Motivation
1.
Schon immer wollte ich mal mit Jos de Blok sprechen. Ich hatte viel über den Erfolg seines Pflegedienstes Buurtzorg (Nachbarschaftsbetreuung) gelesen und vermutete, dass er einer der Vertreter eines neuen Realismus war. Eines neuen Menschenbildes. Aber ich will ehrlich sein: Als ich zum ersten Mal mit ihm sprach, machte er mir nicht den Eindruck eines großen Denkers. De Blok tat die gesamte Führungsschicht mit wenigen Worten ab: «Managen ist Schwachsinn. Man muss die Leute einfach ihren Job machen lassen.»
Klar, Jos, denkt man da. Hast du noch so einen auf Lager? Bis man begreift: Das ist kein Schwätzer. Dieser Mann hat ein überaus erfolgreiches Unternehmen mit mehr als 14000 Mitarbeitern aufgebaut. Er wurde fünfmal zum Arbeitgeber des Jahres gewählt. Professoren von New York bis Tokio haben ihn aufgesucht, um an seinem Wissen teilhaben zu können.
Also beschloss ich, alle Interviews mit Jos de Blok durchzugehen. Schon bald schüttete ich mich aus vor Lachen.
Frage : Haben Sie etwas, das Sie motiviert? Steve Jobs soll jeden Morgen zu seinem Spiegelbild gesagt haben: Was würde ich tun, wenn dies mein letzter Tag wäre?
Antwort : «Ich habe sein Buch auch gelesen und glaube kein Wort davon.» [1]
Frage : Gehen Sie oft zu Netzwerktreffen?
Antwort : «Bei den meisten Zusammenkünften passiert rein gar nichts, ich sehe nur Leute, die sich gegenseitig in ihrer Meinung bestätigen. Da muss ich nicht hin.» [2]
Frage : Wie motivieren Sie [Ihre Mitarbeiter]?
Antwort : «Gar nicht. Ich denke, dass davon eine Art Bevormundung ausgehen würde.» [3]
Frage : Wo entsteht das Licht am Horizont, das Sie und Ihre Teams antreibt?
Antwort : «Dieses Licht ist nicht da. Mit so einem Licht hab ich nichts am Hut.» [4]
Es fällt vielleicht schwer zu glauben, aber dieser Mann erhielt im November 2014 die renommierte Albert-Medaille von der Royal Society of Arts in London. Den gleichen Preis hatten zuvor Tim

Berners-Lee, der Erfinder des *World Wide Web* , Francis Crick, der Entdecker der DNA -Struktur, und Stephen Hawking, der brillante Physiker, bekommen.

Und nun also Jos de Blok aus Almelo. Der gesamte britische Jetset war für seine *keynote speech* auf den Beinen. In authentischem Steinkohlen-Englisch sagte de Blok, dass er zuerst an einen Witz geglaubt hatte. Aber nein, es war kein Witz.

Es war höchste Zeit.

2.

Um zu verstehen, warum de Bloks Ideen so revolutionär und mit der Entflechtung der DNA vergleichbar sind, müssen wir zurück zum Beginn des 20. Jahrhunderts.

Die Disziplin Betriebswissenschaft kam damals auf, und dieses neue Forschungsfeld basierte auf einem Hobbes'schen Menschenbild. Wir wären von Natur aus habgierige Kreaturen. Genau deshalb sollten wir auch Manager nötig haben: damit sie uns im Auge behalten. Die Idee, die dahintersteckte: dass der Manager auch die richtigen «Impulse» geben sollte. Banker bekommen Boni, weil sie härter arbeiten, Arbeitslosengeld wird gekürzt, damit die Leute vom Sofa hochkommen, Kinder erhalten ein «Ungenügend», damit sie sich mehr anstrengen.

Das Faszinierende ist, dass die beiden großen Ideologien des 20. Jahrhunderts, Kapitalismus und Kommunismus, das gleiche Menschenbild zugrunde legen. Der Kapitalist und der Kommunist stimmten darin überein, dass es nur zwei Möglichkeiten gibt, Menschen in Bewegung zu setzen. Zuckerbrot und Peitsche. Der Kapitalist vertraute hauptsächlich dem Zuckerbrot (d.h. dem Geld), während der Kommunist die Peitsche (d.h. die Bestrafung) vorzog. Aber in einem waren sie sich vollkommen einig: Menschen motivieren sich nicht selbst.

Vielleicht denken Sie jetzt: alles halb so schlimm. Ich bin bestens motiviert. Bevor es also zu Missverständnissen kommt – Sie haben damit wahrscheinlich völlig recht. Mein Punkt ist der, dass wir vor allem von anderen vermuten, dass sie sich nicht selbst motivieren können.

Professor Chip Heath von der Stanford-Universität spricht diesbezüglich von einem «nominellen Motivationsvorurteil». Wir gehen ständig davon aus, dass es die anderen nur wegen des Geldes tun. Zum Beispiel fand Heath in einer Befragung von Jurastudenten heraus, dass 64 Prozent das Fach studierten, weil es schon immer

ihr Traum gewesen war oder weil sie es einfach interessant fanden. Aber nur zwölf Prozent glaubten, dass das auch für andere Studenten gelte. Die anderen? Sie machen es doch nur wegen des Geldes! [1]

Der Kapitalismus basiert auf genau diesem zynischen Menschenbild. «Was die Arbeitnehmer von ihren Arbeitgebern am liebsten wollen, sind vor allem hohe Löhne», sagte vor 100 Jahren einer der ersten Unternehmensberater, Frederick Taylor. [2] Taylor wurde berühmt für seine «wissenschaftliche Unternehmensführung», die von der Prämisse ausgeht, dass die Leistung so genau wie möglich gemessen werden sollte, um Fabriken so effizient wie möglich zu gestalten. Ein Manager mit einer Stoppuhr stand neben dem Montageband, um zu dokumentieren, wie lange es dauerte, eine Schraube anzuziehen oder einen Karton zu packen. Taylor sah den idealen Mitarbeiter als hirnlosen Roboter, «[er] muss natürlich geistig sehr tief stehen und recht gleichgültig sein». [3]

Mit dieser Botschaft wurde Frederick Taylor zu einem der einflussreichsten Betriebswirtschafts-Experten überhaupt. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts liefen alle mit seinen Ideen im Kopf herum: Kommunisten, Faschisten und Kapitalisten. Von Lenin bis Mussolini, von Renault bis Siemens – Taylors Managementphilosophie verbreitete sich, mit den Worten seines Biographen, «wie ein Virus über die ganze Welt». [4]

Natürlich hat sich seither viel verändert. Bei hippen Start-ups kann man jetzt in Turnschuhen im Büro antanzen. Viele Mitarbeiter dürfen ihre Zeit flexibler gestalten. Aber Taylors Menschenbild – seine Überzeugung, dass uns nur Zuckerbrot und Peitsche in Bewegung bringen – überdauert die Zeit. Wenn es um häusliche Pflegekräfte geht, die in sieben Minuten Stützstrümpfe ausziehen müssen, um Lageristen, die ständig gefilmt werden, oder um Ärzte, die nach einer «Diagnose-Behandlungs-Kombination» bezahlt werden, sprechen wir noch immer von Taylorismus.

3.

Es war im Sommer 1969, als vorsichtig andere Töne angeschlagen wurden.

Edward Deci, ein junger Psychologe, arbeitete an seiner Doktorarbeit, es war eine Zeit, in der die Psychologie in den Bann des sogenannten Behaviorismus geraten war. Diese Theorie ging (wie Frederick Taylor) davon aus, dass Menschen durch und durch passive Wesen waren. Wir würden uns nur für eine Belohnung oder

aus Angst vor Strafe in Bewegung setzen.
Aber Deci hatte das Gefühl, dass an dieser Theorie etwas nicht stimmte. Die Menschen tun ständig seltsame Dinge, die nicht ins behavioristische Menschenbild passen. Man denke ans Bergsteigen (anstrengend!), Freiwilligenarbeit (unbezahlt!) und Kinderkriegen (heftig!). Wir tun die ganze Zeit Dinge, die kein Geld einbringen und sogar sterbenslangweilig sind, ohne dazu gezwungen zu werden.
In diesem Sommer machte Deci eine seltsame Entdeckung: Manchmal sorgen Zuckerbrot und Peitsche dafür, dass die Leute *weniger* geben als ihr Bestes. Als er einer Gruppe von Studenten ein paar Dollar zahlte, um ein Rätsel zu lösen, ließ ihr Interesse daran nach. «Wenn Geld als Belohnung für eine bestimmte Aktivität winkt», schrieb Deci später, «verliert das Subjekt seine eigentliche Motivation.» [1]
Das war eine revolutionäre Hypothese. Deshalb wollten die Ökonomen dieser Zeit auch nichts davon wissen. Sie schworen weiterhin darauf, dass finanzielle Anreize zu unserer inneren Motivation einfach dazugehören. Wenn Studenten ein Rätsel mögen, werden sie es mit einer Belohnung noch mehr mögen.
Auch viele Psychologen schauten verächtlich auf Edward Deci herab. «Wir bewegten uns außerhalb des Mainstreams», erinnerte sich Richard Ryan (Decis Kollege und bester Freund) später. «Die Vorstellung, dass Belohnungen die Motivation untergraben könnten, war für die Behavioristen unvorstellbar.» [2]
Aber dann erschien eine Studie nach der anderen, die Decis Vermutung bestätigte. So hatte beispielsweise Ende der 1990er Jahre eine Gruppe von Kindertagesstätten in Haifa, Israel, ein Problem. Ein Viertel der Eltern kam erst nach der Schließungszeit, um die Kinder abzuholen. Das Ergebnis: traurige Kinder und ein Betreuer, der Überstunden machen musste. Der Kindergarten beschloss, ein Bußgeld einzuführen: drei Dollar für jeden, der zu spät käme.
Es schien ein cleverer Plan zu sein: Jetzt hatten die Eltern gleich *zwei* Gründe, pünktlich zu erscheinen. Einen moralischen und einen finanziellen.
Das Bußgeld wurde angekündigt und die Zahl der Eltern, die zu spät kamen … stieg an. Es dauerte nicht lange, bis ein Drittel der Eltern erst nach der Schließungszeit auftauchte. Ein paar Wochen später waren es nicht weniger als 40 Prozent. Die Erklärung war

schnell gefunden: Die Eltern sahen die Geldstrafe als den Preis für das Zuspätkommen und fühlten sich moralisch nicht mehr verpflichtet, die Kinder pünktlich abzuholen. [3]
Mittlerweile wurden zahlreiche Studien durchgeführt, aus denen das Gleiche hervorgeht: Manchmal lassen sich die Beweggründe nicht addieren. Manchmal konkurrieren sie geradezu miteinander. Vor einigen Jahren haben Forscher der Universität von Massachusetts insgesamt 51 Studien zur Wirkung von Effekten finanzieller Anreize analysiert. Sie fanden «überwältigende Beweise», dass Boni die innere Motivation und den moralischen Kompass der Mitarbeiter abstumpfen können. [4] Und als ob dieses Ergebnis nicht schon erschreckend genug wäre: Sie entdeckten zudem, dass Boni und Ziele auch die Kreativität beeinträchtigen können. Mit äußeren Anreizen bekommt man nämlich hauptsächlich mehr vom Gleichen. Wer stundenweise bezahlt, bekommt mehr Stunden. Wer pro Publikation bezahlt, bekommt mehr Publikationen. Wer pro Operation bezahlt, bekommt mehr Operationen.
Wieder einmal fällt die Übereinstimmung zwischen der ehemaligen Sowjetunion und unserer kapitalistischen Wirtschaft ins Auge. Die sowjetischen Manager arbeiteten mit Zielvorgaben. Und wenn diese Zielvorgaben z.B. in einer Möbelfabrik erhöht wurden, sackte die Qualität der Möbel ab. Sollte dann nach Gewicht der Möbel bezahlt werden, wurden die Einzelstücke plötzlich bleischwer.
Man könnte darüber lachen, aber das Traurige ist, dass genau dies noch immer in vielen Organisationen auf der Tagesordnung steht. Chirurgen, die pro Behandlung bezahlt werden, neigen dazu, schneller zum Skalpell zu greifen, anstatt eine bessere Versorgung anzubieten. Eine große Anwaltskanzlei, die ihre Mitarbeiter verpflichtet, eine Mindeststundenzahl (z.B. 1500 pro Jahr) in Rechnung zu stellen, ermutigt die Mitarbeiter nicht zu besserer Arbeit, sondern zu Überstunden. Kommunistisch oder kapitalistisch, in beiden Fällen tastet die Diktatur der Zahlen die innere Motivation an.
Funktionieren Boni tatsächlich nicht? Doch, tun sie. Die Untersuchungen des Verhaltensökonomen Dan Ariely zeigen, dass sie bei einfachen, mechanischen Handlungen (man denke an die Fabriken, in denen Frederick Taylor mit seiner Stoppuhr herumgelaufen ist) effektiv sein können. [5] In unserer modernen Ökonomie wird diese Arbeit immer öfter von Robotern verrichtet,

und Roboter brauchen keine innere Motivation.
Aber wir Menschen können ohne sie nicht leben.
Leider haben sich die Lehren von Edward Deci noch nicht ausreichend in der Arbeitswelt verbreitet. Zu oft tun wir noch so, als wären Menschen Roboter. Im Büro. In der Schule. In Krankenhäusern. An den Schaltern der Arbeitsämter.
Immer wieder gehen wir vom Egoismus des anderen aus. Wir nehmen an, dass andere eher faul als müde sind, es sei denn, eine Belohnung winkt. Eine kürzlich durchgeführte britische Studie ergab, dass sich die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung (74 Prozent) eher mit Werten wie Hilfsbereitschaft, Ehrlichkeit und Gerechtigkeit als mit Geld, Status und Macht identifiziert. Aber die Forscher fanden auch heraus, dass der größte Anteil – 78 Prozent – der Meinung ist, dass andere egoistischer sind, als es in Wirklichkeit der Fall ist. [6]
Einige Ökonomen stören sich nicht an diesem schiefen Menschenbild. Der berühmte Ökonom Milton Friedman zum Beispiel argumentierte, dass es in Ordnung sei, von falschen Annahmen auszugehen, solange nur die Vorhersagen eintreffen. [7]
Aber Friedman hat den Nocebo-Effekt vergessen: Was man annimmt, ist das, was man heraufbeschwört.
So kann die Art und Weise, wie man Sie belohnt, Sie zu einer ganz anderen Person machen. Zwei amerikanische Psychologen haben vor einigen Jahren gezeigt, dass Rechtsanwälte und Berater, die stundenweise bezahlt werden, ihre gesamte Zeit in Anspruch nehmen werden. Auch wenn sie dabei nicht arbeiten. Die Folge: Juristen, die ihre Arbeitszeiten genau registrieren, sind auch weniger bereit, etwas darüber hinaus zu tun. [8]
Schließlich ist es erstaunlich zu sehen, wie oft wir wegen Zielen, Boni und Androhungen von Strafen in Schwierigkeiten geraten:

- Man denke an CEO s, die sich einzig auf ihre Quartalsergebnisse fokussieren und damit ihr Unternehmen in den Abgrund reißen.
- Man denke an Wissenschaftler, die nach der Menge ihrer Publikationen bezahlt werden und deshalb in Versuchung geraten zu betrügen.
- Man denke an Schulen, die an den messbaren Ergebnissen von standardisierten Tests gemessen werden und deshalb im Unterricht weniger auf das achten, was nicht messbar ist.

- Man denke an Psychologen, die dafür bezahlt werden, so lange wie möglich zu behandeln, und also auch so lange wie möglich weitermachen.
- Man denke an Bankiers, die ihre Boni durch den Verkauf von Schrotthypotheken verdienen und dann das globale Finanzsystem ins Wanken bringen.

Und so weiter und so fort. 100 Jahre nach Frederick Taylor untergraben wir noch immer auf vielfältige Weise jegliche innere Motivation. Eine große Umfrage unter 230000 Mitarbeitern in 142 Ländern vor einigen Jahren ergab, dass sich nur 13 Prozent bei ihrer Arbeit «engagiert» fühlen. [9] 13 Prozent. Wenn man sich solche Zahlen auf der Zunge zergehen lässt, weiß man, wie viel Ehrgeiz und Energie wir brachliegen lassen.

Und wie viel Spielraum bleibt, es anders zu machen.

4.

Zurück zu Jos de Blok. Bis Anfang 2006 war er noch Direktor einer großen Pflegeeinrichtung. Er sprühte vor Ideen über «selbststeuernde Teams» und «weniger Management» – bis seine Kollegen in der Leitung davon die Nase gestrichen voll hatten. De Blok selbst hat nie eine Managementausbildung genossen. Im Gegenteil, er hatte vor Jahren sein Ökonomiestudium abgebrochen, um Krankenpfleger zu werden.

«Die Kluft zwischen der Führungsspitze und normalen Arbeitnehmern – in der Pflege, in der Bildung und so weiter – ist enorm», sagt de Blok, als ich mit ihm in Almelo spreche. «Die Chefs pflegen vor allem untereinander Kontakt. Sie haben bei Schulungen und Kongressen alles so geregelt, dass sie sich gegenseitig auf die Schulter klopfen können und bestätigen, alles richtig zu machen.»

Die Wirklichkeit sieht anders aus. «Es gibt eine Vorstellung über Fachkräfte, nämlich, dass sie nicht strategisch denken können», sagt de Blok. «Dass sie keine Vision haben. Aber Fachkräfte stecken voller Ideen. Sie denken an tausend Dinge, nur hört man ihnen nicht zu. Denn die Manager glauben, dass sie, wenn sie sich irgendetwas aus den Fingern gesaugt haben, sie die Fachkräfte unbedingt daran teilhaben lassen müssen.»

De Blok hat eine ganz andere Vision. Er sieht seine Mitarbeiter als innerlich motivierte Profis, die selbst am besten wissen, wie sie ihre Arbeit zu machen haben. «Meine Erfahrung ist, dass viele Manager entsetzlich wenige Ideen entwickeln. Sie haben ihren Job

bekommen, weil sie ins System passen. Und weil sie folgsam sind. Aber nicht, weil sie große Visionäre sind. Dann beginnen sie mit der ‹*high performance leadership*› -Ausbildung und glauben, dass sie zu einer Art Vorhut gehören. Von Innovatoren.»

Als ich de Blok sage, dass die Kategorie «Manager von Pflegeeinrichtungen» zwischen 1996 und 2014 die am schnellsten wachsende Berufsgruppe der Niederlande war, seufzt er. [1]

«Was aus diesen MBA -ähnlichen Kursen hervorgeht … Wenn man in einem solchen Kurs sitzt, verfällt man schnell auf die Idee, man hätte eine praktische Methode zur Organisation der Welt gelernt: man hatte Human Resources Management, man hatte Finanzwesen, man hatte Informations- und Kommunikationstechnologie. Und irgendwann gewinnt man den Eindruck, dass viele der Dinge, die im Unternehmen passieren, mit einem selbst zu tun haben. Das sieht man bei vielen Chefs. Während in Wirklichkeit die normale Arbeit ohne jedes Management läuft, und sogar besser.»

Mit diesen Ansichten hat de Blok sich schon immer wenig Freunde gemacht. Ein Manager, der nicht managen wollte. Ein Manager mit Fachkenntnissen. Ein Anarchist auf der obersten Sprosse der Leiter. Während die Pflege zu einem Produkt und der Patient zu einem Kunden wurde, entschied sich de Blok, seine Leitungsposition aufzugeben und etwas ganz Neues anzufangen. Er träumte von einer kleinen Oase in einer bürokratischen Wüste. Statt auf Wachstum und freie Marktwirtschaft setzte er auf Kleinteiligkeit und Vertrauen.

Buurtzorg begann mit einem Team von vier Pflegern in Enschede. In den Niederlanden gibt es inzwischen mehr als 800 Teams. Aber das Wichtigste an Buurtzorg ist, was es *nicht* ist. Diese Organisation hat keine Manager, kein Callcenter und keine Planer. Es gibt keine Zielvorgaben und keine Boni. Es gibt kaum Gemeinkosten und nur wenige Sitzungen. In der sogenannten Randstad steht keine geschniegelte Hauptverwaltung – es gibt nur ein hässliches Gebäude in einem hässlichen Gewerbegebiet von Almelo.

Die Teams von etwa zwölf Profis machen so viel wie möglich selbst. Sie planen ihre Woche selbst. Sie stellen Kollegen ein. Und sie liefern keine Pflege nach Tarif-Liste: H126 («persönliche Pflege»), H127 («persönliche Pflege extra»), H120 («persönliche Pflege spezial») oder H136 («persönliche Pflege mit Fernbehandlung/ Telemedizin»). Nein, Buurtzorg hat nur ein Produkt: Pflege. Im großen «Produktebuch» (ich denke mir das nicht aus) mit allen

«Pflegeprodukten», die in den Niederlanden geliefert werden, hat Buurtzorg jetzt sogar von den Versicherungen einen eigenen Code erhalten, «R002 – Buurtzorg».

Ferner existiert eine interne Webseite, auf der die Mitarbeiter Wissen und Erfahrung austauschen können. Jedes Team kann über sein eigenes Ausbildungsbudget verfügen. Für je 50 Teams gibt es einen Coach, der einspringen kann, wenn ein Team einmal keine Lösung findet. Schließlich erledigt die Buurtzorg-Zentrale das Finanzielle.

Das ist die Formel, für die es fünfmal den Preis «Bester Arbeitgeber» gab (auch wenn Buurtzorg keine Human-Resources Abteilung kennt), und, auch das noch, den Preis für das beste Marketing im Pflegebereich (auch wenn Buurtzorg gar keine Marketingabteilung hat).

«Die Zufriedenheit von Mitarbeitern und Klienten ist phänomenal gut», so ein Unternehmensberater von KPMG . «Was die Kosten betrifft, so sind sie nur geringfügig günstiger als der Durchschnitt – aber sie liefern eine deutlich überdurchschnittliche Qualität.» [2]

Sie haben richtig gelesen: Buurtzorg ist besser für die Patienten, angenehmer für die Mitarbeiter und billiger für den Steuerzahler. Win-win-win.

In der Zwischenzeit wächst das Unternehmen weiter. Jeden Monat kündigen Dutzende Pfleger ihren Job, um bei Buurtzorg anzufangen. Und das ist nicht verwunderlich: Das Unternehmen räumt ihnen nicht nur mehr Freiheiten ein, sondern zahlt auch ein besseres Gehalt. Vor nicht allzu langer Zeit hat Buurtzorg einen Teil einer bankrotten Hauspflegeorganisation übernommen. «Das Erste, was wir tun, ist, die Gehälter unserer Mitarbeiter zu erhöhen», sagte de Blok damals. [3]

Man verstehe mich nicht falsch: Buurtzorg ist nicht perfekt. Es gibt Ärger, manchmal gehen Dinge schief, was das angeht, arbeiten auch da nur Menschen. [4] Die Organisation ist eher altmodisch. De Bloks Bestreben war es immer, zur einfachen häuslichen Pflege der frühen 1980er Jahre zurückzugehen.

Aber es sollte klar sein, dass vor zehn Jahren in Twente etwas Besonderes begonnen hat. Man könnte sagen, dass Buurtzorg das Beste von allen Seiten kombiniert: Mit Steuergeldern wird die Pflege in kleinem Maßstab von unabhängigen Fachleuten geleistet. Der Kern der Philosophie de Bloks liegt klar auf der Hand: *«Es ist einfach, etwas schwieriger zu machen, aber es ist schwierig, etwas*

einfacher zu machen.» Und es ist nun einmal so: Leitungsebenen mögen es lieber schwierig. «Denn das macht deinen Job interessanter», erklärt de Blok. «Und dann kannst du auch sagen: Siehst du wohl, ich bin unverzichtbar, um diese ganze Komplexität zu beherrschen.»

Könnte es sein, dass ein großer Teil dessen, was wir die «wissensbasierte Wirtschaft» nennen, auf diese Weise funktioniert? Dass gut ausgebildete Manager und Berater simple Dinge so komplex wie möglich gestalten, um sich unentbehrlich zu machen beim Managen eben dieser Komplexität? Ich glaube insgeheim, dass dies das Verdienstmodell sowohl von Bankern im Finanzzentrum von Amsterdam wie auch von postmodernen Philosophen ist, die einen unverständlichen Jargon pflegen. Sie machen einfache Dinge so kompliziert, wie es eben geht.

Auf jeden Fall macht Jos de Blok das genaue Gegenteil. Er setzt auf Einfachheit. Während hochbezahlte Trendbeobachter auf einem Pflegekongress nach dem anderen über Disruption und Innovation orakeln, ist es für ihn wichtiger, das beizubehalten, was gut ist. «Die Welt profitiert oft mehr von Kontinuität als von kontinuierlichen Veränderungen», sagt er. «Wir haben jetzt Veränderungsmanager, *Change Agents* und lauter solche Leute. Aber wenn ich mir die Pflege in den Bezirken ansehe, hat sich der Beruf in 30 Jahren kaum verändert. Man versucht, eine Beziehung zu jemandem in einer schwierigen Situation aufzubauen, das bleibt immer gleich. Natürlich kann man neue Erkenntnisse und Techniken anwenden, aber die Basis ist unverändert.»

Was laut de Blok verändert werden muss, ist das *Pflegesystem.* In den letzten Jahrzehnten haben hier Juristen das Heft in die Hand genommen. «Heute wird alles unter dem Blickwinkel von einander gegenüberstehenden Parteien betrachtet», sagt de Blok, «eine Partei, die einkauft, und eine Partei, die verkauft. Erst letzte Woche war ich in einem Krankenhaus, wo man mir sagte: Ja, wir haben jetzt unser eigenes Vertriebsteam. Das muss man sich mal vorstellen! Wir haben Krankenhäuser mit kaufmännischen Abteilungen und Verkaufsteams! Auf der anderen Seite stehen die Versicherer mit ihren Einkaufsteams. Auf beiden Seiten sitzen Leute ohne jeglichen Hintergrund im Pflegewesen. Der eine kauft ein, der andere verkauft – und beide wissen nicht, worum es hier eigentlich geht.»

In der Zwischenzeit schwillt die Bürokratie an, denn wenn man aus der Pflege einen Markt machen will, hat man viel Papierkram zu

erledigen. De Blok: «Weil man einander nicht vertraut, werden immer mehr Vorbehalte eingebaut. Allerlei Kontrollen, die in viel Bürokratie münden. Es ist wirklich absurd zu sehen. Und bei den Versicherungen wächst die Zahl der Berater und Verwaltungsexperten nur noch an. Die der Fachleute sinkt.»

De Blok plädiert für eine ganz andere Finanzierung der Pflege. Weg mit dem Produktdenken. Der Beruf muss wieder in den Vordergrund gerückt, die Finanzierung viel einfacher werden. «Je simpler die Finanzierung», sagt de Blok, «desto mehr Aufmerksamkeit wird dem Inhalt gewidmet. Je komplizierter die Finanzierung, desto mehr wird nach Möglichkeiten gesucht, das System zu missbrauchen. Dann wachsen die Finanzabteilungen, und die haben dann das Sagen über die Inhalte.»

Wer eine Weile mit Jos de Blok spricht, merkt, dass seine Erkenntnisse nicht allein auf die Pflege zutreffen. Sie können auch in anderen Bereichen angewendet werden. In Schulen und Polizeistationen. In Ministerien und Unternehmen.

Ein schönes Beispiel ist das französische Unternehmen FAVI , das Teile für die Automobilindustrie liefert. Als Jean-François Zobrist 1983 neuer CEO wurde, war FAVI noch ein altmodisches Unternehmen. Es gab eine straffe Pyramidenstruktur, wer viel arbeitete, bekam Boni, wer zu spät kam, musste Kürzungen in Kauf nehmen.

Vom ersten Tag an träumte Zobrist von einem Unternehmen, in dem nicht er, sondern die Mitarbeiter der Chef sein würden. Wo die Leute pünktlich kamen, weil sie sich verantwortlich fühlten (und man annehmen durfte, dass sie einen triftigen Grund hatten, wenn das mal nicht klappte). «Ich träumte von einem Ort», sagte Zobrist später, «an dem sich jeder wie zu Hause fühlen würde. Nicht mehr, und nicht weniger.» [5]

Seine erste Maßnahme? Das Zumauern des großen Fensters, von dem aus das Management die Produktionsstätte überwachen konnte. Dann baute er die Stechuhr ab, ließ die Schlösser an den Lagerräumen entfernen und schaffte das Bonussystem ab. Zobrist teilte das Unternehmen in «Mini-Fabriken» mit 25 bis 30 Mitarbeitern auf, die ihren eigenen Teamleiter wählten. Diese Teams konnten alles selbst entscheiden: ihr Gehalt, ihre Arbeitszeiten, wen sie einstellten und so weiter. Sie waren direkt gegenüber ihren Kunden verantwortlich.

Wenn langjährige Manager in den Ruhestand gingen, ersetzte

Zobrist sie nicht. Auch die Personal-, Planungs- und Marketingabteilung verschwanden. FAVI begann nach dem Prinzip des «umgekehrten Delegierens» zu arbeiten: Die Teams erledigten alles selbst, es sei denn, sie entschieden, die Geschäftsleitung einzuschalten.

Das klingt vielleicht nach dem Rezept für eine geldverschlingende Hippie-Kommune, aber nein, die Produktivität von FAVI *stieg.* Das Unternehmen wuchs von 100 auf 500 Mitarbeiter und eroberte 50 Prozent des Marktes für Getriebegabeln. Die durchschnittliche Produktionszeit der wichtigsten Teile sank von elf Tagen auf einen Tag. Während die Konkurrenz in Billiglohnländer ausweichen musste, behauptete sich FAVI in Europa. [6]

Die gesamte Zeit über war und blieb Zobrists Philosophie kinderleicht. Wenn man Mitarbeiter behandelt, als wären sie verantwortungsbewusst und zuverlässig, dann sind sie es auch. Er schrieb ein Buch darüber mit dem Untertitel: *L'entreprise qui croit que l'homme est bon.* Übersetzt: «Das Unternehmen, das daran glaubt, dass die Menschheit gut ist.»

5.

Unternehmen wie Buurtzorg und FAVI zeigen, dass sich alles ändert, wenn man nicht vom Misstrauen ausgeht, sondern von einem positiven Menschenbild.

Expertise und Kompetenz entwickeln sich zu den wichtigsten Werten, nicht Rendite und Produktivität. Stellen Sie sich vor, was das für andere Funktionen und Berufe bedeuten könnte: CEO s fangen an zu arbeiten, weil sie an ihr Unternehmen glauben, Akademiker machen Überstunden, weil sie neugierig sind, Lehrer unterrichten, weil sie sich für ihre Schüler verantwortlich fühlen, Psychologen behandeln nur so lange, bis es ihren Patienten bessergeht, und Banker empfinden Befriedigung über ihre Rolle als Dienstleister.

Natürlich gibt es inzwischen unzählige Lehrer und Banker, Akademiker und Manager, die alle durch und durch motiviert sind, anderen zu helfen. Aber diese Motivation haben sie eher *trotz* statt wegen des Wirrwarrs an Zielvorgaben, Regeln und Richtlinien.

Der amerikanische Psychologe, der die Revolution im Denken über Motivation auslöste, Edward Deci, glaubt, dass die Frage nicht länger sein kann, wie wir uns *gegenseitig* motivieren. Die eigentliche Frage besteht darin: Wie schaffen wir eine Gesellschaft, in der sich Menschen *selbst* motivieren? Diese Frage ist weder links noch

rechts, noch ist sie kapitalistisch oder kommunistisch. Wir sprechen von einer neuen Bewegung. Über einen neuen Realismus. Denn nichts ist mächtiger als Menschen, die etwas tun, *weil sie es tun wollen.*

14. Kapitel
Der *Homo ludens*
1.
In den Tagen nach meinem Gespräch mit Jos de Blok lässt mich ein Gedanke nicht los: Was, wenn wir die gesamte Gesellschaft auf Vertrauen gründen würden?

Solch eine rigorose Wende müsste an der Basis beginnen, scheint mir. Also bei den Kindern. Doch wenn ich anfange, mich in die Erziehungswissenschaft zu vertiefen, stoße ich sofort auf die harten Fakten. In den zurückliegenden Jahrzehnten ist die innere Motivation von Kindern schwer in Bedrängnis geraten.

Kinder werden immer öfter von Erwachsenen beschäftigt. Hausarbeiten, Sport, Musik, Theater, Nachhilfestunden, Prüfungstraining – es scheint kein Ende zu nehmen. Für *eine* Beschäftigung gibt es dadurch sehr viel weniger Zeit: Spielen. Und damit meine ich «Spielen» im weitesten Sinn des Wortes: die Freiheit, der eigenen Neugier zu folgen, zu suchen und zu entdecken, auszuprobieren und Neues zu schöpfen. Nicht, weil Eltern oder Lehrer es einem vorkauen, sondern einfach, weil man Lust dazu hat.

Fast überall, wohin man schaut, ist die Freiheit von Kindern eingeschränkt. [1] Im Jahr 1971 gingen in Großbritannien noch 80 Prozent der Sieben- und Achtjährigen allein zur Schule. Jetzt sind es zehn Prozent. Eine Umfrage unter 12000 Eltern aus zehn Ländern hat jüngst ergeben, dass die meisten Kinder seltener an die frische Luft kommen als Häftlinge im Strafvollzug. [2]

Wissenschaftler der Universität von Michigan entdeckten, dass die Zeit, die Kinder in der Schule verbringen, in den Jahren zwischen 1981 und 1997 um 18 Prozent zugenommen hat, die Zeit für Hausaufgaben sogar um 145 Prozent. [3]

Aber nicht nur Soziologen läuten die Alarmglocke. Auch Psychologen machen sich Sorgen. So zeigen amerikanische Langzeitstudien, dass Kinder einen immer schwächeren *internal locus of control* , also eine mangelnde «Kontrollüberzeugung» haben. Beziehungsweise: Sie haben öfter das Gefühl, dass ihr Leben von anderen statt von ihnen selbst bestimmt wird. In den Vereinigten Staaten war die Verschiebung so groß, dass ein durchschnittliches Kind im Jahr 2002 sich weniger *in control* fühlte als 80 Prozent der Kinder in den 1960er Jahren. [4]

In den Niederlanden und Belgien sind die Zahlen weniger dramatisch, aber der Trend ist der gleiche. Im Jahr 2018 entdeckten niederländische Wissenschaftler, dass drei von zehn Kindern nur einmal pro Woche – wenn überhaupt – draußen spielen. [5] Aus einer großen Studie der OECD , eines einflussreichen Think-Tanks, ging hervor, dass niederländische Schüler im Vergleich zu denen aus allen anderen untersuchten Ländern am *wenigsten* motiviert sind. Ihre innere Motivation scheint so sehr durch Prüfungen und Zeugnisse abgestumpft zu sein, dass ihre Aufmerksamkeit sich schnell in Luft auflöst, wenn es bei einem Auftrag mal nicht um eine Note geht. [6]

Und dann wäre da noch die bedeutsamste Änderung von allen: Eltern verbringen heute sehr viel mehr Zeit mit ihren Kindern als früher. Man denke nur an das Vorlesen. Hilfe bei den Hausaufgaben. Zum Fußball fahren. Laut dem Sociaal en Cultureel Planbureau, einem sozialwissenschaftlichen Institut, das die niederländische Regierung berät, verbringen niederländische Eltern mehr als anderthalb Mal so viel Zeit mit der Erziehung ihrer Kinder wie noch in den 1980er Jahren. [7]

Wie ist es zu diesem Wandel gekommen? Es ist nicht so, dass Eltern plötzlich Zeit im Überfluss hätten. Im Gegenteil, seit den 1980er Jahren arbeiten sie sogar härter. Und dort liegt auch der Schlüssel: in der Fixierung auf Arbeit, Arbeit, Arbeit. Während Politiker sich über Ranglisten und Wachstum aufregten, gerieten Eltern und Schulen in den Bann von Prüfungen und Ergebnisdruck.

In immer jüngerem Alter sortieren wir unsere Kinder vor: Ihr seid die Schlauen, ihr nicht. Und Eltern machen sich Sorgen. Wird mein Kind auch ausreichend gefördert? Kann meine Tochter mit ihren Freundinnen mithalten? Ob mein Sohn wohl die Zulassung zur Universität bekommt? Eine aktuelle Studie unter 10000 amerikanischen Schülern ergab, dass 80 Prozent von ihnen davon überzeugt sind, dass ihre Eltern gute Noten wichtiger finden als Freundlichkeit und Mitgefühl. [8]

Mittlerweile herrscht das weitverbreitete Gefühl vor, dass wir dabei sind, etwas Kostbares zu verlieren. Unsere Unbefangenheit. Unsere Verspieltheit. So stehen die Zeitschriften voll mit Tipps, was man als Vater oder Mutter tun kann, um sein Kind und sich selbst besser gegen den Leistungsdruck zu wappnen. Bücher, die zu weniger Arbeit und mehr Achtsamkeit raten, gehen wie warme Semmeln über den Ladentisch.

Aber was, wenn ein bisschen Selbsthilfe nicht mehr ausreicht?
Um besser zu verstehen, worum es geht, müssen wir zunächst ein paar Definitionen erläutern. Im Englischen wird zwischen *game* und *play* unterschieden. Das Erstere ist in ein Regelwerk eingefasst, das Zweite ist offen und frei. Auf der einen Seite haben wir Turniere auf kurzgemähtem Rasen, bei denen Eltern an der Seitenlinie stehen und schreien; auf der anderen haben wir Kinder, die ohne elterliche Aufsicht draußen spielen und sich die Regeln ihres Spiels selbst ausdenken.
Wenn ich in diesem Kapitel über das Spielen spreche, meine ich die letzte Variante. *Play.* Kinder, die eigenständig spielen, denken nämlich eigenständig nach. Sie trainieren ihre Phantasie und ihre Motivation. Sie gehen Risiken ein und schlagen über die Stränge. Spielen ist außerdem das Mittel der Wahl gegen Langeweile. Kinder bekommen heute allerlei künstliche Beruhigungspillen: vom LEGO ® Star Wars Snowspeeder™ mit detailliertem Bauplan bis hin zur Spielküche «Gourmet Deluxe» von Miele mit elektronischen Kochgeräuschen.
Wenn aber alles vorgekocht wird, entwickeln wir dann überhaupt noch unsere eigene Neugier und Phantasie weiter? [9] Gerade Langeweile könnte der größte Quell der Kreativität sein. «Kreativität kann man nicht unterrichten», schreibt der Psychologe Peter Gray, «man kann sie nur erblühen lassen.» [10]
Biologen sind sich darüber einig, dass das Bedürfnis nach freiem Spiel tief in unserer Natur steckt. Nahezu alle Säugetiere spielen, und auch viele andere Tiere können es nicht lassen. Raben in Alaska lieben es, von verschneiten Dächern hinunterzurutschen. [11] An einem Strand in Australien wurden Krokodile gesichtet, die zum Spaß auf den Wellen zu surfen schienen, und kanadische Wissenschaftler haben Oktopoden dabei beobachtet, wie sie Wasserstrahlen auf leere Medikamentenflaschen abfeuern. [12]
Auf den ersten Blick erscheint das Spielen vielleicht als nutzloser Zeitvertreib. Doch das Faszinierende ist, dass die klügsten Tiere – wie Affen und Elefanten – auch das ausgeprägteste Spielverhalten zeigen. Im 3. Kapitel haben wir gesehen, dass domestizierte Tiere sogar ihr ganzes Leben lang spielen. Mehr noch, es gibt keine Art, die so lange Kind bleibt wie der *Homo puppy.* Spielen, schrieb der Historiker Johan Huizinga bereits 1938, gibt dem Leben einen Sinn. Er nannte uns daher auch den *Homo ludens* , den spielenden Menschen. All das, was wir als «Kultur» bezeichnen, ist Huizinga

zufolge aus dem Spiel hervorgegangen. [13]
Anthropologen vermuten, dass Kinder während des größten Teils unserer Geschichte so viel spielen durften, wie sie wollten. Denn auch wenn es große Unterschiede zwischen den verschiedenen Kulturen von Jägern und Sammlern gibt, ist ihre *Spielkultur* durchaus vergleichbar. [14] Was Wissenschaftlern zufolge dabei am deutlichsten ins Auge springt, ist die immense Freiheit, die junge Menschen bekommen. Nomaden kommen gar nicht auf die Idee, dass sie die Bildung ihrer Kinder steuern könnten, und deshalb darf ihr Nachwuchs den ganzen Tag spielen, von früh morgens bis spät am Abend.
Aber werden Kinder denn überhaupt noch ausreichend auf das Erwachsenenleben vorbereitet, wenn sie nie zur Schule müssen? Die Antwort lautet, dass Spielen und Lernen nahtlos ineinander übergehen können. Es bedarf keiner Prüfungen oder Noten, um kleinen Kindern das Laufen oder Sprechen beizubringen. Das erschließen sie sich ganz von selbst, weil sie die Welt entdecken wollen. Die Kinder von Jägern und Sammlern lernen daher auch spielenderweise. Kleine Tiere fangen, Pfeil und Bogen bauen, Tiergeräusche nachmachen – im Dschungel lässt sich wahnsinnig viel lernen. Man braucht ein fabelhaftes Wissen über die Pflanzen- und Tierwelt.
Durch das gemeinsame Spiel lernen Kinder außerdem, wie man zusammenarbeitet. Der Nachwuchs der Jäger und Sammler spielt fast immer in gemischten Gruppen. Mädchen mit Jungen und alle Altersgruppen durcheinander. Kleine Kinder lernen von älteren, und ältere Kinder fühlen sich verantwortlich, den Kleinen Wissen zu vermitteln.
Es ist daher wenig überraschend, dass in diesen Kulturen kaum Spiele gespielt werden, in denen es darum geht, miteinander in Wettbewerb zu treten. [15] Im Gegensatz zu den Turnieren der Erwachsenen zwingt das freie Spiel dazu, ständig Kompromisse zu schließen. Denn wer unzufrieden ist, kann das Spiel sofort beenden (und dann ist der Spaß für alle vorbei).
2.
Die Spielkultur des Menschen änderte sich radikal, als er sesshaft wurde.
Mit dem Heraufdämmern der «Zivilisation» mussten Kinder schwere und eintönige Arbeit auf dem Bauernhof verrichten. Gleichzeitig entstand die Idee, dass Kinder erzogen werden müssten – so wie

man Tomaten zieht. Wenn Kinder von Natur aus verdorben sind, so die Vorstellung, kann man sie nicht sich selbst in Freiheit überlassen. Dann muss man erst eine dünne Schicht Zivilisation auftragen, notfalls mit harter Hand. Die Idee, dass Eltern ihren Kindern hin und wieder einen Klaps geben müssen, ist eine relativ junge Erfindung von Landwirten und Städtern. [1]

Mit der Entstehung der ersten Städte und Staaten entwickelten sich auch die ersten Bildungssysteme. Die Kirche wollte fromme Anhänger haben, die Armee loyale Soldaten und der Staat hart arbeitende Bürger. In einem Punkt waren sie sich einig: Der Feind war das Spiel. «Es gibt keine Zeit zum Spielen», hieß es beispielsweise im Reglement der Schulen, die der britische Pfarrer John Wesley (1703–1791) gründete. «Denn wer als Kind spielt, wird auch als ein Erwachsener spielen.» [2]

Erst im 19. Jahrhundert wurde der Religionsunterricht durch ein nationales System ersetzt, in dem, um die Worte eines Historikers zu bemühen, «ein französischer Bildungsminister sich brüsten konnte, da es gerade 10:20 Uhr sei, wisse er genau, welchen Abschnitt aus Cicero alle Schüler, die in Frankreich eine bestimmte Klasse besuchten, lesen würden». [3] Kinder sollten zu braven Bürgern gedrillt werden. Und natürlich sollten sie lernen, ihr Vaterland zu lieben. Frankreich, Italien und Deutschland existierten schon, jetzt mussten nur noch Franzosen, Italiener und Deutsche produziert werden. [4]

Während der industriellen Revolution wurden viele der eintönigen und geistlosen Arbeiten von Maschinen übernommen (leider nicht überall, in Bangladesch sitzen Kinder noch immer an den Nähmaschinen, um unsere Schnäppchen zu produzieren). Somit änderte sich das Unterrichtsziel: Kinder mussten Lesen und Schreiben, Entwerfen und Organisieren lernen, um später genug Geld zu verdienen.

Erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurde Kindern wieder mehr Zeit zum Spielen eingeräumt. Historiker sehen in dieser Periode das «goldene Zeitalter» des freien Spiels. [5] Kinderarbeit war weitestgehend abgeschafft, und Eltern ließen ihre Kinder öfter in Ruhe. In vielen Gegenden Europas und Nordamerikas streunten Kinder den größten Teil des Tages mit Freuden herum.

Doch dieses goldene Zeitalter war nur von kurzer Dauer. Seit den 1980er Jahren nahm der Arbeitsdruck wieder zu, im Büro und in der Klasse. Der Individualismus und die Leistungskultur machten

Schule. Während Familien kleiner wurden, befürchteten die Eltern, dass die Leistungen ihrer Kinder nicht gut genug für die harte Arbeitsrealität sein würden.

Kinder, deren Verhalten als zu verspielt galt, wurden in manchen Fällen sogar zum Arzt geschickt. So ist in den vergangenen Jahrzehnten die Zahl der Diagnosen, die auf «Verhaltensstörung» lauteten, enorm gestiegen. [6] ADHS ist vielleicht das beste Beispiel – ich hörte einmal einen Psychiater seufzen, dass sie die einzige saisongebundene Störung sei, die er kenne: In den Sommerferien scheine sie keine Probleme zu bereiten, doch wenn die Schule wieder anfange, müssten eine ganze Menge kleiner Jungen wieder Ritalin schlucken.

Natürlich, die Erziehung unserer Kinder ist weniger streng als vor hundert Jahren. Auch sind Schulen nicht mehr die Gefängnisse, die sie im 19. Jahrhundert waren. Schwierige Kinder werden nicht mehr geschlagen, sondern mit Drogen ruhiggestellt. Kinder werden nicht mehr indoktriniert, sondern haben ein vielfältigeres Curriculum als jemals zuvor. Es wird ihnen so viel Wissen wie möglich vermittelt, damit sie später in der «Wissensökonomie» eine gutbezahlte Stelle finden.

Bildung ist zu etwas entartet, das man erduldet. Es wächst eine neue Generation heran, die die Regeln der Leistungsgesellschaft immer stärker eingebläut bekommt. Es ist eine Generation, die lernt, in einem Konkurrenzkampf mitzuhalten, in dem «Erfolg» vor allem an der Höhe des Gehalts und am Umfang des Lebenslaufs gemessen wird.

Aber es ist auch eine Generation, die weniger über die Stränge schlägt. Eine Generation, die weniger träumt und wagt, weniger phantasiert und erkundet. Eine Generation, mit anderen Worten, die verlernt zu spielen.

3.

Gibt es eine Alternative?

Können wir zu einem Zusammenleben zurückkehren, in dem mehr Freiheit und Kreativität möglich ist?

Können wir Spielplätze bauen und Schulen entwerfen, die das Bedürfnis nach Spiel nicht unterdrücken, sondern es fördern und entfesseln?

Die Antwort lautet ja, ja und nochmals ja.

Carl Theodor Sørensen, ein dänischer Landschaftsarchitekt, hatte schon eine ganze Menge Spielplätze entworfen, als ihm klarwurde,

dass Kinder sie sterbenslangweilig fanden. Der Sandkasten, die Rutschbahn und die Schaukel – der durchschnittliche Spielplatz war der Traum eines Bürokraten und der Albtraum eines Kindes. Da sei es doch logisch, schrieb Sørensen, dass Kinder lieber auf Baustellen und Müllplätzen spielten.

So kam er auf die Idee, sich etwas Neues zu überlegen. Einen Spielplatz ohne Spielgeräte, Regeln und Sicherheitsvorschriften. Einen Ort, an dem die Kinder *selbst* das Sagen haben.

1943, während der deutschen Besatzung, wurde die Idee in Emdrup, einem Vorort Kopenhagens, getestet. Sørensen füllte eine Fläche von 7000 Quadratmetern mit kaputten Autos, Brennholz und alten Reifen. Die Kinder konnten dort sägen, montieren und mit Hämmern, Meißeln und Schraubenziehern hantieren. Sie konnten in die Bäume klettern und kokeln, Gruben ausheben und Hütten bauen. Oder, wie Sørensen später schrieb: Sie konnten «ihre Träume und ihre Phantasie Wirklichkeit werden lassen». [1]

Das Experiment wurde ein durchschlagender Erfolg. Jeden Tag strömten zweihundert Kinder nach Emdrup. Und obwohl eine ganze Menge «schwieriger Fälle» darunter waren, zeigte sich schon bald, dass «der Krach, das Gekreische und die Raufereien langweiliger Spielplätze hier fehlten, weil die Möglichkeiten so unendlich zahlreich waren, dass die Kinder keinen Streit anzufangen brauchten». [2] Es wurde ein «Spielleiter» engagiert, der ein Auge auf das Geschehen haben sollte, sich jedoch abseitshielt. «Ich kann und will auch nicht die Kinder irgendetwas lehren», beteuerte der erste Spielleiter, John Bertelsen. [3]

Ein paar Monate nach Kriegsende besuchte eine britische Architektin, die zufällig eine Baroness war, Emdrup. Lady Allen of Hurtwood war «völlig aus dem Häuschen» von dem, was sie sah. [4] In den darauffolgenden Jahren nutzte sie all ihren Einfluss, um das Evangelium des Durcheinanders zu verbreiten. Ihr Motto lautete: «Lieber ein gebrochener Knochen als ein gebrochener Geist.» [5]

In Städten wie London und Liverpool, Coventry und Leeds wurde eine Ruine nach der anderen für Kinder freigegeben. Dort, wo deutsche Kampfflugzeuge während des Blitzkriegs Tod und Verderben gesät hatten, hörte man nun Freudenschreie. Die Spielplätze wurden zu einer Metapher des Wiederaufbaus, einem Beweis für die Spannkraft der Nation.

Zugegeben, nicht alle waren begeistert. Erwachsene haben lautstark zwei Einwände gegen diese Art von Spielplätzen vorgebracht.

Erstens: Sie seien hässlich. Potthässlich. Doch dort, wo Eltern Gerümpel sehen, sehen Kinder Möglichkeiten. Und dort, wo Erwachsene sich nicht schmutzig machen wollen, wollen Kinder sich nicht langweilen.
Der zweite Einwand lautete: Solche Abenteuerspielplätze seien gefährlich. Besorgte Eltern fürchteten, dass Emdrup zu einer ganzen Parade gebrochener Beine und Schädelfrakturen führen würde. Doch nach einem Jahr waren lediglich ein paar Pflaster geklebt worden. Ein britischer Versicherer war von diesen Spielplätzen derart beeindruckt, dass er einen niedrigeren Versicherungstarif als für normale Spielplätze verlangte. [6]
Dennoch bekamen die Abenteuerspielplätze in den achtziger Jahren Schwierigkeiten. Während man eine Sicherheitsvorschrift nach der anderen erließ, wurde den Fabrikanten bewusst, dass sie mit dem Verkauf sogenannter «sicherer» Spielgeräte bares Geld verdienen konnten. Aktuell gibt es sehr viel weniger Gerümpel-Spielplätz nach dem Vorbild Emdrups als vor vierzig Jahren.
In den letzten Jahren ist das Interesse an der alten Idee von Carl Theodor Sørensen jedoch wieder gewachsen. Und zu Recht. Inzwischen gibt es Berge an wissenschaftlichen Beweisen dafür, dass freies, risikoreiches Spielen gut für die körperliche und mentale Gesundheit von Kindern ist. [7] «Von allen Dingen, zu denen ich beigetragen habe», schrieb Sørensen gegen Ende seines Lebens, «ist der Abenteuerspielplatz das hässlichste, für mich aber das schönste und beste von allem, woran ich gearbeitet habe.» [8]
4.
Können wir noch einen Schritt weiter gehen?
Wenn Kinder draußen mehr Freiheit verkraften können, können sie es dann auch drinnen? Derzeit sind viele Schulen noch wie veredelte Fabriken organisiert, mit Schulglocke, Stundenplänen und Prüfungen. Wenn aber Kinder durch das Spiel lernen, warum sollten wir dann nicht auch unseren Schulunterricht darauf zuschneiden? Diese Frage stellte sich Sjef Drummen, Künstler und Schulleiter, vor ein paar Jahren.
Drummen ist einer dieser Typen, die es nie verlernt haben zu spielen. Er hat immer auf Regeln und Autorität gepfiffen. Als er mich vom Bahnhof in Roermond abholt, sehe ich, dass er sein Auto der Länge nach auf dem Fahrradweg geparkt hat. Anschließend hebt er zu einem Monolog an, der in den kommenden Stunden nicht abreißen wird und bei dem es mir hin und wieder gelingt, eine

Frage einzuwerfen. «Sie nennen mich auch schon mal Chef Drammen», kichert er – *drammen* ist das niederländische Wort für «quengeln».

Doch ich bin nicht mit dem Zug in den Süden gefahren, weil Drummen solch ein Quatschkopf ist. Ich bin hier, weil in Roermond etwas Ungewöhnliches geschieht.

Man stelle sich vor: eine Schule ohne Klassenräume. Ohne Hausaufgaben und ohne Fächer, ohne Noten und ohne Klassen. Es gibt keine hierarchische Struktur mit Konrektoren und Abteilungsleitern – es gibt lediglich Teams autonomer Lehrer («Coaches», sollte ich besser sagen). Und eigentlich haben die Kinder hier das Sagen. Es ist eine Schule, in der der Direktor regelmäßig aus seinem Büro vertrieben wird, weil Schüler den Raum für eine Sitzung benötigen.

Und nein, ich spreche hier nicht über eine elitäre Privatschule für exzentrische Kinder weltentrückter Eltern. Das hier ist eine Schule, deren Schüler aus den unterschiedlichsten Milieus stammen. Der Name der Schule: Agora.

Dieses einzigartige Konzept nahm seinen Anfang im Jahr 2014, als man die Wände zwischen den Klassenräumen einriss (Drummen: «Wenn man Kinder in Käfige einsperrt, fangen sie an, sich wie Ratten zu verhalten»). Hauptschüler wurden mit Gymnasiasten zusammengelegt («So ist es schließlich in der echten Welt auch»). Und jedes Kind fing an, sich seinen eigenen Plan zusammenzustellen («Hat man tausend Kinder in der Schule, hat man tausend Lehrpläne»).

Das Ergebnis?

Als ich die Schule betrete, muss ich an einen Abenteuerspielplatz denken. Ich sehe keine starren Tischreihen vor der Schultafel, sondern ein gemütliches Chaos: selbstgebaute Schreibtische, ein Aquarium, ein nachgemachtes Grab des Tutenchamun, griechische Säulen, ein Etagenbett, einen chinesischen Drachen und einen halben Cadillac aus dem Jahr 1969.

Einer der Schüler ist Brent (17). Vor ein paar Jahren war er noch auf einem bilingualen Gymnasium, wo er Spitzennoten erzielte. Nur in Französisch und Deutsch waren seine Noten mangelhaft. Also musste er auf die Realschule wechseln, wo es aber auch nicht besser lief. Dann sagte man ihm, dass er auf die Hauptschule müsse. «Ich bin wütend nach Hause gerannt. Dort sagte ich meiner Mutter, dass ich bei McDonald’s anfangen würde zu arbeiten.»

Aber auf Umwegen landete Brent in der Agora-Schule, wo er machen durfte, was er wollte. Er weiß jetzt alles über die Atombombe, schreibt seinen ersten Businessplan und spricht ein ganz passables Deutsch. Inzwischen hat er auch – ohne Zeugnis – die Zulassung für ein internationales Studienprogramm der Universität von Mondragon, das in Shanghai durchgeführt wird, bekommen.

Brent sei es schwergefallen, von dieser Universitätszulassung zu erzählen, berichtet sein Coach Rob Houben. «Er sagte zu mir: ‹Ich muss der Schule noch so viel zurückgeben.›»

Oder man nehme Angelique (14). An der Grundschule bekam sie eine Hauptschulempfehlung, doch das Mädchen, mit dem ich spreche, besitzt eine ungemeine analytische Begabung. Aus irgendeinem Grund ist sie völlig besessen von Korea, will unbedingt dort studieren und hat sich selbst schon die Grundzüge der koreanischen Sprache beigebracht. Angelique ist Veganerin und hat ein ganzes Buch mit Argumenten dafür vollgeschrieben, die sie den Fleischessern um die Ohren haut. (Coach Rob: «Diese Diskussionen verliere ich immer.»)

Und so geht es weiter. Rafael (14) ist Programmierer und zeigt mir, dass er eine Sicherheitslücke bei der Fernuniversität entdeckt hat. Der Webmaster wurde von ihm bereits informiert, doch der hat noch nichts dagegen unternommen. «Damit er auf mich aufmerksam wird, könnte ich sein eigenes Passwort ändern», sagt Rafael lachend.

Als er mir die Website der Firma zeigt, für die er das *front-end development* macht, frage ich ihn, ob es nicht an der Zeit wäre, mal eine kleine Rechnung zu schreiben. Rafael sieht mich mit einem merkwürdigen Blick an. «Ich will doch nicht meine Motivation verlieren.»

Doch es ist nicht die Leidenschaft dieser Schüler, die mich am meisten überrascht. Es ist das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das sie ausstrahlen.

Ich spreche mit ein paar Kindern, von denen ich sicher weiß, dass sie an meiner alten weiterführenden Schule fertiggemacht worden wären. Aber in der Agora-Schule wird nicht gemobbt, so bestätigen alle, die ich danach frage. «Man korrigiert sich gegenseitig», erzählt Milou (14).

Häufig wird das Mobbing als ein Naturphänomen gesehen, etwas, das nun einmal zum kindlichen Verhalten gehört. Soziologen haben

jedoch inzwischen umfangreiche Untersuchungen zu den Orten durchgeführt, an denen am meisten gemobbt wird. Und diese Orte scheinen spezielle Merkmale zu haben. Sie werden auch «totale Institutionen» genannt. [1] Der Soziologe Erving Goffman hat dazu bereits vor einem halben Jahrhundert eine klare Definition gegeben:

- Alle leben am selben Ort, unter demselben Regime.
- Alle Aktivitäten finden gemeinsam statt, und alle müssen dasselbe tun.
- Die Aktivitäten sind straff geplant, oft von einer Stunde zur nächsten.
- Es gibt ein System expliziter, formaler Regeln, die von oben verordnet sind.

Das ultimative Beispiel eines solchen Ortes ist natürlich ein Gefängnis, in dem sehr viel gemobbt wird. Aber auch Pflegeheime können «totale» Merkmale aufweisen, mit allen Folgen, die sich daraus ergeben. Wenn man ältere Menschen einsperrt, kann ein Hierarchiesystem entstehen, in dem beim Bingo die besten Tische und Stühle von den größten Quälgeistern beansprucht werden. [2]
Ein amerikanischer Mobbing-Experte bezeichnet Bingo nicht zufällig als *«the devil's game»* , das Spiel des Teufels. [3]
Und dann gibt es da noch die Schule. In typisch britischen «Boarding Schools» (die William Golding zu seinem Roman *Herr der Fliegen* inspirierten) ist Mobbing bei weitem am verbreitetsten. [4]
Diese Schulen ähneln einem Gefängnis. Man kann dort nicht weg, man muss seinen Platz innerhalb einer straffen hierarchischen Ordnung finden, und es herrscht eine strikte Trennung zwischen der Lehrerschaft und den Schülern. Solche kompetitiven Einrichtungen gehören zur britischen Upperclass-Kultur (die meisten Londoner Politiker haben eine Boarding School besucht), widersprechen Pädagogen zufolge jedoch unserer spielenden Natur. [5]
Zum Glück geht es auch anders. An freien Schulen wie der Agora wird kaum oder gar nicht gemobbt. Hier stehen die Fenster und Türen sperrangelweit offen. Und, wichtiger noch: Jeder in der Agora-Schule ist irgendwie seltsam. Seltsam ist normal. Alle Unterrichtsniveaus und Altersgruppen sind hier gemischt.
«In meiner alten Schule haben sie gesagt, dass man keinen Umgang mit Hauptschülern haben soll», sagt Brent. Doch dann erzählen er und Joep (15) von dem Vortrag, den ihnen Noah (15, Hauptschüler)

darüber hielt, wie man richtig plant, etwas, in dem sie selbst nicht so gut sind. «Noah hat die kommenden anderthalb Jahre seines Lebens geplant, das war also sehr lehrreich», so Joep.
Je länger ich in der Agora herumlaufe, umso stärker wird mir bewusst, wie bizarr es ist, alle Kinder eines Alters und eines Unterrichtsniveaus in Klassenräumen zusammenzustecken. Fachleute warnen schon seit Jahren vor der wachsenden Kluft zwischen Gering- und Hochqualifizierten, doch wo fängt das eigentlich an? Jolie (14): «Ich merke nichts von den Niveauunterschieden. Von Schülern aus der Hauptschule habe ich schlauere Dinge gehört als von Gymnasiasten.»
Merkwürdig ist auch unsere Praxis, den Tag in kleine Blöcke von fünfundvierzig Minuten zu unterteilen. «Nur Schulen teilen die Welt in Fächer auf», sagt Coach Rob, «das passiert nirgendwo sonst.» Wenn ein Kind gerade im *flow* des Lernens ist, schrillt im regulären Schulunterricht die Schulglocke. Gibt es ein System, das lernwillige Kinder stärker entmutigt?
Es ist wichtig, dass bezüglich der Freiheit in der Agora-Schule kein falscher Eindruck entsteht. Die Schule ist frei, aber nicht unverbindlich. Es gibt eine einfache, aber entscheidende Struktur: die Eröffnung des Schultags durch eine der Schülerinnen beziehungsweise einen der Schüler, eine Stillstunde und ein wöchentliches Gespräch mit dem Coach. Die Kinder wissen außerdem, dass von ihnen viel erwartet wird. Die Coaches bringen ihnen bei, wie sie sich eigenständig Ziele setzen.
Die Coaches sind wesentlich für den Erfolg dieses Konzepts. Sie fördern und fordern heraus, sie ermuntern und sie begleiten. Ehrlich gesagt erscheint mir das schwieriger zu sein als das normale Unterrichten. Die Coaches müssen viel von dem, was sie im Lehramtsstudium gelernt haben, wieder vergessen. «Die meisten Dinge, die Kinder lernen wollen, kann man ihnen nicht bieten», sagt Rob. Er selbst spricht kein Koreanisch, und er kann auch nicht programmieren, hat aber Angelique und Rafael auf den richtigen Weg gebracht.
Die große Frage ist natürlich: Würde dieses Unterrichtsmodell bei den meisten Kindern funktionieren?
Wenn ich sehe, wie unterschiedlich die Schüler der Agora sind, ist es schwer, daran zu zweifeln. [6] Die Kinder erzählen mir, dass sie sich zunächst an den neuen Schulalltag gewöhnen mussten, aber nach einer Weile hätten sie gelernt, ihrer eigenen Neugier zu folgen.

Sjef Drummen vergleicht dies mit Hühnern aus der Legebatterie. «Vor einigen Jahren habe ich ein paar von einem Bauern gekauft. Die standen stundenlang wie festgenagelt bei mir im Garten. Es hat eine Woche gedauert, bis sie sich getraut haben, sich zu bewegen.»
Jetzt die schlechte Nachricht: Der, der radikal neue Wege geht, prallt zwangsläufig mit dem alten System zusammen.
Eigentlich bildet Agora Menschen für eine Gesellschaft der anderen Art aus. Die Schule möchte Kindern den Raum geben, zu selbständigen, kreativen und engagierten Bürgern zu werden. Doch wenn Agora nicht den gültigen Kriterien standardisierter Prüfungen (sprich: Abschlussprüfungen) entspricht, erhält sie von der Schulaufsicht ein Ungenügend, und man dreht ihr den Geldhahn zu. Das ist *der* Mechanismus, mit dem innovative Schulmodelle wie Agora schon seit Jahren ausgebremst werden.
Vielleicht müssen wir also eine noch größere Frage stellen: Was ist das Ziel unseres Bildungssystems? Sind wir nicht viel zu sehr auf die Bedeutung guter Noten und den Status eines gutbezahlten Jobs fokussiert? Im Jahr 2018 haben zwei niederländische Wirtschaftswissenschaftler eine Befragung von 27000 Beschäftigten in 37 Ländern analysiert. Was zeigte sich? Sage und schreibe 25 Prozent der Arbeitnehmer zweifeln am Nutzen der eigenen Arbeit. [7]
Wer sind diese Menschen? Auf jeden Fall keine Reinigungskräfte, Krankenpflegerinnen oder Polizisten. Aus den Daten geht hervor, dass man die meisten «sozial nutzlosen Jobs» in der Privatwirtschaft findet, etwa bei Banken, in Anwaltskanzleien und Werbeagenturen. Viele dieser Arbeitnehmer sind – nach den Kriterien unserer «Wissensökonomie» – überaus erfolgreich. Sie haben gute Noten erreicht, ein wunderbares LinkedIn-Profil angelegt und werden mit einem guten Gehalt entlohnt. Dennoch finden sie ihre eigene Arbeit nutzlos.
Es ist eine verkehrte Welt. Wir verwenden Milliarden darauf, unseren größten Talenten die Karriereleiter hinaufzuhelfen, die sich dann – einmal oben angekommen – fragen, wofür sie das alles eigentlich machen. Gleichzeitig hören Politiker nicht auf zu fordern, dass wir in den Ranglisten noch besser abschneiden müssen. Dass wir noch «höher qualifiziert» werden, noch mehr Geld verdienen und die Wirtschaft noch weiter «wachsen» lassen müssen. [8]
Doch wofür stehen all die Zeugnisse? Sind sie der Beweis für Kreativität und Phantasie oder für die Fähigkeit, stillzusitzen und ja

zu sagen? Der Philosoph Ivan Illich schrieb schon vor Jahren: «Die Schule ist die Werbeagentur, die einen dahin bringt zu glauben, man brauche die Gesellschaft so, wie sie ist.» [9]
Agora, die spielende Schule, zeigt, dass es auch anders geht. Sie gehört zu einer Bewegung von Schulen, die das Ruder herumreißen möchten. Es wird oft abfällig über diese Form des Unterrichts gesprochen, doch die Summerhill School in Suffolk, England, beweist schon seit 1921, dass man Kindern auch in Sachen Bildung viel Freiheit lassen kann. Und für die Sudbury Valley School in Massachusetts gilt dasselbe: Seit Ende der 1960er Jahre haben Tausende von Kindern dort ihre Kindheit und Jugend verbracht. Und sie haben sich prima entwickelt. [10]
Die Frage sollte nicht lauten: Sind unsere Kinder der Freiheit gewachsen?
Die Frage muss sein: Trauen wir uns, ihnen diese Freiheit zu gewähren?
Es ist eine drängende Frage. «Das Gegenteil von Spielen ist nicht Arbeit», schrieb der Psychologe Brian Sutton-Smith einmal, «das Gegenteil von Spielen ist Depression.» [11] Und die Art und Weise, in der viele von uns heute arbeiten – ohne Freiheit, ohne Spiel, ohne innere Motivation –, macht immer mehr Menschen depressiv. Laut der Weltgesundheitsorganisation ist die Depression inzwischen die Volkskrankheit Nummer eins. [12] Unser größtes Defizit findet man nicht in einem erwirtschafteten Budget, sondern in uns selbst. Es ist ein Defizit an Sinngebung. Ein Defizit an Spiel.
Dennoch gibt es einen Silberstreif am Horizont, wie ich an diesem Nachmittag in Roermond sehe. Als Chef Drammen mich wieder am Bahnhof absetzt, sieht er mich grinsend an. «Ich glaube, ich habe dich ganz schön totgequatscht.» Und in der Tat: Wer sich eine Weile in Agora aufhält, spürt eine ganze Menge seiner alten Annahmen ins Wanken geraten.
Aber inzwischen verstehe ich es: Das hier ist eine Reise zum Anfang. Die Unterrichtsphilosophie der Agora-Schule ist die der Jäger und Sammler. Kinder lernen am besten in Freiheit, in einer Gemeinschaft, die alle Altersgruppen und schulische Niveaus inkludiert, mit Coaches und Spielleitern, die nicht einschränken, sondern bei der Entwicklung helfen. [13] Drummen nennt das «Unterricht 0.0»: zurück zum spielenden Menschen.

15. Kapitel
So sieht eine echte Demokratie aus
1.
Es war ein denkbar unwahrscheinlicher Ort für eine Revolution. Dennoch geschah es in dieser Stadt im Westen Venezuelas, wo eine kleine Elite seit Jahrhunderten die Strippen zieht. In Torres, einer Gemeinde, die mit 205000 Einwohnern ebenso groß wie die Stadt Groningen ist, wurde die Antwort auf einige der drängendsten Fragen unserer Zeit gefunden.

Wie stellen wir unser Vertrauen in die Politik wieder her? Wie halten wir den Vormarsch des Zynismus in der Gesellschaft auf? Wie retten wir die Demokratie?

Weltweit werden unsere Demokratien von mindestens sieben Plagen heimgesucht. Parteien, die zerbröckeln. Bürger, die einander nicht vertrauen. Minderheiten, die ausgegrenzt werden. Wähler, die ihr Interesse verlieren. Politiker, die sich als korrupt erweisen. Reiche, die ihre Steuern hinterziehen. Und hinzu kommt das nagende Bewusstsein, dass die heutige Demokratie mit einer tiefverwurzelten Ungleichheit einhergeht.

In Torres hat man eine Lösung für *all* diese Probleme gefunden. Es ist eine Lösung, die inzwischen bereits 25 Jahre existiert und sich in raschem Tempo über die ganze Welt verbreitet. Sie ist erstaunlich einfach, taucht aber selten in den Fernsehnachrichten auf. Vielleicht kommt das daher, dass sie – ebenso wie realistische Organisationen wie die Buurtzorg oder Agora – von einem fundamental anderen Menschenbild ausgeht.

Was wäre, wenn Bürger keine verzogenen und bösen Wähler wären? Was, wenn in jedem Einzelnen von uns ein verantwortungsbewusster, motivierter und konstruktiver Bürger steckte? Oder anders gesagt: Was wäre, wenn eine *echte* Demokratie realisierbar wäre?

Die Geschichte der Gemeinde Torres begann am 31. Oktober 2004. Wahltag. In der venezolanischen Gemeinde standen sich zwei Kandidaten gegenüber: Der steinreiche Javier Oropeza, der als amtierender Bürgermeister von den kommerziellen Medien unterstützt wurde, trat gegen Walter Cattivelli an, hinter dem die mächtige Partei des Präsidenten Hugo Chávez stand.

Eine wirkliche Wahl gab es für die Einwohner von Torres nicht. Oropeza oder Cattivelli – das korrupte Establishment würde in

beiden Fällen an der Macht bleiben. Nichts deutete darauf hin, dass hier die Zukunft der Demokratie erfunden werden sollte.

Ach ja, da gab es noch einen weiteren Kandidaten, der aber kaum der Erwähnung wert war: Julio Chávez (nicht mit dem Präsidenten verwandt) war eine Randfigur, ein Unruhestifter, der nur eine Handvoll Studenten, liberaler Theologen und Gewerkschaftsaktivisten zu seinem Anhang zählen konnte. Er hatte aber auch ein lachhaftes Wahlprogramm, das sich in einem Satz zusammenfassen ließ: Julio wollte, sollte er zum Bürgermeister gewählt werden, seine Macht an die Einwohner von Torres weitergeben.

Seine Gegner nahmen ihn nicht ernst. Keiner räumte ihm eine Siegchance ein. Doch manchmal beginnen die größten Revolutionen dort, wo man sie am wenigsten erwarten würde. An diesem Sonntag im Oktober wurde Julio Chávez mit knappen 35,6 Prozent der Stimmen zum Bürgermeister von Torres gewählt. [1]

Und er hielt Wort.

Die lokale Revolution begann mit Hunderten von Versammlungen, zu denen alle Bürger von Torres willkommen waren. Es wurde nicht nur diskutiert, sondern man traf auch Entscheidungen. 100 Prozent des Investitionsbudgets der Gemeinde, ungefähr sieben Millionen Dollar, durften fortan von den Bürgern selbst verausgabt werden. Es sei Zeit, fand der neue Bürgermeister, für eine *echte* Demokratie. Das bedeutet: weiterhin dumpfe Sitzungssäle, lauwarmer Kaffee, Neonlicht und Buchhaltung. Aber dann nicht bestimmt von Beamten und Berufspolitikern, sondern von den Bürgern der Gemeinde.

Die alte Elite sah mit Grausen, wie ihr korruptes System demontiert wurde. «Sie sagten, das sei Anarchie», sollte Julio (alle nannten den Bürgermeister bei seinem Vornamen) später einem amerikanischen Forscher erzählen. «Sie sagten, dass es nie funktionieren würde, dass ich verrückt wäre, meine Macht aufzugeben.» [2]

Der Gouverneur des Bundesstaats Lara, zu dem Torres gehörte, wurde fuchsteufelswild, als sich herausstellte, dass Julio seine Marionette Oropeza besiegt hatte. Der Gouverneur beschloss, den Geldhahn zuzudrehen und eine andere Gemeindeverwaltung einzusetzen. Doch er hatte nicht mit der mittlerweile riesigen Anhängerschaft des Bürgermeisters gerechnet. Hunderte Einwohner zogen zum Gemeindehaus und weigerten sich abzuziehen, bevor ihr Haushalt umgesetzt werden würde.

Das Volk saß am längeren Hebel. Kaum zehn Jahre nach der Wahl von Julio Chávez schien es, als wären in Torres Jahrhunderte vergangen. Die Korruption und die Klientelpolitik waren, wie sich aus einer Untersuchung der Universität von Kalifornien ergab, stark zurückgegangen, und die Bürger engagierten sich politisch so stark wie nie zuvor. Zahllose Häuser und Schulen waren aus dem Boden gestampft, Straßen angelegt und Wohnquartiere erneuert worden. [3]

Bis auf den heutigen Tag hat Torres einen der größten Bürgerhaushalte der Welt. Gut und gern 15000 Menschen beteiligen sich jährlich daran. Jedes neue Jahr beginnt mit Versammlungen an 560 Orten in der gesamten Gemeinde, bei denen allen die Tür offen steht, um Vorschläge einzureichen und Delegierte zu wählen. Gemeinsam wird beschlossen, wie die Millionen an Steuergeldern verwandt werden sollen.

«Früher blieben die Beamten den ganzen Tag über in ihren Büros mit Klimaanlagen, wo sie ihre Entscheidungen trafen», erzählte einer der Einwohner. «Aber wer, glaubst du, kann besser darüber entscheiden, was wir brauchen? Ein Beamter in seinem Büro, der noch nie in unsere Gemeinde gekommen ist, oder einer aus der Gemeinschaft selbst?» [4]

2.

Jetzt wird man vielleicht sagen: Hübsche Anekdote, aber eine Schwalbe macht noch keinen demokratischen Sommer. Warum ist die Rede von einer Revolution, wenn eine obskure Gemeinde irgendwo weit weg einmal etwas Verrücktes macht?

Die Pointe lautet wie folgt: Die Geschichte von Torres ist nur *eine* Seite in einem dicken Buch. Die größere Geschichte hat schon 1989 begonnen, mit der ersten Metropole, die sage und schreibe *ein Viertel* ihres Etats den Bürgern anvertraute: dem brasilianischen Porto Alegre. Zehn Jahre später war diese Idee von mehr als hundert brasilianischen Städten übernommen worden. Und schließlich wurde die Idee auch international aufgegriffen. Anno 2016 hatten mehr als 1500 Städte, von New York bis Sevilla und von Hamburg bis Mexiko-Stadt, einen «partizipativen Haushalt» eingeführt. [1]

Tatsächlich sprechen wir hier über eine der größten Bewegungen des 21. Jahrhunderts – und dennoch ist die Chance groß, dass Sie noch nie davon gehört haben. Nur wenige Nachrichtensendungen sind daran interessiert. Bürgerpolitiker sind nun einmal keine

verkappten Reality-Stars. Sie haben kein Geld für Spindoktoren oder Werbespots. Sie studieren keine markigen Sprüche für sogenannte Debatten ein und machen sich schon gar keine Gedanken um tägliche Meinungsumfragen.

Im Gegenteil, Bürgerpolitiker führen ruhige, vernünftige Gespräche. Das klingt langweilig, doch es ist magisch. Es könnte ohne weiteres *die* Antwort auf die sieben Plagen unserer alten, ermatteten Demokratie sein.

1. Von Zynismus zu Engagement

In den meisten Ländern ist die Distanz zur Politik groß. Es sind die Krawattenträger in Washington, Peking und Brüssel, die entscheiden. Es verwundert also nicht, dass fast niemand mehr aktives Mitglied einer politischen Partei ist. Menschen fühlen sich nicht mehr als Teil des Systems.

In Torres und Porto Alegre kennt dagegen nahezu jeder einen Politiker. Ungefähr 20 Prozent der Einwohner haben sich schon einmal am Budgetieren beteiligt, also wird weniger über «die Politiker» gemurrt, die angeblich alles falsch machen. [1] Denn wenn so eine Kritik geäußert wird, folgt die Reaktion: Mach es selbst besser. «Es sind nicht die Männer in Maßanzügen, die herkommen und uns erzählen, was wir zu tun haben», erzählt ein Teilnehmer in Porto Alegre. «*Wir* sind es. Ich bin ein einfacher Mann, aber ich habe von Anfang an mitgemacht. […] Das [Budgetieren] lässt Menschen reden, sogar die allerärmsten.» [2]

Gleichzeitig ist das Vertrauen in die Verwaltung von Porto Alegre gewachsen. Vor allem Bürgermeister profitieren von der Bürgerpartizipation, entdeckte ein Politologe der Universität Yale. Denn wenn sie ihre Macht hergeben, werden sie öfter wiedergewählt. [3]

2. Von Zersplitterung zu Vertrauen

Als die brasilianische Stadt Porto Alegre ihr Experiment mit dem Bürgerhaushalt begann, war es keine Stadt, in der man sich gegenseitig besonders stark vertraute. Im Gegenteil, es gibt fast kein Land, in dem die Menschen einander so wenig Vertrauen entgegenbringen wie in Brasilien. Also nahmen die meisten Wissenschaftler an, dass die Chance auf einen demokratischen Frühling hier gering sei. Menschen müssten erst zusammen Hand anlegen, Vereine gründen, gegen Diskriminierungen vorgehen, und so weiter – dann erst sei der Boden für eine blühende Demokratie bereitet. [1]

In Porto Alegre lief der Prozess genau andersherum ab. Das Vertrauen begann erst zu wachsen, nachdem die Regierung beschlossen hatte, einen Bürgerhaushalt einzuführen. Die Zahl der Nachbarschaftsvereine in der Stadt stieg von 180 im Jahr 1986 auf 600 im Jahr 2000 an. Die Teilnehmer der Ausschüsse für die Bürgerhaushalte begannen, sich gegenseitig *companheiro* zu nennen, was so viel wie «Mitbürger» oder «Bruder» bedeutet.

Tatsächlich verhielten sie sich wie die Legehennen aus dem Beispiel von Sjef Drummen, dem Gründer der Agora-Schule. Als die Bürger von Porto Alegre aus ihrem Käfig kamen, standen sie zunächst noch wie am Boden festgenagelt da. Doch nach einer Weile kamen sie in Bewegung. «Das Wichtigste ist», so erzählte ein Teilnehmer, «dass immer mehr Leute kommen. Man hat die Verantwortung, denen, die zum ersten Mal kommen, unter die Arme zu greifen.» [2]

3. Von Ausgrenzung zu Inklusivität

Für viele Menschen ist es schwierig, der Politik zu folgen, weil die Debatten zu kompliziert sind. Wir leben in einer Zeugnis-Demokratie, in der die Bürger mit dem geringsten Einkommen und der niedrigsten Ausbildung am Spielfeldrand stehen. Sie haben höchstens die Freiheit, ihre eigene Aristokratie zu wählen.

Doch in vielen der Hunderte von Experimenten mit einem Bürgerhaushalt zeigen sich gerade die unteren Schichten der Gesellschaft überrepräsentiert. In New York nehmen, seitdem dort 2011 der Bürgerhaushalt eingeführt worden ist, vor allem Latinos und Afroamerikaner, die als Minderheiten sonst traditionell wenig in der Politik auftreten, an den Versammlungen teil. [1] In Porto Alegre gehören 30 Prozent der Teilnehmer zu den ärmsten 20 Prozent der Bevölkerung. [2]

«Das erste Mal, als ich teilnahm, war ich unsicher», erzählt ein Teilnehmer aus Porto Alegre. «Da waren Leute mit Diplomen von der Universität, und die haben wir nicht. […] Aber im Laufe der Zeit haben wir angefangen zu lernen.» [3] Die neue Demokratie ist also nicht nur weißen Männern mittleren Alters vorbehalten. Mal auf Mal zeigt sich, dass Arme, Geringqualifizierte und Minderheiten ein Stück besser vertreten sind als in der alten Politik.

4. Von Bequemlichkeit zu bürgerschaftlichem Denken und Handeln

Die meisten Wähler haben keine besonders hohe Meinung von ihren Regierenden und umgekehrt. Doch die Demokratien von Torres und Porto Alegre sind Schulen bürgerschaftlichen Denkens und Handelns. Sobald Menschen gemeinsam Macht ausüben, sehen sie

die Politik differenzierter. Sie werden einfühlsamer. Und sogar klüger.

Ein Journalist, der eine Untersuchung zum Bürgerhaushalt von Vallejo, einer Stadt in Kalifornien, durchführte, wunderte sich über die Hingabe der Teilnehmer. «Hier saßen sie also, all diese Leute unterschiedlichen Alters und mit unterschiedlichen Hintergründen, die zu Hause vor dem Fernseher sitzen konnten, doch stattdessen über Regeln und Wahlverfahren diskutierten.» [1]

Was Wissenschaftler immer wieder hervorheben, ist die Tatsache, dass fast jeder etwas Sinnvolles beizutragen hat, Zeugnis hin oder her. Solange nur jedem ernsthaft zugehört wird.

5. Von Korruption zu Transparenz

Bevor der Bürgerhaushalt in Porto Alegre eingeführt wurde, mussten die Bürger stundenlang im Wartezimmer eines Politikers sitzen, wenn sie ein Anliegen hatten. Und dann half es, wenn man ihm unter dem Tisch einen Umschlag mit Geld zuschob.

Einem brasilianischen Soziologen zufolge, der jahrelang Untersuchungen in der Stadt durchgeführt hatte, geriet durch die neue Art, Politik zu machen, die Bestechungskultur unter Druck. [1]

Der Bürgerhaushalt sorgte dafür, dass Bürger besser über die finanzielle Situation ihrer Stadt informiert waren. Das machte es für Politiker schwieriger, Bestechungsgelder anzunehmen oder sich gegenseitig Posten zuzuschieben.

«Wir sehen [den Bürgerhaushalt] als ein Mittel, uns zu organisieren», erzählt ein Teilnehmer in Chicago. «Er hilft uns, mehr über das Budget einer Stadt zu lernen. Anschließend können wir den Beigeordneten zu anderen Themen in seinem Portefeuille unter Druck setzen.» [2] Das bedeutet: Der Bürgerhaushalt verringert die Kluft zwischen dem Bürger und der Politik erheblich.

6. Von Egoismus zu Solidarität

Wie viele Regalmeter sind in den zurückliegenden Jahren nicht über das Thema nachlassende Solidarität in der Gesellschaft zusammengeschrieben worden? Wir möchten eine bessere Gesundheitsversorgung, mehr Bildung und weniger Armut, doch dazu müssen wir auch einen Beitrag leisten wollen.

Es klingt unglaublich, aber wie Wissenschaftler herausgefunden haben, sorgt der partizipative Haushalt dafür, dass Bürger bereit sind, mehr Steuern zu zahlen. Die Menschen beschließen schließlich selbst, was mit dem Geld passiert. In Porto Alegre begannen die Teilnehmer sogar, *höhere* lokale Steuern zu fordern, ein Verhalten,

das von Politologen immer für unmöglich gehalten worden war. [1] «Ich wusste erst nicht, dass über die kommunalen Steuern so viel finanziert wird», erzählte ein Teilnehmer in Leicester East (Großbritannien). «Es war gut, herauszufinden, welche Dienstleistungen damit bezahlt werden.» [2] So verwandelt sich die Steuerveranlagung in einen Beitrag, den man als Mitglied einer Gemeinschaft bezahlt. Viele Teilnehmer erzählen, dass sie sich durch den Bürgerhaushalt zum ersten Mal als Einwohner ihrer Stadt fühlten und sich mit ihr identifizierten. «Nach einem Jahr lernte ich, nicht nur auf meinen eigenen Stadtteil zu schauen, sondern auch auf die Stadt als Ganzes», so ein Teilnehmer in Porto Alegre. [3]

7. Von Ungleichheit zu sozialem Aufschwung

Als Porto Alegre mit seinem politischen Abenteuer begann, hatte die Stadt mit großen finanziellen Problemen zu kämpfen. Ein Drittel der Bevölkerung lebte in sogenannten Armenvierteln.

Doch in der Folge ging es mit der Stadt rasend schnell voran – viel schneller als mit den Städten ohne Bürgerhaushalt. [1] Die Zahl der Bürger, die durch eine Kanalisation versorgt wurden, schnellte von 48 Prozent im Jahr 1989 auf 95 Prozent 1996 hoch. Im selben Zeitraum stieg die Zahl der Einwohner, die an die öffentliche Wasserversorgung angeschlossen waren, von 75 auf 99 Prozent. Dreimal so viele Kinder gingen zur Schule, fünfmal so viele Straßen wurden angelegt, und die Steuerhinterziehung nahm deutlich ab. [2]

Dank des Bürgerhaushalts wurde außerdem, wie eine Evaluation der Weltbank ergab, sehr viel weniger Geld für prestigeträchtige Immobilienprojekte und mehr für Infrastruktur, Bildung und Gesundheit ausgegeben. Die somit erschlossenen Gelder kamen vor allem armen Vierteln zugute. [3]

Im Jahr 2014 erschien die erste groß angelegte Studie zu den sozialen und wirtschaftlichen Auswirkungen der Bürgerhaushalte in ganz Brasilien. Die Schlussfolgerung der amerikanischen Forscher war klar und deutlich: «Der [Bürgerhaushalt] ist stark mit einem Anstieg der Ausgaben für das Gesundheitswesen, einem Anstieg der Zahl der Nachbarschaftsvereine sowie einer Abnahme der Kindersterblichkeit verbunden. Diese Verbindung wird noch sehr viel stärker, wenn die Bürgerbeteiligung über längere Zeit durchgehalten wird.» [4]

Mitte der 1990er Jahre strahlte der britische TV -Sender Channel 4

das Programm *The People's Parliament* aus. Hundert willkürlich ausgeloste Bürger aller Ränge und Stände debattierten über kontroverse Themen wie Drogen, den Verkauf von Waffen oder Jugendkriminalität. Am Ende jeder Folge mussten sie zu einem Kompromiss gelangen.

«Viele Zuschauer von *The People's Parliament* », schrieb die Zeitschrift *The Economist* , «fanden, dass die Debatten eine höhere Qualität als die im House of Commons hätten. Die Mitglieder des Erstgenannten scheinen, im Gegensatz zu denen des Letzteren, dem zuzuhören, was ihre Kollegen sagen.» [5]

Und was machte Channel 4? Die Reihe wurde vorzeitig abgesetzt. Die Debatten, die dort geführt wurden, waren zu ruhig, zu vernünftig, zu rational. Die meisten Sender bevorzugen das Entertainment, das wir normalerweise «die Politik» nennen.

Doch die partizipative Demokratie ist nicht bloß ein gescheitertes Experiment von Fernsehmachern. Sie ist eine erprobte Methode, um etwas gegen die Plagen der alten Demokratie zu unternehmen.

Natürlich, jede Form von Demokratie hat ihre Probleme, so auch diese. Der Fokus auf jährliche Investitionen kann es nicht mit der langfristigen Vision und Haushaltsplanung einer Stadt aufnehmen. Und wichtiger noch: Viele Bürgerhaushalte haben zu wenig Einfluss. Das Budget in Porto Alegre ist gekürzt worden, als 2004 eine konservative Koalition an die Macht kam. Inzwischen ist es fraglich, ob die Tradition in der Stadt überleben wird, in der alles begann.

Manchmal ist ein Bürgerhaushalt sogar nur ein Feigenblatt. Dann tun Eliten so, als würden sie für ein Mitspracherecht eintreten, obwohl sie faktisch einfach durchregieren. Die Bürgerversammlungen werden dazu benutzt, Entscheidungen zu legitimieren, die ohnehin schon gefallen sind. Es gibt nur wenig, was Menschen zynischer werden lässt.

Aber das ist kein Argument, um Bürgern die Macht vorzuenthalten. «Behandelt man den mündigen Bürger wie Stimmvieh, so wird er sich wie Stimmvieh verhalten», schreibt der Historiker David Van Reybrouck, «behandelt man ihn aber als Erwachsenen, so wird er sich wie ein Erwachsener verhalten.» [6]

3.

In der sechsten Klasse der Grundschule erzählte Lehrer Arnold uns etwas über den Kommunismus. «Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen.» Oder wie es nach der Definition

des *Oxford English Dictionary* heißt (die ich später entdeckte): «eine soziale Organisation, in der sämtliches Eigentum im Besitz der Gemeinschaft ist und der Beitrag und das Einkommen eines jeden von dem abhängt, was man beitragen kann und was man benötigt.» [1]

Als Kind erschien mir das sympathisch. Warum sollten wir nicht einfach alles miteinander teilen? Leider folgte in den Jahren danach die Enttäuschung, die so viele Kinder verarbeiten müssen: Ehrlich zu teilen ist vielleicht ein Ideal, aber in der Praxis artet es in Chaos, Armut oder, schlimmer noch, einem Blutbad aus. Man sehe sich Russland unter Lenin und Stalin an. Man sehe sich China unter Mao an. Man sehe sich Kambodscha unter Pol Pot an.

Derzeit steht das K-Wort ganz oben auf der Liste umstrittener Ideologien. Der Kommunismus *kann* nicht funktionieren, so lautet die Botschaft. Und warum nicht? Weil er von einem falschen Menschenbild ausgeht. Ohne Privatbesitz hätten wir keinen Anreiz, um uns in Bewegung zu setzen, und verwandelten uns schnell in lustlose Profiteure.

Das will man uns zumindest glauben machen.

Als ich die weiterführende Schule besuchte, fand ich es schon merkwürdig, dass als Beweis für das «Scheitern» des Kommunismus ständig auf blutrünstige Regime in Ländern verwiesen wurde, in denen einfache Bürger nichts zu melden hatten. Diese Regime wurden von einem übermächtigen Polizeistaat und einer korrupten Elite gestützt.

Was ich mir damals noch nicht klarmachte, war die Tatsache, dass der Kommunismus – zumindest nach der offiziellen Definition – schon seit Jahrhunderten ein erfolgreiches System darstellt. Er hat daher auch wenig mit der Sowjetunion zu tun. Mehr noch, wir betreiben ihn jeden Tag. Selbst nach Jahrzehnten der Privatisierungen ist der größte Teil unserer Wirtschaft noch kommunistisch organisiert. Es ist so normal, so selbstverständlich, dass wir seinen Einfluss nicht mehr wahrnehmen.

Ein einfaches Beispiel: Man sitzt am Frühstückstisch und kann den Käsehobel nicht erreichen. «Kann ich den Käsehobel haben?», fragt man – und tatsächlich bekomme ich den Käsehobel überreicht, ganz ohne Rechnung. Das ist, was Anthropologen auch den «elementaren Kommunismus» nennen. [2] Menschen sind verrückt danach, öffentliche Plätze und Parks, Musik und Geschichten, den Strand und das Bett miteinander zu teilen.

Das vielleicht beste Beispiel für diese Freigebigkeit sind die privaten Haushalte. Milliarden Haushalte weltweit sind nach kommunistischer Definition organisiert: Eltern teilen ihren Besitz mit den Kindern und tragen dazu bei, was sie können. Das Wort «Ökonomie» leitet sich nicht zufällig aus dem Griechischen οἰκονομία ab, was so viel wie «die Verwaltung des Haushaltes» bedeutet.
Auch bei unserer Arbeit verhalten wir uns fortwährend wie Kommunisten. So habe ich für dieses Buch stark von den Kommentaren Dutzender Kollegen profitiert, obwohl sie nicht für die Zeit bezahlt wurden, die sie dafür aufgewandt haben. Mehr noch, ich glaube, dass sie es als Beleidigung aufgefasst hätten, wenn ich es versuchen würde. Die Wirtschaft ist verrückt nach internem Kommunismus, weil er insgeheim durchaus effizient ist.
Aber wie ist es dann mit Fremden? Wir teilen doch nicht mit jedem alles?
Das ist so, doch andererseits: Wie oft hat man von einem Touristen Geld verlangt, nachdem man ihm den Weg erklärt hat? Oder nachdem man jemandem im Zug die Tür aufhielt oder einem Passanten Schutz vor dem Regen bot? Das sind keine «Eine-Hand-wäscht-die-andere-Transaktionen» – man macht es einfach, es ist eine Frage des Anstands. Uns genügt die unausgesprochene Überzeugung, dass der Fremde dasselbe auch für uns tun würde.
So ist unser Leben voll von Beispielen kommunistischen Verhaltens. Das Wort «Kommunismus» kommt vom Lateinischen *communis* , was «gemeinschaftlich» bedeutet. Man könnte den Kommunismus daher auch als das Fundament sehen, auf dem sich alles andere – der Markt, der Staat, die Bürokratie – gründet. Es erklärt vielleicht auch, weshalb es nach einer Naturkatastrophe wie 2005 in New Orleans eine Explosion der Zusammenarbeit und des Altruismus gab. Wir kehren dann zu dem Fundament unserer Menschlichkeit zurück.
Natürlich, das kommunistische Ideal des «Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen», wie Marx es formulierte, lässt sich längst nicht immer anwenden, ebenso wie sich nicht alles in Geld aufwiegen lässt. Aber wenn man einen Schritt zurücktritt und das große Ganze noch einmal aufmerksam betrachtet, erkennt man, dass wir in der Praxis mehr miteinander teilen als für uns selbst behalten.
Ohne ein gemeinschaftliches Fundament würde der Kapitalismus

nicht einmal funktionieren. Viele Unternehmen sind vollkommen abhängig von der Gutherzigkeit ihrer Kunden. Facebook wäre wertlos ohne die Fotos und Videos, die Millionen von Nutzern gratis miteinander teilen. Airbnb würde ohne die zahllosen Gratisrezensionen kein Geld verdienen können.

Aber warum sind wir so blind im Angesicht unseres eigenen Kommunismus? Vielleicht, weil die Dinge oder Gesten, die wir miteinander teilen, nicht auffallen. Wir halten sie für selbstverständlich. Niemand muss Prospekte drucken, um den Leuten zu erklären, dass man im Amsterdamer Vondelpark wunderbar spazieren gehen kann. Saubere Luft hat keinen Bedarf an Fernsehspots, in denen man erzählt bekommt, dass man diese Luft einatmen muss. Man sieht sie auch nicht als Privatbesitz, ebenso wenig wie den Strand, auf dem man herumfaulenzt, oder die Märchen, die man sich abends erzählt.

Erst wenn jemand meint, diese Luft verleihen zu wollen, den Strand für sich zu beanspruchen oder die Rechte an dem Märchen einzufordern, werden wir stutzig: Warte mal, denkt man dann, das gehört uns doch allen?

Im Englischen spricht man von *«the commons».* Das kann alles Mögliche sein, solange eine Gemeinschaft es nur teilt und demokratisch verwaltet. Von einem Schrebergarten bis zu einer Website, von einer Sprache bis zu einem Ozean. Manchmal sind die Commons ein Geschenk der Natur (man denke nur an das Öl im Boden), in anderen Fällen sind es menschliche Erfindungen (man denke an eine Internetplattform wie Wikipedia).

Über einen langen Zeitraum hinweg gehörte nahezu alles auf der Welt zu den Commons. Während des größten Teils unserer Geschichte gab es schließlich kaum Privatbesitz und keinen Staat. Jäger und Sammler sahen die Natur als einen «gebenden Ort», der die Bedürfnisse aller befriedigte. Niemand kam auf die Idee, eine Erfindung oder ein Lied zu patentieren. Im Gegenteil, im 3. Kapitel sahen wir bereits, dass der Erfolg des *Homo puppy* sich gerade der Tatsache verdankt, dass wir uns gegenseitig unaufhörlich plagiieren.

Erst in den letzten 10000 Jahren wurden immer größere Teile der Commons vom Markt und dem Staat geschluckt. Es begann mit den ersten Häuptlingen und Königen, die das Land, das einst allen gehört hatte, für sich allein beanspruchten. Heutzutage sind es vor allem internationale Konzerne, die allerhand Commons schlucken,

von Wasserquellen bis hin zu lebensrettenden Medikamenten, von neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen bis hin zu den Liedern, die wir zusammen singen. (So lagen die Rechte des Hits «Happy Birthday» aus dem 19. Jahrhundert bis 2015 in den Händen der Warner Music Group, was dem Unternehmen Millionen und Abermillionen eingebracht hat.)

Oder man nehme den Vormarsch der Werbeindustrie. In den letzten Jahrzehnten wird eine Innenstadt nach der anderen mit großen Werbetafeln verunstaltet. Wenn jemand dein Haus mit Graffiti beschmiert, nennen wir das Vandalismus. Aber wenn es um Werbung geht, darf man den öffentlichen Raum ruhig verschmutzen. Ökonomen sprechen dann von «Wachstum».

Der Begriff *«the commons»* wurde bekannt, als Garrett Hardin, ein amerikanischer Biologe, darüber in der Zeitschrift *Science* publizierte. Das war 1968, das Jahr der Revolution, in dem Menschen weltweit auf die Straße gingen, um gegen den Kapitalismus und den Staat zu protestieren. «Sei realistisch, fordere das Unmögliche!» lautete der Slogan von Millionen Demonstranten.

Doch der konservative Garrett Hardin ruderte gegen den Strom. In einem nur sechsseitigen Aufsatz rechnet er mit dem naiven Idealismus der Hippies ab. Der Titel: *«The Tragedy of the Commons»*.

«Stell dir ein Stück Land vor», schrieb Hardin, «das jedermann offensteht.» Jeder Hirte werde so viel Vieh wie möglich auf diesem Land grasen lassen. Doch was auf diesem individuellen Niveau praktisch scheine, sorge bald für eine kollektive Katastrophe: Alle Pflanzen würden aufgefressen, und es bleibe eine Wüste zurück.

Hardin sprach von einer «Tragödie» im antik-griechischen Sinn des Wortes: einem betrüblichen, aber unvermeidlichen Ereignis. «Freiheit in den Commons bedeutet den Untergang aller.» [3]

Der Biologe schreckte nicht davor zurück, harsche Schlussfolgerungen zu ziehen. Nahrungsmittelhilfe für Äthiopien? Bloß nicht damit anfangen, sagte er, dann bekommen die Armen noch mehr Kinder, und der Hunger wird noch schlimmer. [4]

Ebenso wie die Unheilspropheten von der Osterinsel sah Hardin in der Überbevölkerung die ultimative Tragödie. Das Recht auf Fortpflanzung solle besser eingeschränkt werden (dies scheint allerdings für Hardin selbst nicht zu gelten, der vier Kinder hatte).

Der Einfluss des Hardin’schen Essays ist nur schwerlich zu überschätzen. Er wuchs sich zu dem am häufigsten nachgedruckten Aufsatz aus, der jemals in einer wissenschaftlichen Zeitschrift

erschienen ist, und wurde von Millionen Menschen auf der ganzen Welt gelesen. [5] «[Er] sollte Pflichtlektüre für alle Studenten sein», schrieb ein amerikanischer Biologe in den 1980er Jahren, «und wenn es nach mir ginge, für jedermann.» [6]

Schließlich wurde *«The Tragedy of the Commons»* eines der mächtigsten Plädoyers für das Wachstum des Staates und des Markts. Gemeinschaftlicher Besitz würde nun einmal nicht funktionieren. Entweder müsse die sichtbare Hand von Väterchen Staat ihr segensreiches Werk tun, oder aber die unsichtbare Hand des Marktes müsse es richten. Der Kreml oder die Wall Street – mehr Geschmacksrichtungen schienen nicht zur Auswahl zu stehen. Und als 1989 die Mauer fiel, war nur noch eine Geschmacksrichtung übrig: die des Kapitalismus. Wir waren alle zu einem *Homo oeconomicus* geworden.

4.

Allerdings gab es all die Zeit über eine Frau, die nicht von der Argumentation Garrett Hardins überzeugt war.

Elinor Ostrom war eine ehrgeizige Wissenschaftlerin zu einer Zeit, in der es an den Universitäten kaum Platz für Frauen gab. Und im Gegensatz zu Hardin hatte sie wenig Interesse an theoretischen Modellen. Sie wollte wissen, wie wirkliche Menschen in der wirklichen Welt zusammenarbeiteten.

Es dauerte nicht lange, bis die Politologin entdeckte, dass Hardin in seinem Essay ein entscheidendes Detail übersehen hatte. Menschen können innerhalb einer Gemeinschaft kommunizieren. Bauern, Fischer und Bürger sind bestens in der Lage, Verabredungen darüber zu treffen, dass ihre Äcker nicht veröden, ihre Seen nicht leer gefischt werden und ihre Brunnen nicht austrocknen. So wie die Bewohner der Osterinsel weiter zusammenarbeiteten und die Teilnehmer an Bürgerhaushalten nach einem guten Gespräch eine Einigung erzielen, so werden zahllose Commons erfolgreich bewirtschaftet. Von einfachen Menschen.

Ostrom stellte eine Datenbank zusammen, in der sie Beispiele von Commons aus der ganzen Welt sammelte. Von Gemeinschaftsweiden in der Schweiz bis hin zu miteinander geteilten Äckern in Japan, von Bewässerungsgemeinschaften auf den Philippinen bis hin zu Wasservorräten in Nepal – ein ums andere Mal entdeckte sie, dass von einer «Tragödie» keine Rede sein konnte, wie Hardin behauptet hatte. [1]

Natürlich können Commons durchaus an Egoismus und

gegensätzlichen Interessen zugrunde gehen. Aber das muss nicht zwangsläufig so sein. Insgesamt sammelten Ostrom und ihre Kollegen mehr als 5000 Beispiele funktionierender Commons. Viele davon existierten schon seit Jahrhunderten, wie bei den Fischern von Alanya in der Türkei, die bereits seit Menschengedenken ihre Fischereirechte auslosten, und den Bauern des Schweizer Dorfs Törbel, die Verabredungen über die Nutzung des knappen Brennholzes trafen.

In ihrem bahnbrechenden Werk *Governing the Commons* (1990; deutsche Ausgabe: *Die Verfassung der Allmende: Jenseits von Staat und Markt*) formulierte Ostrom eine Reihe von «Entwurfsprinzipien», die erfolgreiche Commons auszeichnen. Eine Gemeinschaft müsse beispielsweise selbständig genug sein, und es bedürfe einer effektiven sozialen Kontrolle. Aber Ostrom betonte, dass es keine Blaupause gebe, letztlich gehe es um den lokalen Kontext.

Im Laufe der Zeit begann Ostroms Arbeitsplatz an der Universität immer mehr den Commons zu ähneln. 1973 rief sie zusammen mit ihrem Mann den Workshop *Political Theory and Policy Analysis* an der Universität von Indiana ins Leben, in dem sich Wissenschaftler aus der ganzen Welt trafen, um die Commons zu studieren. Sie nannten es einen «Workshop», weil die Universität keine Bedingungen gestellt hatte, wie er organisiert werden müsste. Es wurde ein Ort der Forschung und Begegnung. Oder sagen wir ruhig: eine Art Hippie-Kommune. Wenn es eine Feier gab, übernahm Ostrom die Leitung beim Singen von Volksliedern. [2]

Und dann, Jahre später, kam der Anruf aus Stockholm. Im Jahr 2009 bekam Elinor Ostrom als erste Frau den Nobelpreis für Wirtschaft. [3] Es war eine vielsagende Entscheidung. Nach dem Fall der Mauer 1989 und dem Crash des Kapitalismus 2008 war der Augenblick gekommen, den Commons, dem dritten Weg zwischen Staat und Markt, die Aufmerksamkeit zukommen zu lassen, die sie verdienten.

5.

Es wird vielleicht nicht in den Nachrichten darüber berichtet, doch inzwischen erleben die Commons ein grandioses Comeback. Es scheint sogar, als würde sich die Geschichte wiederholen.

Im Spätmittelalter konnte man in Europa nämlich auch schon eine solche Dynamik feststellen: eine Explosion der Zusammenarbeit. Die Historikerin Tine De Moor spricht von einer «stillen Revolution», die sich vom 11. bis zum 13. Jahrhundert vollzogen habe. Immer

mehr Weidegründe wurden damals gemeinsam bewirtschaftet. [1] Gilden, Wasserwirtschaftsverbände und Beginenhöfe schossen wie Pilze aus dem Boden. Und über Jahrhunderte hinweg funktionierten diese Commons ausgezeichnet. Erst im 18. Jahrhundert gerieten sie erneut unter Druck.

Die aufgeklärten Ökonomen der damaligen Zeit fanden, dass die gemeinschaftlich bewirtschafteten landwirtschaftlichen Flächen nicht produktiv genug seien. Also empfahlen sie dem Staat die sogenannten *enclosures* : Der gemeinschaftliche Besitz wurde zerstückelt und unter reichen Grundeigentümern verteilt. Unter ihrer Obhut sollte die Produktivität steigen.

Wer also glaubt, dass der Aufstieg des Kapitalismus im 18. Jahrhundert ein spontaner Prozess war, täuscht sich. Es war nicht die unsichtbare Hand des Marktes, die die Bauern sanft vom Land in die Fabrik schob. Es war weltweit die harte Hand des Staates, mit einem Bajonett darin. Der «freie Markt» wurde von oben geplant und verordnet. [2]

Erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts entstanden, ungeplant und von unten organisiert, die zahllosen Vereine und Genossenschaften von Arbeitern, die die Grundlage für den späteren Sozialstaat bildeten. Und das geschieht auch jetzt wieder: Nach einer Periode des *enclosure* und des Wirkens der Marktkräfte (staatlicherseits von oben geplant) hat von unten her eine stille Revolution eingesetzt. In den zurückliegenden Jahren, und insbesondere nach der Finanzkrise 2008, ist die Zahl lokaler Hilfs- und Betreuungskooperationen, Unterstützungsfonds für Freiberufler im Krankheitsfall und Bürgerenergiegenossenschaften geradezu explodiert.

«Die Geschichte lehrt uns», schreibt die Historikerin Tine De Moor, «dass der Mensch ein kooperatives Wesen ist, ein *Homo cooperans* , wir schon sehr lange Institutionen errichten, die auf langfristige Zusammenarbeit ausgerichtet sind, und dies jedes Mal nach einer Phase des beschleunigten Wettbewerbs und der Privatisierung verstärken.» [3]

Also: Wollen wir mehr oder weniger Kommunismus?

In der Schule habe ich im Fach Wirtschaftslehre noch gelernt, dass der Mensch von Natur aus ein egoistisches Wesen ist. Der Kapitalismus sei aus unseren tiefsten Instinkten hervorgegangen. Kaufen, verkaufen, verhandeln, alles für den eigenen Profit. Nun denn, wurde noch hinzugefügt, der Staat kann durchaus eine kleine Schicht Solidarität über unsere natürlichen Neigungen streuen.

Doch das geschieht stets von oben und wird immer von Gängelei und Bürokratie begleitet.

Nun zeigt sich, dass genau das Gegenteil der Fall ist: Der Mensch ist von Natur aus ein solidarisches Wesen. Und gerade die Wirkung der Marktkräfte muss von oben verordnet werden. So sind in den zurückliegenden Jahrzehnten in einem leidenschaftlichen Versuch Milliarden in das Gesundheitssystem gepumpt worden, um es in einen künstlichen Markt zu verwandeln. Der Egoismus kommt schließlich nicht von selbst, sondern muss erlernt werden.

Gewiss, es gibt zahllose Beispiele von Märkten, die gut funktionieren. Und vergessen wir nicht, dass der Aufstieg des Kapitalismus in den zurückliegenden zwei Jahrhunderten mit einem enormen Wachstum des Wohlstands einhergegangen ist. Tine De Moor plädiert daher auch für eine «institutionelle Diversität». Manchmal funktionieren die Märkte am besten, manchmal hat der Staat die passende Lösung, aber letztlich haben wir vor allem Bedarf an einer starken gemeinschaftlichen Basis von Bürgern, die gemeinsam Hand anlegen.

Die Zukunft der Commons ist noch ungewiss. Einerseits erleben sie eine echte Renaissance, andererseits werden sie bedrängt. Man denke an die internationalen Konzerne, die Wasservorräte aufkaufen und sich Gene patentieren lassen, Staaten, die alles, was nicht niet- und nagelfest ist, privatisieren, und Universitäten, die ihr Wissen in den Ausverkauf geben. Gleichzeitig sehen wir die Entstehung des Plattformkapitalismus, in dem Unternehmen wie Airbnb und Facebook den Wohlstand des *Homo cooperans* abzuschöpfen wissen. Die «Teil»-Wirtschaft ist nur allzu oft eine «Stehl»-Wirtschaft. [4]

Es ist ein harter, noch nicht entschiedener Kampf. Es gibt Optimisten, die darauf schwören, dass die ganze Welt demnächst eine einzige große Hippie-Kommune sein wird. Postkapitalismus nennen sie das, vielleicht weil das K-Wort noch immer verboten ist. [5] Auf der anderen Seite stehen die Pessimisten, die glauben, dass die Ungleichheit noch weiter zunehmen wird und noch bedeutend mehr Commons von Silicon Valley und Wall Street geschluckt werden. [6]

Wer wird recht behalten? Es gibt niemanden, der es wirklich weiß. Aber ich denke, dass wir uns am besten an das Lebenswerk von Elinor Ostrom halten sollten, die keine Optimistin, aber auch keine Pessimistin war. Sie war eine Possibilistin. Sie glaubte daran, dass

es anders gehen könnte. Nicht, weil sie Anhängerin einer abstrakten Theorie war, sondern weil sie es mit eigenen Augen gesehen hatte.

6.

Eine der hoffnungsvollsten Alternativen zum heutigen kapitalistischen Modell ist, zum Abschluss dieses Abschnitts, schon einige Jahre alt. Man findet es nicht etwa im linken Skandinavien, dem «kommunistischen» China oder in den anarchistischen Brutstätten Lateinamerikas. Nein, man findet diese Alternative in Alaska. Im konservativen Alaska. Wo «links» und «sozialistisch» Schimpfworte sind.

Sie geht zurück auf eine Idee des republikanischen Gouverneurs Jay Hammond (1922–2005), eines abgehärteten Pelzjägers und ehemaligen Kampfpiloten, der noch gegen die Japaner gekämpft hatte. Als in seinem Bundesstaat Ende der 1960er Jahre große Ölvorkommen entdeckt wurden, fand er, dass sie das Eigentum *aller* Einwohner Alaskas seien. Also schlug er vor, die Einnahmen aus dem Öl in eine gemeinsame Sparbüchse zu stecken.

So wurde im Jahr 1976 der *Alaska Permanent Fund* gegründet. Die Frage war natürlich, was mit all dem Geld geschehen sollte. Viele konservative Bürger Alaskas wollten nicht alles dem Staat geben, der es doch nur verschwenden würde. Also blieb nur eines übrig: Von 1982 an erhielten alle Einwohner eine Dividendenausschüttung, die sich in guten Jahren auf bis zu 3000 Dollar pro Person belaufen konnte.

Bis auf den heutigen Tag ist die *Permanent Fund Dividend* – PFD für Eingeweihte – an keinerlei Bedingungen gebunden. Sie ist keine Gunst, sondern ein Recht. In dem Sinn ist das Alaska-Modell das genaue Gegenteil des altmodischen Sozialstaats. Wenn man heutzutage eine Zuwendung beantragt, muss man oft beweisen, dass man ausreichend krank, behindert oder depressiv ist. Erst wenn man auf Dutzenden von Formularen nachgewiesen hat, dass man tatsächlich ein hoffnungsloser Fall ist, bekommt man ein wenig Geld.

Ein solches System macht Menschen trübsinnig und lustlos. Es produziert Abhängigkeit. Von einer bedingungslosen Dividende geht hingegen Vertrauen aus. Natürlich gab es auch in Alaska genug Leute mit einem zynischen Menschenbild, die fürchteten, dass die Dividende von anderen ihrer Mitbürger in Alkohol und Drogen umgesetzt werden würde. Aber die Realisten kamen zu dem Schluss, dass das Gegenteil der Fall wäre.

In Alaska investieren Menschen ihre Dividende vor allem in Bildung und Gesundheit. Nach einer gründlichen Analyse entdeckten zwei amerikanische Wirtschaftswissenschaftler, dass die PFD keinen negativen Effekt auf die Beschäftigungssituation gehabt, die Armut dadurch allerdings kräftig abgenommen hatte. [1] Aus der Untersuchung einer vergleichbaren Dividende in North Carolina geht sogar hervor, dass es allerlei positive Nebeneffekte gibt: die Kosten für Pflege und Betreuung sinken, Kinder erzielen bessere Leistungen in der Schule. So wird die Investition einer solchen Dividende sogar wieder hereingeholt. [2]

Nehmen wir an, dass wir die Alaska-Philosophie des gemeinsamen Besitzes noch weitertreiben. Dass wir festlegen würden, dass auch das Grundwasser, das Erdgas, die Patente, die von unseren Steuergeldern finanziert worden sind, und noch vieles mehr der Gemeinschaft gehören. Wenn sich die Mächtigen einen Teil der Commons unter den Nagel reißen, wenn die Erde verschmutzt wird oder CO_2 in unsere Atmosphäre abgelassen wird, müssen wir, die Mitglieder der Commons, dafür dann nicht kompensiert werden? [3]

Ein solcher Fonds könnte eine noch sehr viel höhere Dividende für jeden von uns abwerfen. Sie wäre eine «Bürgerdividende», die die Freiheit bietet, eigene Entscheidungen zu treffen. Eine Zuwendung, die auf Vertrauen beruht. Wagniskapital für das Volk.

Die PFD ist in Alaska jedenfalls ungeheuer populär. Jeder Politiker, der daran rütteln möchte, riskiert das Ende seiner politischen Karriere. [4] Vielleicht kommt es daher, dass sie, ebenso wie die wirkliche Demokratie in Porto Alegre und Torres, die altmodischen polaren Gegensatzpaare meidet. Links und rechts meidet. Den Markt und den Staat meidet. Den Kapitalismus und den Kommunismus meidet. Wir reden hier über einen neuen Weg. Über eine Gesellschaft, an der wir alle unseren Anteil haben .

Teil 5
Die andere Wange

«Um jemanden zu bestrafen, muss man ihn verletzen. Um jemanden zu reformieren, muss man ihn verbessern. Menschen werden nicht besser, wenn man sie verletzt.»

George Bernard Shaw (1856–1950)

Es ist noch nicht lange her, als Julio Diaz, ein junger Sozialarbeiter aus New York, die U-Bahn nach Hause in die Bronx nahm. Wie an fast jedem Werktag stieg er eine Haltestelle vorher aus, um in seinem Lieblings-*Diner* einen Happen zu essen.

An dem Abend verlief der Spaziergang zum Restaurant völlig anders. An der Treppe zur ausgestorbenen U-Bahn-Station sprang plötzlich ein junger Mann aus dem Schatten. Ein Jugendlicher mit einem Messer in der Hand. «Ich gab ihm mein Portemonnaie», sollte Julio später einem Journalisten erzählen. Der junge Mann griff sich das Geld und wollte gerade weglaufen, als Julio plötzlich etwas Unerwartetes tat.

«Hey, warte mal», rief er. «Wenn du noch den ganzen Abend Leute ausrauben willst, könntest du vielleicht auch meine Jacke mitnehmen, um dich warm zu halten.»

Der Räuber sah Julio ungläubig an. «Warum tust du das?»

«Wenn du für ein paar Dollar deine Freiheit riskieren willst», sagte Julio, «denke ich, dass du das Geld wirklich brauchst. Das Einzige, was ich wollte, war, eine Kleinigkeit zu essen. Wenn du übrigens auch was willst … du bist mehr als willkommen.»

Und so geschah es. Kurz darauf saßen Julio und der Räuber einander in Julios Lieblingsrestaurant gegenüber. Die Kellner begrüßten sie herzlich. Der Manager kam zu einem Schwatz vorbei. Auch die Tellerwäscher sagten hallo.

«Du kennst hier jeden», sagte der junge Mann verwundert, «bist du der Eigentümer oder so?»

«Ach was», antwortete Julio. «Ich esse hier nur oft.»

«Aber du bist sogar nett zu den Tellerwäschern!»

«Hat man dir denn nicht beigebracht, zu jedem nett zu sein?»

«Ja, sicher», antwortete der junge Mann, «aber ich hätte nie gedacht, dass jemand das auch wirklich tun würde.»

Als Julio und der Räuber mit dem Essen fertig waren, kam die Rechnung. Das einzige Problem: Julio hatte kein Portemonnaie mehr. «Hör mal», sagte er zum Räuber, «ich glaube, dass du das hier

bezahlen musst, denn du hast mein Geld. Aber wenn du mir mein Portemonnaie zurückgibst, lade ich dich gern ein.»

Der junge Mann überreichte ihm das Portemonnaie, woraufhin Julio die Rechnung bezahlte und anschließend seinem Gegenüber zwanzig Dollar gab. Die kleine Zuwendung war allerdings an *eine* Bedingung geknüpft: dass der Junge ihm dann auch das Messer überlasse.

Als Julio ein paar Wochen später von einem Journalisten gefragt wurde, warum er seinen Räuber zum Essen eingeladen habe, brauchte er nicht lange nachzudenken. «Wenn du Menschen gut behandelst, kannst du nur hoffen, dass sie dich auch gut behandeln. Einfacher wird es nicht in dieser komplizierten Welt.» [1]

Als ich einem Freund von Julios Heldentat erzählte, reagierte er spontan und unumwunden.

«Hast du mal ein Taschentuch? Ich muss weinen.»

Okay, es ist eine sentimentale Geschichte. Der Vorfall erinnert mich an Klischees, die ich als Junge in der Kirche hörte. Im Konfirmandenunterricht lasen wir aus der Bergpredigt Jesu:

Ihr habt gehört, dass gesagt worden ist: Auge für Auge und Zahn für Zahn. Ich aber sage euch: Leistet dem, der euch etwas Böses antut, keinen Widerstand, sondern wenn dich einer auf die rechte Wange schlägt, dann halt ihm auch die andere hin! Und wenn dich einer vor Gericht bringen will, um dir das Hemd wegzunehmen, dann lass ihm auch den Mantel! Und wenn dich einer zwingen will, eine Meile mit ihm zu gehen, dann geh zwei mit ihm!

Natürlich, denkt man dann. Eine hübsche Idee, Jesus – wenn wir denn Heilige wären. Das einzige Problem ist, dass wir Menschen sind. In der wirklichen Welt wäre nur wenig so naiv wie das Hinhalten der anderen Wange, oder etwa nicht?

Was mir jetzt erst klarwird, ist die Tatsache, dass Jesus eigentlich ein rationales Prinzip beschrieb. Moderne Psychologen nennen es auch das «nicht-komplementäre Verhalten». Hier sollten wir bedenken: Meistens spiegeln Menschen einander. Man bekommt ein Kompliment und ist geneigt, es zu erwidern. Jemand sagt etwas Unfreundliches, und man hat sofort das Bedürfnis, mit etwas Gemeinem zu antworten. In den vorangegangenen Kapiteln haben wir gesehen, welch starken Einfluss solche «Rückkopplungsschleifen» – positiv wie negativ – in Schulen, Betrieben und Demokratien haben können.

Es ist leicht, Gutes zu tun, wenn man selbst auch gut behandelt

wird. Leicht, aber nicht genug. Oder, wie Jesus sagte: «Wenn ihr nämlich nur die liebt, die euch lieben, welchen Lohn könnt ihr dafür erwarten? Tun das nicht auch die Zöllner? Und wenn ihr nur eure Brüder grüßt, was tut ihr damit Besonderes?»

Die Frage ist, ob wir noch einen Schritt weiter gehen können. Was wäre, wenn wir nicht nur das Gute in unseren Kindern, unseren Kollegen und unseren Mitbürgern, sondern auch in unseren Feinden vermuten würden? Das wäre sehr viel schwieriger und würde unserer Intuition diametral entgegenstehen. Mahatma Gandhi und Martin Luther King, die größten Helden des 20. Jahrhunderts, zeichneten sich durch nicht-komplementäres Verhalten aus, doch sie waren fast übermenschliche Persönlichkeiten.

Die Frage lautet also: Sind wir selbst dazu in der Lage? Und funktioniert dieses Prinzip auch auf einer übergeordneten Ebene, in Gefängnissen und auf Polizeiwachen, nach Anschlägen und in Zeiten des Krieges?

16. Kapitel
Tee trinken mit Terroristen
1.
In einem Wald in Norwegen, ungefähr 100 Kilometer südlich von Oslo, befindet sich eines der merkwürdigsten Gefängnisse der Welt. Es gibt keine Zellen und keine Gitterstäbe. Es laufen auch keine Wachen mit Pistolen oder Handschellen herum. Allerdings gibt es einen Wald aus Birken und Kiefern, eine leicht hügelige Landschaft mit Spazierwegen und um das alles herum eine hohe Stahlwand – eine der wenigen Erinnerungen an die Tatsache, dass hier tatsächlich Menschen eingesperrt sind.
Die Bewohner des Gefängnisses, Halden genannt, haben alle ihr eigenes Zimmer. Mit Bodenheizung. Flachbildschirm. Badezimmer *en suite.* Es gibt Küchen, in denen die Häftlinge selbst kochen dürfen, man isst von Porzellantellern und mit Messern aus rostfreiem Stahl. Halden verfügt auch über eine Bibliothek, eine Kletterwand und ein richtiges Musikstudio, in dem die Bewohner ihre eigenen Platten aufnehmen können. Die Musik wird unter dem Label des Gefängnisses herausgebracht, das sich – kein Witz – *Criminal Records* nennt. Drei Strafgefangene haben schon an dem norwegischen Gegenstück zu *Deutschland sucht den Superstar* teilgenommen, und das erste Gefängnismusical ist in der Mache. [1]
Tatsächlich ist Halden ein Musterbeispiel für das, was man ein «nicht-komplementäres Gefängnis» nennen könnte. Das Personal spiegelt nicht das Verhalten der Insassen, sondern hält ihnen im Gegenteil die andere Wange hin. Sogar den Schwerstverbrechern. Es gibt zwar eine Isolierzelle, doch die ist noch nie benutzt worden. Die Aufseher tragen nicht einmal Waffen. Oder, wie einer von ihnen bemerkt: «Wir reden mit den Jungs, das ist unsere Waffe.» [2]
Falls Sie denken, dass ich hier eines der softesten Gefängnisse Norwegens beschreibe, liegen Sie falsch. Halden hat das höchste Sicherheitsniveau. Dort sitzen ungefähr 250 Drogendealer, Sexualverbrecher und Mörder ein, was es zum zweitgrößten Gefängnis Norwegens macht.
Sucht man eine noch entspanntere Haftanstalt, braucht man nur ein paar Kilometer weiter zu fahren, auf die pittoreske Insel Bastøy, die als Gefängnis für 115 Schwerkriminelle dient, die dort die letzten Jahre ihrer Strafe absitzen. Hier geschieht das Gleiche wie beim BBC -Prison-Experiment, dieser langweiligen Reality-Show, die in

einer pazifistischen Kommune endete (siehe 7. Kapitel).
Ich konnte es kaum glauben, als ich zum ersten Mal Fotos der Insel sah. Häftlinge und Wachen, die gemeinsam grillen? Schwimmen? Sonnenbaden? Überhaupt ist es schwierig, das Personal und die Kriminellen auseinanderzuhalten, denn die Aufseher von Bastøy tragen keine Uniform. Sie essen am selben Tisch wie die Häftlinge. Auf der Insel lässt sich alles Mögliche unternehmen. Es gibt ein Kino, eine Sonnenbank und zwei Skihänge. Ein paar Häftlinge haben die Bastøy Blues Band gegründet, mit der sie es bis zur Vorgruppe der populären amerikanischen Rockband ZZ Top gebracht haben. Schließlich gibt es noch eine Kirche, einen Supermarkt und eine Bibliothek.
Alles in allem erscheint Bastøy vielleicht als Luxusresort, doch das ist übertrieben. Die Häftlinge müssen ordentlich ranklotzen, um die Gemeinschaft am Laufen zu halten. Sie müssen pflügen und säen, ernten und kochen, Holz hacken und Zimmererarbeiten verrichten. Alles wird recycelt, und ein Viertel der Lebensmittel wird selbst angebaut. Manche Häftlinge pendeln sogar aufs Festland, weil sie dort eine Stelle haben. Der Fährdienst wird von den Insassen selbst betrieben.
Ach ja, und für ihre Arbeit verfügen die Männer über Messer, Hämmer und andere potenzielle Mordwaffen. Sie dürfen sogar die Kettensäge benutzen, wenn sie einen Baum fällen wollen. Das galt auch für den einen Häftling, der wegen eines Mordes einsaß, den er – richtig – mit einer Kettensäge begangen hatte.
Sind die Norweger verrückt geworden? Wie naiv muss man sein, um Busladungen voll Mörder auf einer Ferieninsel abzusetzen?
Das Personal von Bastøy hält es für die normalste Sache der Welt. Die Aufseher aller norwegischen Gefängnisse, darunter 40 Prozent Frauen, haben eine zweijährige Ausbildung durchlaufen, in der sie gelernt haben, dass Häftlinge auf einen freundschaftlichen Umgang besser reagieren als auf Gängelei und Demütigungen.
Die Norweger sprechen hier von einer *«dynamic security»* , um sich von der altmodischen *«static security»* (mit Mauern, Kameras und Gitterstäben) abzugrenzen. In norwegischen Gefängnissen geht es nicht um das Verhindern krimineller Taten, sondern um das Verhindern krimineller Absichten. Die Aufseher betrachten es als ihre Pflicht, die Insassen so gut wie möglich auf das normale Leben vorzubereiten. Das wird auch das «Prinzip der Normalität» genannt: Das Leben in Haft muss, soweit es geht, dem Leben draußen ähneln.

Und das Sonderbare ist, dass diese Strategie zu funktionieren scheint. Halden und Bastøy sind friedliche Gemeinschaften. Normalerweise sind Gefängnisse «totale Institutionen» durch und durch – die Art von Orten, an denen viel gemobbt wird (siehe 14. Kapitel). Im Gegensatz dazu gehen die Insassen norwegischer Gefängnisse jedoch respektvoll miteinander um. Wenn es einmal einen Konflikt gibt, werden die Streithähne zu einer Aussprache zusammengeführt und dürfen den Raum erst wieder verlassen, wenn sie den Streit beigelegt und sich die Hand gegeben haben.
«Es ist wirklich ganz einfach», erzählt der Direktor von Bastøy, Tom Eberhardt. «Behandelt man Menschen wie Abschaum, werden sie Abschaum sein. Behandelt man sie wie Menschen, werden sie sich wie Menschen verhalten.» [3]
Ich war noch immer nicht überzeugt. Rational konnte ich zwar verstehen, warum ein nicht-komplementäres Gefängnis besser funktionieren könnte. Aber intuitiv rang ich weiter mit mir. Mörder in einem gemütlichen Dorf einsperren? Was würden die Hinterbliebenen der Opfer wohl dazu sagen?
Doch dann las ich die nüchterne Erklärung von Gefängnisdirektor Tom Eberhardt. Er weist darauf hin, dass fast jeder Häftling irgendwann wieder freikommt. Mehr als 90 Prozent der norwegischen Häftlinge sind sogar innerhalb eines Jahres wieder in Freiheit und werden dann *jemandes* Nachbarin oder Nachbar. [4]
«Wissen Sie, jedes Jahr lassen wir Nachbarn frei», sagte Tom einem amerikanischen Journalisten, «wollen Sie etwa, dass ich sie als tickende Zeitbomben freilasse?» [5]
Letztlich, so überlegte ich, zählt vor allem eines: das Ergebnis. Wie bewähren sich diese Art Gefängnisse eigentlich in der Praxis? Im Sommer 2018 wandte sich ein Team aus norwegischen und amerikanischen Wirtschaftswissenschaftlern dieser Frage zu. Sie konnten mit Zahlen belegen, dass die Rückfallquote (die Gefahr, dass ein freigelassener Häftling erneut eine Straftat begeht) durch einen Aufenthalt in einem Gefängnis wie Halden oder Bastøy im Vergleich zu einer gemeinnützigen Arbeit als Ersatzstrafe oder einer Geldbuße in Norwegen um fast die Hälfte sinkt. [6]
Dieses Ergebnis schockierte mich. *Fast die Hälfte.* Das ist unglaublich. Pro Verurteilung werden in Zukunft durchschnittlich elf Verbrechen weniger verübt. Die Wahrscheinlichkeit, dass ein Exhäftling Arbeit findet, steigt außerdem um 40 Prozent. Beziehungsweise: Viele geraten durch ihren Aufenthalt in einem

norwegischen Gefängnis auf einen völlig anderen Lebensweg.
Nicht zufällig hat Norwegen die niedrigste Rückfallquote der Welt. Das amerikanische Gefängnissystem hat dagegen eine der höchsten. In den Vereinigten Staaten sitzen 60 Prozent der Gefangenen nach zwei Jahren wieder hinter Schloss und Riegel, in Norwegen sind es 20 Prozent. [7] Beim Gefängnis Bastøy reden wir von einer Rückfallquote von nur 16 Prozent. [8] Das macht es zum besten Gefängnis Europas und wahrscheinlich sogar der ganzen Welt.
Dann noch die letzte Frage: Ist die norwegische Methode nicht viel zu teuer?
Am Ende ihres Aufsatzes machen die Wirtschaftswissenschaftler die Kosten-Nutzen-Rechnung auf. So kostet der Aufenthalt in einem norwegischen Gefängnis durchschnittlich 60515 Dollar pro Verurteilung, fast doppelt so viel wie in den Vereinigten Staaten. Dem steht jedoch innerhalb des norwegischen Rechtssystems eine zukünftige Einsparung von 71226 Dollar gegenüber, weil die Exhäftlinge weniger Straftaten begehen. Weiterhin gibt es eine Einsparung von durchschnittlich 67086 Dollar, weil mehr ehemalige Strafgefangene Arbeit finden, also weniger Arbeitslosengeld oder Sozialhilfe fließen muss und mehr Steuern gezahlt werden. Drittens werden weniger andere Menschen Opfer von Verbrechen, was sich unmöglich in Geld ausdrücken lässt.
Schlussfolgerung: Selbst bei einer konservativen Schätzung zahlt sich für die Staatskasse ein Aufenthalt in einem norwegischen Gefängnis um mehr als das Zweifache aus. Der norwegische Ansatz ist keine naive, sozialistische Ausgeburt. Wir sprechen hier von einem besseren, menschlicheren und preiswerteren System.
2.
Am 23. Juli 1965 traf sich im Zentrum von Washington, D.C., ein Komitee bestehend aus 19 Spitzenkriminologen. Sie waren von keinem Geringeren als dem US -Präsidenten Lyndon B. Johnson zusammengerufen worden. Ihr Auftrag für die kommenden zwei Jahre: die Entwicklung einer radikal neuen Perspektive für das amerikanische Rechtssystem, von der Polizei bis hin zum Gefängniswesen.
Wir befinden uns in der Zeit der *roaring sixties.* Während eine neue Generation an den Türen der Macht rüttelte, nahm das Verbrechen rasch zu, und das alte Rechtssystem ächzte in seinen Fugen. Die Kriminologen wussten, dass sie groß denken mussten. Ihr abschließender Bericht enthielt mehr als 200 Empfehlungen. Das

System der Sozialarbeit müsse umgebaut und Polizeibeamte besser ausgebildet werden, und es müsse eine nationale Notrufnummer eingeführt werden: die 911.

Doch die radikalsten Empfehlungen? Die bezogen sich auf die Zukunft des Gefängniswesens. Die Experten nahmen dabei kein Blatt vor den Mund:

Das Leben in vielen Einrichtungen ist im besten Fall monoton und nutzlos und im schlechtesten Fall unbeschreiblich brutal und demütigend. […] Die Verhältnisse, in denen [die Strafgefangenen] leben, sind die schlechtmöglichste Vorbereitung auf eine erfolgreiche Rückkehr in die Gesellschaft und verstärken oft nur ein Muster aus Manipulation und Zerstörungsdrang. [1]

Die Kommission war der Meinung, dass es Zeit für eine umfassende Reform sei. Weg mit den Gitterstäben, den Zellen und den langen Gängen. «Was die Architektur betrifft, so sollte die Modelleinrichtung ein möglichst wohnliches Setting haben», so die Experten. «Die Zimmer sollten Türen statt Gitterstäbe haben. Die Häftlinge sollten an kleinen Tischen in einer informellen Atmosphäre essen. Es sollte Klassenräume geben, Möglichkeiten zur Freizeitgestaltung sowie vielleicht einen Laden und eine Bibliothek.» [2]

Nur wenige Menschen wissen, dass die Amerikaner damals um Haaresbreite ein ähnliches Gefängniswesen wie die Norweger bekommen hätten. Ende der 1960er Jahre starteten die ersten Experimente zu einer «neuen Generation» von Haftanstalten. Gefängnisinsassen bekamen jeder ein eigenes Zimmer, mit einer Tür, die in ein gemeinsames Wohnzimmer führte. Dort konnten sie sich unterhalten, lesen und Spiele spielen, während ein unbewaffneter Aufseher die Lage im Auge behielt. Es gab Polstermöbel, Keramiktoiletten, und es lagen weiche Teppiche auf dem Boden. [3]

Dies sei, so sagten die Experten, das Gefängnis der Zukunft.

Im Nachhinein ist es schockierend, wie schnell ein anderer Wind zu wehen begann und woher dieser Wind kam. Die Kehrtwende begann mit Philip Zimbardo, der im Februar 1973 den ersten akademischen Aufsatz über sein Stanford-Prison-Experiment veröffentlichte. Dieser Psychologe, der selbst nie ein echtes Gefängnis von innen gesehen hatte, behauptete in seinem Aufsatz, dass Gefängnisse inhärent bösartige Orte seien. Wie immer man sie auch einrichte.

Die Schlussfolgerung wurde zustimmend aufgenommen und gewann an Popularität, als ein Jahr später der berüchtigte *Martinson Report* erschien. Der Namensgeber dieses Berichts, Robert Martinson, war ein Soziologe an der Universität von New York. Seine Freunde kannten ihn als eine brillante, fast manische Persönlichkeit. Und er hatte eine Mission. Martinson war in seiner Jugend Bürgerrechtsaktivist gewesen und hatte seinerzeit 39 Tage im Gefängnis gesessen (davon drei in Isolationshaft). Nach dieser abscheulichen Erfahrung war er sich sicher: Gefängnisse sind grauenhafte Orte.

Kurz nach seinem Studium, Ende der 1960er Jahre, wurde Martinson gebeten, an einer großen Analyse aller Formen von Sozialarbeit mitzuarbeiten, die auf die Wiedereingliederung von Strafgefangenen in die Gesellschaft ausgerichtet war – etwa durch Kurse, Therapie und Begleitung. Zusammen mit zwei anderen Soziologen sammelte er mehr als 200 Studien aus der ganzen Welt. Der Abschlussbericht zählte 736 Seiten und erhielt den trockenen Titel *The Effectiveness of Correctional Treatment: A Survey of Treatment Evaluation Studies.*

Solche komplizierten Untersuchungen wurden von Journalisten kaum gelesen. Doch Martinson hatte das Glück, selbst eine kurze Zusammenfassung der Studie in einer populären Zeitschrift veröffentlichen zu können. Der Titel des Artikels: *«What works?»* Die Schlussfolgerung: *Nothing works.* «Abgesehen von einigen Ausnahmefällen», schrieb Martinson, «haben die Versuche zur Resozialisierung bisher keinerlei Effekt gehabt.» [4] Der linke Soziologe hoffte – ebenso wie Philip Zimbardo –, dass die Öffentlichkeit nun zu dem Schluss kommen würde, dass alle Gefängnisse geschlossen werden müssten.

Doch es kam anders.

Zunächst konnten die Medien gar nicht genug von diesem charismatischen Soziologen bekommen. In zahllosen Zeitungsartikeln und Fernsehsendungen erhielt Martinson die Gelegenheit, seine harte Schlussfolgerung zu wiederholen, während seine Co-Autoren sich die Haare rauften. (In Wirklichkeit waren die Ergebnisse in 48 Prozent der untersuchten Studien nämlich positiv. Resozialisierung kann durchaus funktionieren.) [5]

Die fehlerhafte Zusammenfassung des *Martinson Report* ebnete den Weg für die Hardliner. Seht ihr, sagten Politiker aus der konservativen Ecke, manche Menschen sind nun einmal verdorben.

Die ganze Idee der Resozialisierung widerspreche der menschlichen Natur. Missetäter sollte man am besten einsperren und dann den Schlüssel wegwerfen. So brach eine neue Ära des Streng-strenger-am-strengsten an. Die amerikanischen Experimente zur neuen Generation der Gefängnisse wurden abgebrochen.

Ironischerweise widerrief Martinson ein paar Jahre später seine Schlussfolgerung («Im Gegensatz zu dem, was ich vorher gesagt habe, hat sich gezeigt, dass manche Programme die Rückfallquote durchaus senken können»). [6]

Während eines Seminars im Jahr 1978 fragte ein verwunderter Professor, was er seinen Studenten nun erzählen solle. Martinson: «Sag ihnen einfach, dass ich Unsinn erzählt habe.» [7]

Aber da hörte ihm schon niemand mehr zu. Martinson schrieb noch *einen* Aufsatz, in dem er seine Fehler zugab. Doch dieser Beitrag wurde nur von einer obskuren Zeitschrift akzeptiert. Ein Kollege seufzte, dass es «wahrscheinlich der am wenigsten gelesene Aufsatz in der strafrechtlichen Debatte zur Resozialisierung» gewesen sei. [8] Weder in der Zeitung noch im Radio oder im Fernsehen wurde Martinsons Richtigstellung gemeldet.

Und so war es dann auch keine Nachricht mehr wert, als der 52-jährige Soziologe ein paar Wochen später aus dem 15. Stock seines Apartments in Manhattan sprang.

3.

Wer es inzwischen jedoch sehr wohl auf die Titelseiten der Nachrichtenmagazine schaffte, war Professor James Q. Wilson. Wilson ist kein Name, den viele kennen werden, aber wenn man verstehen will, in welchem Zustand sich das amerikanische Rechtssystem derzeit befindet, kommt um ihn nicht herum. In den Jahren, die auf den Selbstmord Robert Martinsons folgten, änderte James Wilson den Kurs der amerikanischen Geschichte.

Professor Wilson lehrte Politikwissenschaft an der Universität Harvard. Er hatte zu allem eine Meinung, von der Bioethik bis zum Krieg gegen die Drogen, von der Zukunft des Rechtsstaats bis zum Drucklufttauchen. [1] (Der Professor ließ sich gern mit über sechs Meter langen Haien fotografieren.) [2] Doch der größte Teil seines Œuvres? Der befasste sich mit dem Thema Verbrechen.

Wenn Wilson etwas verabscheute, dann war es das Prinzip der anderen Wange. Ihm war die neue Generation Gefängnisse, in denen die Insassen freundlich behandelt wurden, ein Graus. Er fand es unsinnig, sich intensiver mit den sogenannten Grundursachen

kriminellen Verhaltens zu beschäftigen. All die linken Typen mit ihrem dauernden Gerede über die schwere Kindheit von Kriminellen – manche Individuen seien nun einmal Gesindel. Und Gesindel müsse man besser einsperren. Oder hinrichten.
«Es zeigt, wie verwirrt wir aktuell sind», schrieb Wilson, «dass eine solche These vielen aufgeklärten Lesern grausam oder sogar barbarisch erscheinen mag.» [3]
Doch es handele sich um reine Logik, so der Politikwissenschaftler in seinem Buch *Thinking About Crime* (1975). Diese Essaysammlung wurde zum Hit unter denen, die die politischen Fäden zogen. Im Erscheinungsjahr des Buches nannte Präsident Gerald Ford die Ideen Wilsons «sehr interessant und hilfreich». [4] Spitzenbeamte schwärmten von seinen Ideen. Das beste Mittel gegen das Verbrechen, erklärte ihnen der Professor geduldig, sei es, die Verbrecher einzusperren. Wie schwer konnte das sein?
Nachdem ich einige Artikel über den Einfluss von James Q. Wilson auf das amerikanische Rechtssystem gelesen hatte, dachte ich: Irgendwo ist mir dieser Name schon einmal begegnet.
Es stellte sich heraus, dass ihm im Jahr 1982 noch eine weitere revolutionäre Idee gekommen war, eine Idee, die als die *«Broken Windows»* -Theorie in die Geschichte eingehen sollte. Das erste Mal stieß ich auf diese Theorie in dem Buch, in dem ich auch etwas über den Mord an Kitty Genovese (und die 38 «apathischen» Umstehenden) las: *Tipping Point,* verfasst vom Journalisten Malcolm Gladwell.
Ich weiß noch, dass ich Gladwells Kapitel über Wilson in einem Rutsch gelesen habe. «Stell dir ein Gebäude mit ein paar zerbrochenen Fensterscheiben vor», schrieb Wilson selbst 1982 in der Zeitschrift *The Atlantic.* [5] Wenn man die Fenster nicht repariere, würden Vandalen ein paar weitere Scheiben einwerfen. Und wenn dann niemand eingreife, werde das Gebäude früher oder später von Hausbesetzern in Besitz genommen. Anschließend könnten mir nichts, dir nichts ein paar Drogensüchtige einziehen, und wie lange würde es dann noch dauern, bis es zum ersten Mord käme?
«Das ist eine epidemische Theorie des Verbrechens», schrieb Gladwell. [6] Gerümpel auf der Straße, Uringestank im Hauseingang: Es seien *tipping points* für Mord und Totschlag. Die Botschaft *einer* zerbrochenen Fensterscheibe sei ja, dass die Ordnung nicht aufrechterhalten werde, woraus Kriminelle

schlössen, dass sie es noch weiter treiben könnten. Wenn man also die Schwerkriminalität bekämpfen wolle, müsse man damit anfangen, die zerbrochenen Fensterscheiben zu reparieren.

Ich hielt das zunächst für eine merkwürdige Idee. Sich über kleine Vergehen aufregen, während täglich Menschen ermordet werden? Es schien – so gab auch Gladwell zu – «so sinnlos zu sein, wie die Decks der Titanic zu schrubben, während sie auf den Eisberg zulief». [7]

Doch dann las ich Berichte über die ersten Experimente.

Mitte der 1980er Jahre wurde George Kelling, der Co-Autor Wilsons, als Berater der Stadt New York engagiert. Kelling empfahl, ein Großreinemachen zu veranstalten. Die U-Bahnen der Stadt waren zentimeterdick mit Graffiti beschmiert, und das konnte so nicht weitergehen. «Wir hatten da einen geradezu religiösen Eifer», sollte der Leiter der Operation später sagen. [8] Jede U-Bahn, auf der sich auch nur ein Graffito befand, wurde in Windeseile gesäubert.

Danach folgte die zweite Phase. Wilson und Kelling glaubten, dass sich ihre Broken-Windows-Theorie nicht nur auf große Unordnung anwenden ließ, sondern auch auf die, die sie verursachten. Eine Stadt, in der Wildpinkler, herumhängende Jugendliche und Bettler tun und lassen könnten, was sie wollten, werde sich zu einem Ort entwickeln, an dem noch sehr viel schlimmere Dinge passieren würden. «Die öffentliche Ordnung ist etwas Verletzbares», sagte Wilson noch 2011. [9] Im Gegensatz zu vielen anderen Wissenschaftlern hielt er wenig von Untersuchungen zu den strukturellen Ursachen des Verbrechens wie Armut oder Diskriminierung. Er behauptete, dass es letztlich nur *eine* wirkliche Ursache gäbe: die menschliche Natur.

Die meisten Menschen, so glaubte Wilson, träfen eine einfache Kosten-Nutzen-Abwägung: Lohnt sich das Verbrechen oder nicht? Wenn die Polizei zu lax auftrete und Gefängnisse zu komfortabel seien, müsse man sich nicht wundern, wenn sich mehr Menschen für den kriminellen Weg entschieden. [10] Und nehme das Verbrechen zu, liege auch die Lösung auf der Hand: Verstärkung der extrinsischen Reize. Höhere Bußen, längere Gefängnisstrafen, strengere Durchsetzung von Recht und Ordnung – sobald die «Kosten» des Verbrechens stiegen, werde die Nachfrage sinken.

Es gab *einen* Mann, der darauf brannte, Wilsons Theorie in die Praxis umzusetzen: William Bratton.

Er ist die letzte Schlüsselfigur, über die wir reden müssen. Bratton wurde 1990 als neuer Leiter der New Yorker U-Bahn-Polizei eingestellt. Ein energischer Mann, der geradewegs aus der Schule Professor Wilsons kam. Er war dafür bekannt, dass er alle naselang Kopien des *The Atlantic* -Artikels über die Broken-Windows-Theorie verteilte.

Aber Bratton wollte mehr als nur Fensterscheiben reparieren. Er wollte die Ordnung in New York wiederherstellen, und zwar mit harter Hand. Sein erstes Ziel waren die Schwarzfahrer. Fahrgäste, die keine Fahrkarte zu 1,25 Dollar vorweisen konnten, wurden von seinen U-Bahn-Polizisten fortan verhaftet, in Handschellen gelegt und am Bahnsteig aufgereiht, damit jeder sie gut sehen konnte. Unter Brattons Regime verfünffachte sich die Zahl der Festnahmen. [11]

Das machte ihm Lust auf mehr. 1994 wurde Bratton zum Leiter des New Yorker Polizeikorps befördert, sodass nun die gesamte Stadt mit seiner Philosophie bekannt wurde. Bis dahin hatte es für Polizisten allerlei restriktive Regeln und Vorschriften gegeben. Bratton strich sie. Künftig konnte man für die geringsten Vergehen verhaftet werden – ein Bierchen in der Öffentlichkeit, einen kleinen Joint, einen Scherz, den man einem Polizeibeamten gegenüber äußerte. Bratton: «Wer auf die Straße pinkelte, ging in den Knast.» [12]

Und wahrhaftig: Es schien zu funktionieren. Die Kriminalitätsrate sank rapide. Die Zahl der Morde in den Jahren zwischen 1990 und 2000? Minus 63 Prozent. Überfälle? Minus 64 Prozent. Autodiebstähle? Minus 71 Prozent. [13] Die merkwürdige Broken-Windows-Theorie, über die sich Journalisten zunächst noch geringschätzig ausgelassen hatten, erschien plötzlich als eine brillante Idee.

Wilson und sein Kollege Kelling mauserten sich zu den am meisten gefeierten Kriminologen des Landes. Kommissar Bratton brachte es bis auf die Titelseite des *Time Magazine*. 2002 wurde er auch noch Leiter des Los-Angeles-Polizeikorps und 2014 wieder Chef der Polizei von New York. Generationen von Polizeibeamten – «Brattonistas», wie sie sich selbst nannten – trugen ihn auf Händen. [14] Professor Wilson kam zu dem Schluss, dass Bratton für «die größte Veränderung in der Polizeiarbeit dieses Landes» verantwortlich sei. [15]

4.

Inzwischen ist es fast vierzig Jahre her, dass der Artikel über die Broken-Windows-Theorie in *The Atlantic* erschienen ist. In dieser Zeit ist die Philosophie Wilsons und Kellings bis in die entlegensten Winkel der Vereinigten Staaten und darüber hinaus vorgedrungen, von Europa bis Australien. In seinem Buch *Tipping Point* nannte Gladwell die Theorie einen großen Erfolg, und ich selbst habe in meinem ersten Buch ebenfalls begeistert darüber geschrieben. [1]
Was ich seinerzeit übersah, war die Tatsache, dass die meisten Kriminologen längst nicht mehr von diesem Ansatz überzeugt sind. Eigentlich hätten bereits die Alarmglocken schrillen müssen, als ich in *The Atlantic* las, dass Wilson und Kelling ihre Theorie auf ein einziges berühmtes Experiment gegründet hatten. Ein Wissenschaftler hatte in einem gutbürgerlichen Stadtteil ein Auto abgestellt und sich eine Woche lang nicht darum gekümmert. Nichts passierte in der Zeit. Doch als er mit einem Hammer zurückkam und eine Scheibe des Autos zertrümmerte, gab es kein Halten mehr. Normale Passanten demolierten es innerhalb weniger Stunden.
Der Name dieses Wissenschaftlers? Philip Zimbardo!
Zimbardos Auto-Experiment, das nie in einer wissenschaftlichen Zeitschrift publiziert worden ist, bot *die* Inspiration für die Broken-Windows-Theorie. Und ebenso wie sein Stanford-Prison-Experiment ist auch diese Theorie inzwischen gründlich widerlegt. So wissen wir, dass die «innovative» Polizeiarbeit William Brattons und seiner Brattonistas keineswegs den Rückgang der Kriminalität in New York verursacht hat. Der Rückgang hatte nämlich schon früher eingesetzt, und er vollzog sich auch in anderen Städten. In San Diego zum Beispiel, wo die Polizei eher unbedeutende Ruhestörer bewusst in Ruhe ließ.
Im Jahr 2015 erschien eine Metaanalyse von 30 Untersuchungen zur Broken-Windows-Theorie. Was zeigte sich? Es gibt keinen Beleg dafür, dass die aggressive Polizeiarbeit unter Bratton das Verbrechen verringert hat. [2] Nichts, nada, niente. Es macht eine Gegend nicht sicherer, wenn Strafzettel verteilt werden, ebenso wie die Titanic nicht gerettet worden wäre, wenn man das Deck geschrubbt hätte.
Anfangs dachte ich noch: Okay, schade, die Schwerkriminalität nimmt nicht ab, wenn man gegen Bettler und Trunkenbolde vorgeht. Aber es ist doch ohnehin richtig, die Ordnung aufrechtzuerhalten?
Da stieß ich auf eine fundamentale Frage: Über wessen «Ordnung»

sprechen wir eigentlich? Während die Zahl der Festnahmen in New York in die Höhe schoss, ging gleichzeitig die Zahl der Berichte über *polizeiliches* Fehlverhalten durch die Decke. 2014 gingen Tausende Demonstranten in New York und anderen amerikanischen Städten – von Boston bis Chicago, von Pittsburgh bis Washington – auf die Straße. Ihre Losung: *Broken Windows, Broken Lives.*

Das war nicht übertrieben. Die aggressive Durchsetzung der Ordnung hatte, in den Worten zweier Kriminologen, zu gerichtlichen Vorladungen geführt, und zwar bei

… Frauen, die in einem Park in Brooklyn Donuts gegessen hatten; Schachspielern im Inwood Park; Zugreisenden, die gegen 4 Uhr nachts ihre Füße auf die Sitze gelegt hatten, sowie einem älteren Ehepaar in Queens, das in einer eiskalten Nacht, während es unterwegs war, um lebensrettende Medikamente auf Rezept zu kaufen, keine Sicherheitsgurte angelegt hatte. Der Mann wurde aufgefordert, nach Hause zu gehen und seinen Personalausweis zu holen. Als er wieder bei der Apotheke eintraf, hatten die Polizeibeamten den Strafzettel bereits ausgestellt, wobei sie das Rezept der verschriebenen Medikamente zur Identifizierung benutzt hatten. Danach erlitt der Mann einen Herzinfarkt und starb. [3]

In der Theorie hatte es noch so schön geklungen, in der Praxis lief der Broken-Windows-Ansatz auf möglichst viele Verhaftungen hinaus. Korpsleiter Bratton geriet in den Bann von Statistiken. Vorgesetzte, die die besten Zahlen vorweisen konnten, durften mit einer Beförderung rechnen, wer im Rückstand war, bekam Ärger. So entstand ein Quotensystem: Polizeibeamte wurden unter Druck gesetzt, möglichst viele Strafmandate und Vorladungen auszustellen. Man fing sogar an, Vergehen zu erfinden. Stand jemand auf dem Bürgersteig und unterhielt sich? Festnahme wegen Blockierung eines öffentlichen Weges. Tanzten Kinder in der U-Bahn? Einkassieren wegen Störung der öffentlichen Ordnung.

Wenn es um schwere Verbrechen ging, so entdeckten Investigativjournalisten später, geschah genau das Gegenteil. Polizeibeamte wurden unter Druck gesetzt, solche Berichte abzumildern oder gar nicht erst zu melden, da die Zahlen ihrer Abteilung sonst schlecht aussehen würden. Es wurden sogar Fälle bekannt, in denen Frauen vergewaltigt und anschließend endlos verhört worden waren, um sie bei kleinsten Widersprüchen zu ertappen. Dann musste die Vergewaltigung nämlich nicht in die Statistiken aufgenommen werden. [4]

Auf dem Papier sah das alles wunderbar aus. Das Verbrechen nahm rasant ab, die Zahl der Festnahmen schoss in die Höhe, und Kommissar Bratton war der Held New Yorks. Doch in Wirklichkeit kamen zahllose Kriminelle unbehelligt davon, und Tausende von Unschuldigen wurden verdächtigt. Bis zum heutigen Tag sind immer noch unzählige Polizeidienststellen im Bann der Bratton'schen Philosophie gefangen, sodass Wissenschaftler die amerikanischen Polizeistatistiken weiterhin für nicht vertrauenswürdig halten. [5]

Und das ist noch nicht alles. Der Broken-Windows-Ansatz hat sich auch als ein Synonym für Rassismus erwiesen. So hatten nur 10 Prozent der Personen, die wegen eines unbedeutenden Vergehens verhaftet wurden, eine weiße Hautfarbe. [6] Manche dunkelhäutigen Jugendlichen wurden jeden Monat durchsucht, und das jahrelang, auch wenn sie überhaupt nicht kriminell geworden waren. [7] Die Broken-Windows-Theorie hat die Beziehung zwischen der Polizei und den Minderheiten vergiftet, zahllosen Armen Geldbußen aufgebürdet, die sie nicht bezahlen konnten, und war manchmal sogar für ein tödliches Ende verantwortlich, beispielsweise, als 2014 ein Zigarettenverkäufer namens Eric Garner starb. «Jedes Mal, wenn Sie mich sehen, wollen Sie mir Probleme machen», hatte Garner noch zu einem Polizisten gesagt. «Ich kann das nicht mehr ertragen … Lassen Sie mich bitte einfach in Ruhe. Ich habe es Ihnen das letzte Mal auch gesagt: Lassen Sie mich bitte in Ruhe.»

Die Polizei hatte ihn daraufhin zu Boden gerungen und in den Schwitzkasten genommen. *«I can't breathe»* , waren Garners letzte Worte.

Erst jetzt, Jahre nach der Lektüre des Buchs von Malcolm Gladwell, wird mir klar, dass sich die Broken-Windows-Theorie auf ein unrealistisches Menschenbild gründet. Es ist die x-te Variante der Fassadentheorie. In New York begann die Polizei, in jedem einen potenziellen Kriminellen zu sehen. Der kleinste Fehler sollte schon der Anfang von etwas sehr viel Schlimmerem sein. Es gäbe nur eine hauchdünne Schicht an Zivilisation.

Zugleich wurden Polizeibeamte fremdgesteuert, als hätten sie kein eigenes Urteilsvermögen. Keine innere Motivation. Sie wurden von oben gedrillt, die papierene Wirklichkeit so schön wie möglich zu machen.

Sollten wir zerbrochene Fensterscheiben dann besser nicht

reparieren? Natürlich sollten wir das. Es ist eine prima Idee, Fenster zu reparieren, Häuser zu renovieren und sich die Sorgen der Bewohner des Viertels genau anzuhören. So wie ein anständiges Gefängnis Vertrauen ausstrahlt, so fühlt man sich in einem sauberen Stadtteil auch ein Stück sicherer. [8] Und wenn man Fenster repariert, kann man sie anschließend öffnen.

Doch in dem größten Teil der Darlegungen Wilsons und Kellings ging es nicht um kaputte Fenster oder schlecht beleuchtete Straßen. Die «zerbrochene Fensterscheibe» war eine irreführende Metapher. In Wirklichkeit ging es vor allem um einfache Leute, die erfasst, kontrolliert und dressiert werden sollten.

Professor Wilson hielt ein Leben lang an seiner Theorie fest. Bis zu seinem Tod im Jahr 2012 behauptete er, dass der Ansatz der Brattonistas ein großer Erfolg gewesen sei, wohingegen sein Co-Autor immer stärkere Zweifel äußerte. George Kelling stöhnte, dass man die Broken-Windows-Theorie häufig falsch umgesetzt hätte. Ihm sei es stets um die zerbrochenen Fensterscheiben gegangen, nicht um die Ergreifung und Inhaftierung möglichst vieler Angehöriger von Minderheiten.

«Es sind viele Dinge im Namen von Broken Windows geschehen, die ich bedaure», sagte Kelling 2016. Als er irgendwann im ganzen Land Polizeikommissare über seine Theorie reden hörte, schossen ihm zwei Worte durch den Kopf: «Oh s–t.» [9]

Was würde geschehen, wenn wir die Broken-Windows-Theorie umkehrten? Gefängnisse können wir anders einrichten, aber gilt das auch für unsere Polizeiwachen?

Absolut. In Norwegen – wo sonst – gibt es eine lange Tradition der *«community policing»*. Dabei handelt es sich um eine Polizeistrategie, die davon ausgeht, dass die Menschen im Grunde gut sind. Polizeibeamte versuchen, das Vertrauen der Menschen in ihrem Bezirk zu gewinnen. Wenn die Leute jemand kennen, werden sie ihm auch öfter helfen. Bürger geben eher Tipps, und Eltern werden schneller anrufen, wenn sie befürchten, dass ihr Kind auf die schiefe Bahn geraten könnte.

Bereits in den 1970er Jahren veröffentlichte Elinor Ostrom, die Frau, die die Commons untersuchte (siehe 15. Kapitel), die umfangreichste Studie zu Polizeiabschnitten in den Vereinigten Staaten, die es jemals gegeben hatte. Ostrom und ihr Team entdeckten, dass kleinere Polizeiwachen immer wieder bessere Ergebnisse erzielten als die größeren. Ihre Polizisten waren

schneller vor Ort, klärten mehr Verbrechen auf, hatten eine bessere Beziehung zur Bevölkerung in ihrem Bezirk – und das für weniger Geld. Besser, menschlicher, preisgünstiger. [10]

In Europa wird die Philosophie des *community policing* schon länger angewandt. Polizeibeamte sind es gewohnt, mit Sozialarbeitern zusammenzuarbeiten, und sehen sich selbst als eine Art Sozialarbeiter. [11] Sie sind außerdem bestens qualifiziert. In den USA ist die Polizeiausbildung durchschnittlich nach nur 19 Wochen abgeschlossen, was in den meisten europäischen Ländern undenkbar wäre. So dauert die Ausbildung in Ländern wie den Niederlanden oder Deutschland über zwei Jahre. [12]

Auch immer mehr amerikanische Städte reißen das Ruder herum. So wurde 2014 in Newark, New Jersey, ein neuer, schwarzer Bürgermeister gewählt. Er fasste einleuchtend zusammen, wie moderne Polizeiarbeit aussehen müsste. Es würden Beamte gebraucht, «die die Großmutter der Leute kennen, die das Vereinsleben der Gemeinschaft verstehen, die die Einwohner als Menschen sehen. Das ist der Anfang. Wenn man in den Einwohnern keine normalen Menschen sieht, fängt man an, sie unmenschlich zu behandeln.» [13]

Sollten wir beim Hinhalten der anderen Wange noch einen Schritt weiter gehen können? Es scheint vielleicht eine absurde Frage zu sein, aber ich stellte sie mir dennoch: Funktioniert eine nicht-komplementäre Strategie auch im Kampf gegen den Terrorismus? Auf der Suche nach einer Antwort entdeckte ich, dass dieser Ansatz schon einmal ausprobiert worden ist, in meinem eigenen Land wohlgemerkt. Fachleute sprechen sogar von einem *Dutch Approach* , einem niederländischen Ansatz. In den 1970er Jahren wurden die Niederlande mit schwerer Gewalt linksextremistischer Terroristen konfrontiert. Dennoch wurden keine neuen Sicherheitsgesetze verabschiedet, und die Medien hielten sich, auf Bitten der Polizei, zurück. Während die staatlichen Stellen in der Bundesrepublik, Italien und den USA alles in die Schlacht warfen – Hubschrauber, Straßenblockaden, Militär –, boten die Niederlande den Terroristen nicht die Bühne, auf die sie gehofft hatten.

Mehr noch, die Polizei wollte nicht einmal von «Terrorismus» sprechen. Sie benutzte lieber den Begriff «gewalttätiger politischer Aktivismus» oder nannte die Terroristen einfach «Kriminelle». Währenddessen waren die Sicherheitsdienste hinter den Kulissen höchst aktiv, unter anderem mit Hilfe von Infiltrationen. Sie jagten

gezielt einzelne Terroristen, pardon: Kriminelle, *ohne* ganze Bevölkerungsgruppen unter Verdacht zu stellen. [14]
Das führte zu komischen Situationen, etwa als sich herausstellte, dass drei von vier Mitgliedern einer terroristischen Rode-Jeugd-Zelle in Wirklichkeit Undercoveragenten des niederländischen Inlandsgeheimdienstes waren. Es erwies sich als lästig, Anschläge zu verüben, wenn ständig jemand zur Toilette musste oder die Landkarte nicht richtig gelesen hatte.
«Eine Politik des Kontraterrorismus hinter den Kulissen, punktuell und zurückhaltend», bemerkte eine niederländische Historikerin, habe «die Gewaltspirale zum Stillstand» gebracht. [15] Als eine Abordnung der Rode Jeugd ein Trainingslager für Terroristen im Jemen besuchte, erschraken die niederländischen Terroristen zu Tode. Die deutschen und die palästinensischen Kämpfer waren ihnen viel zu hart. Oder, wie einer der niederländischen Terroristen später bemerken sollte: «Das Ganze musste schon nett bleiben.» [16]
Ein aktuelleres Beispiel des Andere-Wange-Ansatzes fand ich im dänischen Aarhus. Ende 2013 beschloss die Stadt, junge Muslime, die nach Syrien ausreisen wollten, nicht festzunehmen und einzusperren. Nein, sie bekamen eine Tasse Tee. Und einen Mentor. Familie und Freunde wurden eingeschaltet, um den Jugendlichen klarzumachen, dass es Menschen gab, die sie liebten. Währenddessen verstärkte die Polizei die Beziehungen zur lokalen Moschee.
Eine ganze Reihe von Kritikern fand den Ansatz von Aarhus feige und naiv. In Wirklichkeit war es eine schwierige und gewagte Strategie. «Was einfach ist», spottete der Polizeichef, «ist die Einführung strenger neuer Gesetze. Es ist viel schwerer, einen wirklichen Prozess in Gang zu setzen: Beratung, Gesundheitsversorgung, Bildung, Beschäftigung, vielleicht eine Bleibe. Wir tun dies nicht aus einer politischen Überzeugung heraus; wir tun es, weil wir glauben, dass es funktioniert.» [17]
Und es funktionierte. Während in anderen europäischen Städten der Exodus weiterging, sank die Zahl der Syrienkämpfer aus Aarhus von 30 im Jahr 2013 auf nur einen 2014 sowie zwei im Jahr 2015. «Aarhus ist, soweit ich weiß, die erste Stadt, die den Extremismus auf der Grundlage gediegener sozialpsychologischer Forschung bekämpft», bemerkte ein Psychologe der Universität von Maryland. [18]
Den Norwegern gelang es sogar noch 2011, unter dem Eindruck des

schrecklichsten Anschlags in der Geschichte des Landes, einen kühlen Kopf zu bewahren. Nachdem der Rechtsextremist Anders Breivik ein Blutbad angerichtet hatte, sagte der Premier: «Wir werden diesen Anschlag mit mehr Demokratie, mehr Offenheit, mehr Menschlichkeit beantworten.» [19]

Wer so reagiert, wird gern mit dem Vorwurf konfrontiert, wegzuschauen und sich für den einfachen Weg zu entscheiden. Aber jetzt wird mir klar: Mehr Demokratie, mehr Offenheit und mehr Menschlichkeit zu wagen ist nicht einfach. Im Gegenteil: eine Schau abziehen, Rache nehmen, Grenzen schließen, Bomben abwerfen, die Welt in gute und schlechte Menschen einteilen – das ist einfach. *Das* ist Wegschauen.

5.

Manchmal gibt es Situationen, in denen ein Wegschauen nicht mehr möglich ist. Situationen, in denen sich einem die Realität zu stark aufdrängt. Im Oktober 2015 fand sich eine Delegation hoher Beamter des Gefängniswesens von North Dakota exakt in einer solchen Situation wieder.

Es geschah während einer Dienstreise nach Norwegen. Man muss wissen: North Dakota ist ein republikanisch regierter, durch und durch konservativer US -Bundesstaat. Auf 100000 Einwohner gerechnet, befinden sich dort achtmal so viele Personen in Haft wie in Norwegen. [1] Und die Gefängnisse? Das sind altmodische Kästen: lange Gänge, Gitterstäbe, strenge Aufseher. Die amerikanischen Beamten erwarteten daher auch wenig von der Reise. «Ich war wirklich arrogant», sollte einer von ihnen später sagen. «Was sollten wir schon sehen, außer einer Art IKEA -Gefängnis?» [2]

Doch dann sahen sie es. Halden, Bastøy. Die Ruhe. Das Vertrauen. Die Art und Weise, in der Häftlinge und Aufseher miteinander umgingen.

Leann Bertsch, die Direktorin des Gefängniswesens in North Dakota, war bei ihren Kollegen als hart und unerbittlich bekannt. Doch an einem dieser Abende, an der Bar des Radisson-Hotels in Oslo, begann sie zu weinen. «Wie können wir jemals geglaubt haben, dass es okay ist, Menschen in Käfige zu sperren?» [3]

Zwischen 1972 und 2007 wuchs die Gefängnispopulation in den Vereinigten Staaten – korrigiert um das Gesamtbevölkerungswachstum – um mehr als 500 Prozent. [4]

Gefangene in den USA verbleiben durchschnittlich 63 Monate in

Haft, siebenmal so lange wie in Norwegen. Inzwischen sitzt fast ein Viertel aller Häftlinge weltweit hinter amerikanischen Gittern.
Diese Masseninhaftierung ist das Ergebnis einer bewussten Politik. Je mehr Menschen man einsperre, so glaubten Professor James Wilson und seine Anhänger, umso stärker würde die Kriminalität zurückgehen. In Wirklichkeit verkamen viele amerikanische Gefängnisse zu Universitäten des Verbrechens. Sündhaft teure Einrichtungen, die Menschen nur noch krimineller machten. [5] Vor ein paar Jahren wurde bekannt, dass ein Megagefängnis in Miami sage und schreibe 24 Insassen in eine Zelle zwängte, die sie zweimal pro Woche für eine Stunde verlassen durften. Es war ein «brutaler gladiatorialer Kampfcode» entstanden. [6]
Die Menschen, die aus einer Einrichtung wie dieser kommen, sind eine Gefahr für Leib und Leben. «Letztlich verwandelt sich die weit überwiegende Mehrheit von uns in genau die Art Mensch, von der sie sagen, dass wir so sind», bemerkte ein Exhäftling aus Kalifornien, «gewalttätig, irrational und nicht in der Lage, sich wie ein gesunder Erwachsener zu verhalten.» [7]
Als Gefängnisdirektorin Bertsch aus Norwegen zurückkam, wurde ihr klar, dass es so nicht weitergehen konnte. Also formulierten sie und ihre Kollegen ein neues Leitbild für sich. Von nun an wollten sie ihre «Menschlichkeit implementieren». [8]
Der erste Schritt? Der Bruch mit dem Broken-Windows-Ansatz. Bis dahin hatte es noch ein Reglement mit über 300 Vorschriften gegeben. Wer beispielsweise sein Hemd nicht ordentlich in die Hose stopfte, konnte bereits in der Isolationszelle landen. All diese kleinen Regeln wanderten nun in den Papierkorb.
Anschließend wurden neue Vorschriften für die Aufseher eingeführt. Sie mussten mindestens zwei Gespräche pro Tag mit den Insassen führen. Das war schon eine enorme Umstellung für sie, und der Widerstand war daher groß. «Ich hatte eine Todesangst», sagte einer der Aufseher später. «Ich habe mir Sorgen um die Mitarbeiter gemacht, ich habe mir Sorgen um das ganze Gefängnis gemacht. Ich habe befürchtet, dass manche Kollegen ihre Stelle kündigen würden, aber ich lag falsch.» [9]
Während die Monate vergingen, begannen die Aufseher ihre Arbeit immer mehr zu mögen. Es entstand ein Chor. Es wurde Malunterricht angeboten. Das Personal und die Häftlinge spielten zusammen Baseball. Außerdem nahm die Zahl der gewalttätigen Vorfälle deutlich ab. «[Zuerst] hatten wir noch drei- oder viermal

pro Woche einen Zwischenfall», blickte ein Aufseher später zurück. «Jemand, der versuchte, sich umzubringen, jemand, der seine Zelle flutete, oder jemand, der total durcheinander war. In diesem Jahr haben wir davon noch so gut wie nichts gesehen.» [10]

Inzwischen sind auch Spitzenbeamte aus sechs weiteren amerikanischen Bundesstaaten nach Norwegen gereist. Bertsch, die konservative Direktorin in North Dakota, besteht immer wieder darauf, dass eine Reform des Systems eine Frage des gesunden Menschenverstands sei. Ganze Völkerstämme einzusperren sei eine schlechte Investition. Und das norwegische Modell sei nachweislich besser. Preisgünstiger. Realistischer.

«Ich bin nicht links», beschwört Bertsch. «Ich bin einfach nur praktisch.» [11]

17. Kapitel
Die beste Medizin gegen Hass, Rassismus und Vorurteile

1.

Die Idee hinter den norwegischen Gefängnissen ließ mich nicht mehr los. Wenn wir Kriminellen und potenziellen Terroristen die andere Wange hinhalten können, lässt sich die Strategie vielleicht noch auf ganz anderen Ebenen anwenden. Dann könnten wir verschworene Feinde zusammenbringen oder sogar die Feuer des Hasses und des Rassismus löschen.

Ich musste an eine Geschichte denken, der ich einmal in einer Fußnote begegnet war, die ich aber nie weiterverfolgt hatte. Es ging darin um zwei Brüder, die sich jahrzehntelang feindselig gegenübergestanden hatten, aber schließlich einen wahrhaftigen Bürgerkrieg verhinderten.

Klingt nach einer guten Geschichte, nicht wahr? Irgendwo in einem Berg alter Notizen fand ich die Namen der Brüder – danach wollte ich alles über sie wissen.

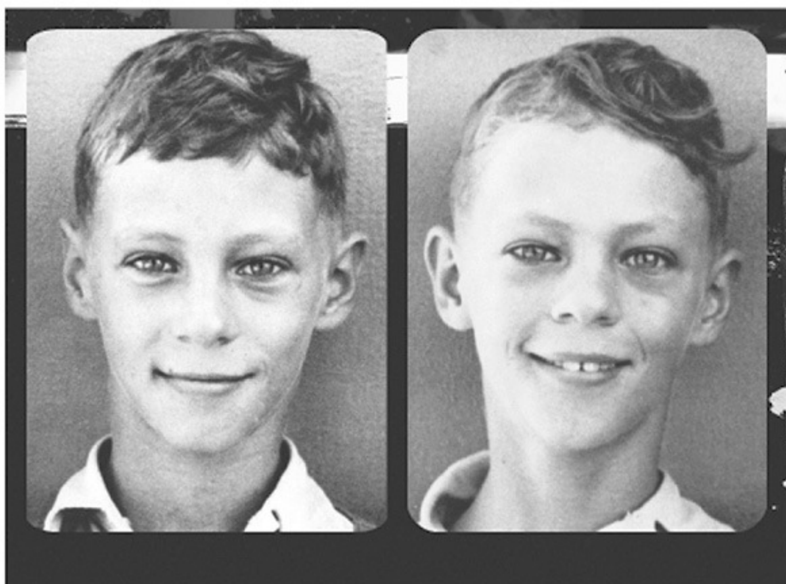
2.

Die Geschichte der Brüder ist untrennbar mit einer der berühmtesten Persönlichkeiten des 20. Jahrhunderts verbunden. Am 11. Februar 1990 saßen Millionen Menschen gebannt vor dem Fernseher, um diesen Mann zu sehen. An dem Tag trat Nelson Mandela, nach 27 Jahren der Gefangenschaft, in die Freiheit. Endlich gab es Hoffnung auf Frieden und Versöhnung zwischen weißen und schwarzen Südafrikanern. «Nehmt eure Waffen, eure Messer und eure Pangas», rief Mandela kurz nach seiner Freilassung, «und werft sie ins Meer!» [1]

Vier Jahre später, am 26. April 1994, fanden die ersten Wahlen für alle Südafrikaner statt. Die Bilder davon waren atemberaubend. Es standen endlose Reihen vor den Wahllokalen, insgesamt 23 Millionen Menschen. Ältere Schwarze, die den Beginn der Apartheid noch miterlebt hatten, durften jetzt erstmals in ihrem Leben ihre Stimme abgeben. Hubschrauber, die einst Tod und Verderben säten, brachten nun Bleistifte und Wahlzettel.

Ein rassistisches Regime war gefallen, eine Demokratie geboren. Zwei Wochen später, am 10. Mai 1994, wurde Mandela als erster schwarzer Präsident in sein Amt eingeführt. Während der Amtseinführung stiegen Düsenjäger in den Himmel auf und zogen Rauchfahnen in den Farben der Regenbogennation hinter sich her.

Die neue südafrikanische Flagge war die farbreichste der Welt, mit Grün, Rot, Blau, Schwarz, Weiß und Gold.
Ein Umstand ist allerdings weniger bekannt: wie sehr das Ganze auf der Kippe stand.
Es hätte nicht viel gefehlt, und Südafrika wäre untergegangen. In den vier Jahren zwischen der Freilassung Mandelas und seiner Wahl zum Präsidenten wäre *beinahe* ein Bürgerkrieg ausgebrochen. Und völlig vergessen ist die entscheidende Rolle, die zwei Brüder – eineiige Zwillinge – bei seiner Verhinderung gespielt haben.
Constand und Abraham Viljoen wurden am 28. Oktober 1933 geboren und waren schon von klein auf unzertrennlich. [2] Die Brüder besuchten dieselben Schulen und gingen in dieselben Klassen. Sie hörten denselben Lehrern zu und lauschten derselben Propaganda über die Überlegenheit ihres eigenen, weißen Volkes.



Constand (links) und Abraham als Schüler. Quelle: Andries Viljoen.
Und, wichtiger noch: Sie teilten dieselbe Geschichte. Constand und Abraham waren Afrikaaner. Sie stammten von französischen Hugenotten ab, die 1671 an Land gegangen waren und sich anschließend mit den niederländischen Kolonisten, den Buren, vermischt hatten. 1899 sollten diese Afrikaaner sich gegen die Briten in Südafrika erheben, doch schon bald das Nachsehen haben. Vater Viljoen hatte als Kind noch in einem britischen Konzentrationslager gesessen und ohnmächtig mit ansehen müssen,

wie sein kleiner Bruder und zwei Schwestern in den Armen seiner Mutter starben. Die Familie von Constand und Abraham gehörte zu einem unterdrückten Volk. Aber manchmal werden die Unterdrückten zu Unterdrückern, und diese Wahrheit sollte die Zwillinge entzweien.

Im Jahr 1951, die beiden waren gerade volljährig geworden, teilte ihnen Mutter Viljoen mit, dass das Geld nicht ausreiche, um davon beiden ein Studium an der Universität von Pretoria zu finanzieren. Geh du nur, sagte Constand zu Abraham – oder «Braam», wie ihn alle nannten. Braam war nun einmal der Klügere.

Während sein Bruder sich für das Studium der Theologie einschrieb, entschied sich Constand für die Armee. Dort aber fühlte er sich wie ein Fisch im Wasser – die Armee wurde seine zweite Familie. Während Braam sich in seinen Büchern vergrub, sprang Constand aus Hubschraubern. Während Braam in Amerika und den Niederlanden studierte, kämpfte Constand in Sambia und Angola. Während Braam sich mit Studenten aus aller Welt anfreundete, entwickelte Constand eine immer engere Beziehung zu seinen Militärkameraden.

Und mit jedem Jahr entwickelten sich die Brüder weiter auseinander. «Ich war der Idee der gerechten Behandlung ausgesetzt», sollte Braam sich später erinnern, «und dem Glauben, dass die Menschen gleich sind.» [3] Braam begann sich bewusst zu werden, dass die Apartheid, in der er aufgewachsen war, ein Verbrechen darstellte und diametral dem entgegenstand, was ihn die Bibel lehrte.

Als er aus seinen Studienjahren in Übersee zurückkehrte, wurde er von vielen weißen Südafrikanern als Deserteur betrachtet. Als Ketzer. Landesverräter. «Sie sagten, dass ich beeinflusst worden sei», sagte er später. «Dass ich niemals nach Übersee hätte gehen dürfen.» [4] Dennoch setzte sich Braam weiterhin für die gleichwertige Behandlung seiner schwarzen Landsleute ein. In den 1980er Jahren kandidierte er sogar für eine Partei, die die Apartheid abschaffen wollte. Braam wurde sich immer mehr bewusst, dass das Apartheidsregime schlichtweg mörderisch war. Constand wurde unterdessen zu einem der populärsten Soldaten Südafrikas. Es dauerte nicht lange, bis seine Uniform über und über mit Medaillen gespickt war. Er brachte es sogar bis an die Spitze der südafrikanischen Armee, einschließlich der Marine und der Luftwaffe. Bis 1985 blieb er der größte Schirmherr der Apartheid.

Irgendwann redeten die Gebrüder Viljoen nicht mehr miteinander. Überhaupt wusste fast niemand, dass General Viljoen – der Patriot, der Kriegsheld, der Liebling zahlloser Afrikaaner – einen Zwillingsbruder hatte.
Dennoch war es diese Verbindung, die die Zukunft Südafrikas bestimmen sollte.
3.
Wie bringt man verschworene Feinde wieder zusammen?
Das war die Frage, mit der ein amerikanischer Psychologe im Frühjahr 1956 durch Südafrika zog. Die Apartheid war damals schon eingeführt, gemischte Ehen waren verboten, und im selben Jahr wurde ein Gesetz verabschiedet, das die besseren Jobs für weiße Menschen reservierte.
Der Psychologe, Gordon Allport, hatte sein Leben lang über zwei simple Fragen nachgedacht: a) Wo kommen Vorurteile her? und b) Wie vermeidet man sie? Nach Jahren der Forschung war er auf ein Wundermittel gestoßen – oder zumindest glaubte er das.
Was es war?
Kontakt. Nicht mehr als das, aber auch nicht weniger. Der amerikanische Professor vermutete, dass Vorurteile, Hass und Rassismus aus einem Mangel an Kontakt entstehen. Wir generalisieren wild drauflos, wenn es um Fremde geht, weil wir sie nicht kennen. Und somit liegt die Lösung auf der Hand: Wir müssen mehr Kontakt aufnehmen.
Die meisten Wissenschaftler sahen wenig in Allports Theorie, die sie für simplifizierend und naiv hielten. Die Erfahrungen des Zweiten Weltkriegs waren noch frisch im Gedächtnis, und es wurde weithin angenommen, dass mehr Kontakt gerade mehr Spannungen zur Folge haben würde. Zu dieser Zeit führten die Psychologen in Südafrika wohlgemerkt noch «Untersuchungen» zu den biologischen Unterschieden zwischen den Rassen durch, die die «getrennte Entwicklung» (sprich: die Apartheid) rechtfertigen sollten. [1]
Für viele weiße Südafrikaner war Allports Theorie ein Schock. Hier plädierte ein Wissenschaftler dafür, dass die Apartheid nicht die Lösung, sondern die Ursache aller Probleme war. Wenn Schwarz und Weiß sich begegneten, in der Schule, auf der Arbeit, in der Kirche oder wo auch immer, dann, so behauptete er, würden sie sich besser kennenlernen.
Und jemanden zu kennen heißt, jemanden zu mögen.
Die Kontakthypothese. Sie klingt zu simpel, um wahr zu sein, doch

wahrhaftig: Allport konnte sie sogar noch beweisen. Er verwies beispielsweise auf die Rassenunruhen, die im Juni 1943 in Detroit ausgebrochen waren. Soziologen war dort etwas Ungewöhnliches aufgefallen:

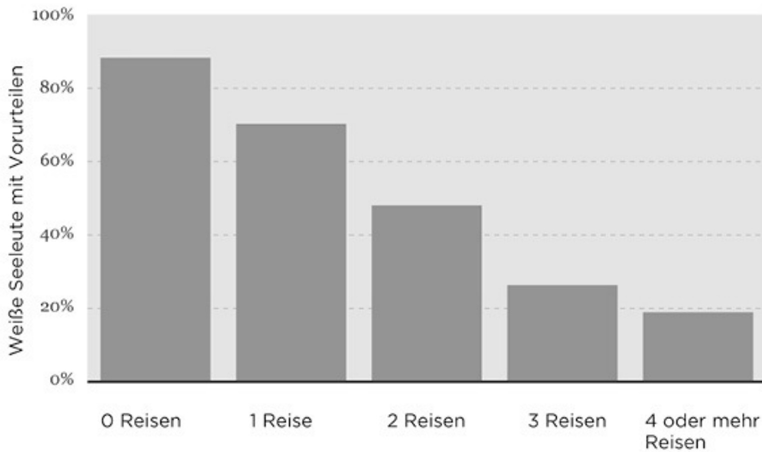
Die Menschen, die Nachbarn waren, gingen nicht aufeinander los. Die Studenten der Wayne University – weiß und schwarz – machten sich am Bloody Monday friedlich zu ihrem Unterricht auf. Und es gab auch keine Unruhen unter weißen und schwarzen Arbeitern in den Kriegsfabriken. [2]

Mehr noch, die Menschen, die nahe beieinanderwohnten, hatten sich gegenseitig beschützt. Manche weißen Familien versteckten ihre schwarzen Nachbarn, wenn die Randalierer ins Viertel kamen. Und umgekehrt.

Noch auffallender waren die Daten, die die amerikanische Armee während des Zweiten Weltkriegs sammelte. Offiziell sollten weiße und schwarze Soldaten nicht zusammen kämpfen, aber in der Hitze des Gefechts war es doch schon mal vorgekommen. Die Forschungsabteilung der Armee entdeckte daraufhin, dass die Anzahl weißer Soldaten mit einer Abneigung gegenüber schwarzen in gemischten Kompanien sehr viel niedriger lag. *Neunmal* niedriger, um genau zu sein. [3]

Gordon Allport schrieb eine Menge über die positiven Effekte, die Kontakt untereinander haben sollte. Seine Theorie galt für Soldaten wie für Polizisten, für Nachbarn und Studenten. Wenn schwarze und weiße Jugendliche zusammen die Schule besuchten, so zeigte sich, verloren sie ihre Vorurteile. Was Braam Viljoen während seiner Studienreisen erlebt hatte, war daher auch nicht ungewöhnlich. Es war die Regel.

Der vielleicht stärkste Beweis für die Kontakthypothese Allports kam vom Meer. Anfangs gab es großen Widerstand, als im Jahr 1938 schwarze Amerikaner zur größten Matrosengewerkschaft zugelassen wurden. Doch die Klagen verstummten, als schwarze und weiße Seeleute begannen zusammenzuarbeiten. [4]



Anzahl der Reisen mit einer gemischten Besatzung

Nun muss man wissen: Gordon Allport war ein vorsichtiger Mann. Er wusste, dass sein Beweis noch längst nicht schlüssig war. So konnte es beispielsweise sein, dass sich tolerante Matrosen öfter für eine Fahrt mit gemischter Besatzung meldeten als intolerante.

Während seines Aufenthalts in Südafrika im Jahr 1956 – zwei Jahre nachdem er sein Opus magnum über die Kontakttheorie veröffentlicht hatte – begann Allport erneut zu zweifeln. [5] Stimmte seine Theorie eigentlich? Dies hier war ein Land, in dem Schwarz und Weiß schon seit Jahrhunderten in Nachbarschaft zueinander lebten. Unterdessen nahm der Rassismus in Südafrika jedoch nicht ab. Im Gegenteil, er schien eher noch zuzunehmen. Allport traf zahllose weiße Afrikaaner, mit denen psychisch alles in Ordnung zu sein schien, die jedoch trotzdem fortwährend ausgrenzten und diskriminierten.

Als Allport in den 1960er Jahren auf seinen Besuch in Südafrika zurückblickte, musste er zugeben, dass er blind gewesen war vor dem, was er die «Kräfte der Geschichte» nannte. [6]

4.

7. Mai 1993. Sage und schreibe 15000 weiße Afrikaaner haben sich im Rugbystadion von Potchefstroom, hundert Kilometer südlich von Johannesburg, versammelt. Hunderte rot-schwarze Fahnen mit Symbolen, die noch am ehesten Hakenkreuzen ähneln, flattern im Wind. Die Buren tragen lange Bärte und braune Hemden, und viele

von ihnen sind bis an die Zähne mit Pistolen und Gewehren bewaffnet. [1]
Einer der Redner ist Eugène Terre'Blanche, der Anführer der Afrikaner Weerstandsbeweging. Terre'Blanche faszinieren schon seit Jahren die rhetorischen Techniken Adolf Hitlers. Sein Rollkommando ist eine Art Ku-Klux-Klan, aber noch gewalttätiger.
An diesem Tag füllt sich das Stadion mit Wut und Angst. Angst vor dem, was passieren wird, wenn Mandela die ersten Wahlen für alle Südafrikaner gewinnt. Angst vor dem Verlust der Flagge und der Nationalhymne. Angst vor der Vernichtung einer ganzen Kultur. Die 15000 wütenden Demonstranten werden auch *Bittereinders* genannt, nach den Buren, die ein Jahrhundert zuvor bis zum letzten Atemzug – also bis zum «bitteren Ende» – gegen die Briten weiterkämpfen wollten. Sie sehen sich selbst als Freiheitskämpfer und sind bereit, bis zum Äußersten zu gehen.
Doch es fehlt ihnen noch etwas, oder besser gesagt: jemand. Ihnen fehlt ein Anführer. Jemand, der Respekt abnötigt. Jemand mit unbestreitbaren Leistungen in der Vergangenheit. Jemand, der für die Afrikaaner das sein kann, was Mandela für die *«swart Gevaar»* ist, ein Anführer, der sich an die Spitze des letzten, großen Freiheitskampfs setzt.
Kurzum, jemand wie Constand Viljoen.
Constand ist an diesem Tag in Potchefstroom zugegen. Er ist schon seit Jahren in Rente und führt ein einfaches Leben als Bauer. Doch als die Menge seinen Namen zu skandieren beginnt, zögert er keinen Moment. Der Exgeneral besteigt die Bühne.
«Das afrikaanse Volk muss sich auf seine Verteidigung vorbereiten», brüllt Constand ins Mikrophon. «Ein blutiger Konflikt, der Opfer fordern wird, ist unvermeidlich. Aber wir werden uns gerne opfern, da unsere Sache gerecht ist.»
Die Menge bricht in Applaus aus.
«Sie führen, wir werden Ihnen folgen», schreien die Afrikaaner. [2]
So wird Constand der Anführer einer neuen Organisation: der Afrikaner Volksfront. Das ist nicht einfach nur ein Verein, eine Stiftung oder eine Partei. Es ist eine Armee. Constand bereitet sich auf Krieg vor. Er soll und will die gemischtrassigen Wahlen verhindern.
Sein Ziel war, «ein großes militärisches Potenzial aufzubauen», wird er sich später erinnern. [3] In nur zwei Monaten rekrutiert er 150000 Afrikaaner, unter ihnen 100000 erfahrene Soldaten. Allein

schon der Name Constand Viljoen genügt, um die Leute auf seine Seite zu ziehen.
Unterdessen wird ein bizarrer Angriffsplan nach dem anderen vorgeschlagen. Vielleicht sollte man einen Anschlag auf die Spitze des ANC verüben, der politischen Partei Mandelas, schlägt jemand vor. Nein, sagt ein anderer, man müsste 15000 Schwarze in West-Transvaal umbringen und sie in einem Massengrab verscharren. Das Klima wird zunehmend hysterischer.
Hundert Kilometer weiter, in Johannesburg, rauft Constands Bruder Abraham sich die Haare. «Manchmal glaube ich, dass hier klassische Elemente der Tragödie zusammenkommen», schreibt er in einem Memo an Mandela und den ANC . [4] Aber Braam weiß auch, dass er aktiv werden muss. Er ist der Einzige in ganz Südafrika, der seinen Bruder vielleicht noch umstimmen kann. Sie haben vierzig Jahre lang kaum miteinander gesprochen, doch jetzt ist der Moment da.
«Wenn er Constand überzeugen könnte», wird ein Historiker später schreiben, «wäre ein friedlicher Übergang von der Apartheid zur Demokratie möglich. Aber wenn das nicht gelingen sollte, war ein Krieg unvermeidlich.» [5]
Es ist Anfang Juli 1993, zehn Monate vor dem Termin der Wahlen, als Braam beim Büro der Volksfront im Zentrum Pretorias anklopft. «Was sind deine Optionen?», kommt Braam sofort zur Sache, als er seinem Bruder gegenübersitzt.
«So, wie es jetzt aussieht», antwortet Constand, «haben wir nur *eine* Option, zu kämpfen.» [6]
Daraufhin macht Braam ihm einen Vorschlag, den er unter strengster Geheimhaltung zusammen mit Nelson Mandela ausgearbeitet hat. Was Constand davon halten würde, fragt Braam, wenn er direkt mit der Führung des ANC über die Position seines Volkes verhandeln könnte. Constand hat zu dem Zeitpunkt bereits neun Annäherungsversuche ausgeschlagen, doch dieses Mal reagiert er anders.
Das hier ist sein Bruder.
So geschieht es, dass am 12. August 1993 zwei eineiige Zwillinge die Türklingel einer Villa in Johannesburg betätigen. Sie erwarten jemanden vom Hauspersonal an der Tür, aber da steht er, mit einem breiten Lächeln. Nelson Mandela.
Es ist ein historischer Moment: Der Held des neuen Südafrika steht dem Helden des alten gegenüber. Der Friedensstifter gegenüber dem

Mann, der einen Krieg beginnen will. «Er fragte mich, ob ich Tee trinken wollte», wird Constand Jahre später erzählen. «Ich sagte ja, und er schenkte mir eine Tasse ein. Er fragte, ob ich Milch möchte. Ich sagte ja, und er schenkte mir Milch ein. Dann fragte er, ob ich Zucker in den Tee haben möchte. Ich sagte, dass ich das möchte, und er gab Zucker hinein. Ich brauchte nur noch umzurühren.» [7]

Mandela lässt erkennen, dass er sich in die Kultur und die Geschichte der Afrikaaner vertieft hat. Er macht Eindruck auf Constand, als er die Gemeinsamkeiten zwischen dem Freiheitskampf der Familie Viljoen, den sie hundert Jahre zuvor gegen die Briten geführt hat, und seinem eigenen Kampf gegen die Apartheid darlegt.

Aber das Wichtigste, werden Historiker später schreiben, ist, dass Mandela den Soldaten in seiner eigenen Sprache anspricht. «General», sagt er auf Afrikaans, «es kann keine Sieger geben, wenn wir einander den Krieg erklären.»

Constand nickt. «Es kann keine Sieger geben.» [8]

Dieses erste Gespräch ist der Beginn vier Monate langer geheimer Verhandlungen zwischen Viljoen und Mandela. Selbst Präsident Frederik Willem de Klerk weiß nichts davon, und dieser historische Kontakt kommt noch immer in nur wenigen Geschichtsbüchern vor. Dennoch ist es ein entscheidender Moment für die Zukunft Südafrikas. Schließlich beschließt der Exgeneral, die Waffen niederzulegen und sich mit seiner Partei an den Wahlen zu beteiligen.

Jedes Mal, wenn Constand Mandela die Hand gibt, wächst seine Bewunderung für den Mann, in dem er zunächst noch den Terroristen gesehen hatte. Und Mandela bekommt ebenfalls immer mehr Respekt vor Constand. Im Gegensatz zum Berufspolitiker de Klerk beginnt er, dem General zu vertrauen.

«Mandela nahm den Arm meines Bruders», wird Braam später sagen, «und ließ ihn nicht mehr los.» [9]

5.

Gordon Allport, der berühmte Psychologe, der die Kontakthypothese formulierte, war zu dem Zeitpunkt längst tot. Wer aber noch lebte, war sein Schüler Thomas Pettigrew, der mit Allport 1956 durch Südafrika gezogen war.

Im Gegensatz zu dem schüchternen Allport war Pettigrew ein Rebell. Ein Aktivist. Er hatte an der Spitze der Bürgerrechtsbewegung in den Vereinigten Staaten gestanden, und

das FBI führte eine dicke Akte über ihn. In Südafrika hatte Pettigrew eine illegale Versammlung des ANC nach der anderen besucht, während ihn der Geheimdienst im Auge behielt. Als er sechs Monate später wieder beim Zoll stand, bekam er einen großen Stempel in seinen Pass: «VERBAN UIT SUID -AFRIKA », Verbannt aus Südafrika. [1]

Was Pettigrew damals nicht wissen konnte, war, dass er in das Land Mandelas zurückkehren würde. Genau ein halbes Jahrhundert später, 2006, wurde er zu einer internationalen Konferenz von Psychologen in Südafrika eingeladen.

«Wohin wir auch blickten», schrieb Pettigrew über das Land, «wir sahen Fortschritte, auch wenn noch viel passieren musste.» [2] Die herrlichen Strände von Durban standen nun Schwarzen und Weißen offen. Dort, wo einst ein berüchtigtes Gefängnis stand, hatte jetzt das Oberste Verfassungsgericht seinen Sitz, mit einem Willkommensschild in den elf offiziellen Sprachen des Landes.

Als Ehrengast der Konferenz – er galt inzwischen als einer der wichtigsten Wissenschaftler auf seinem Gebiet – präsentierte Pettigrew die Ergebnisse einer groß angelegten Studie, die die Theorie seines ehemaligen Lehrers Allport kräftig untermauerte. Pettigrew und seine Kollegen hatten 515 Studien aus 38 Ländern gesammelt und analysiert. [3] Die Schlussfolgerung: Kontakt *funktioniert.* Mehr noch, es gibt nur wenige Ansätze in der Sozialwissenschaft, für die es mehr Beweise gibt.

Kontakt führt zu mehr Vertrauen, mehr Zusammengehörigkeitsgefühl und mehr gegenseitiger Hilfsbereitschaft. Er hilft dabei, die Welt mit den Augen eines anderen zu sehen. Und er verändert die Persönlichkeit: Menschen mit einem diversen Freundeskreis sind auch Fremden gegenüber toleranter. Kontakt ist außerdem ansteckend: Wer sieht, dass sein Nachbar ein gutes Verhältnis zu anderen hat, beginnt, an seinen Vorurteilen zu zweifeln.

Was sich aber auch in diesen Studien zeigte, war, dass eine einzige negative Erfahrung (ein Zusammenstoß, ein böser Blick) größeren Einfluss hat als ein Scherz oder eine helfende Hand. So funktioniert unser Gehirn nun einmal. Anfangs standen Pettigrew und seine Kollegen daher auch vor einem Mysterium: Wenn wir negativen Kontakt besser im Gedächtnis behalten, wie kann uns Kontakt dann trotzdem näher zueinanderbringen? Letztlich lag die Erklärung auf der Hand: Jedem ärgerlichen Vorfall steht ein Berg heiterer

Interaktionen gegenüber. [4]
Das Böse ist stärker, aber das Gute kommt häufiger vor.
Wenn es jemanden gab, der die Kraft der Begegnung verstand, war es Nelson Mandela. Jahre zuvor hatte er noch einen anderen Weg gewählt – den der Gewalt. Mandela war 1960 einer der Gründer des militärischen Arms des ANC gewesen.
Doch 27 Jahre hinter Gittern können einen Menschen komplett verändern. Im Verlauf der Jahre begann Mandela zu begreifen, was Wissenschaftler später beweisen sollten: Gewaltloser Widerstand ist sehr viel effektiver als gewaltsamer Widerstand. Man nehme das jüngste Werk Erica Chenoweths, einer amerikanischen Soziologin, die die «Mandela-Methode» zunächst für naiv hielt. In der realen Welt, so glaubte sie, kommt die Macht aus dem Gewehrlauf. Und um das zu beweisen, baute sie eine riesige Datenbank mit allen Widerstandsbewegungen seit 1900 auf.
«Dann fing ich an zu rechnen», schrieb sie 2014. «Ich war fassungslos.» [5] Es zeigte sich, dass über 50 Prozent der friedlichen Kampagnen erfolgreich waren, gegenüber 26 Prozent der gewaltsamen. Der wichtigste Grund hierfür, hielt Chenoweth fest, bestände darin, dass sich mehr Menschen an dem gewaltlosen Widerstand beteiligten. Durchschnittlich mehr als *elfmal* so viele, um genau zu sein. [6] Und dabei handelte es sich nicht nur um junge Männer mit zu viel Testosteron, sondern auch um Frauen und Kinder, Ältere und Menschen mit Behinderungen. Regime sind solchen Menschenmassen nicht gewachsen. Das Gute besiegt das Böse durch seine schiere Überzahl.
Bei einer friedlichen Kampagne ist ein Aspekt essenziell: Selbstbeherrschung. Im Gefängnis lernte Mandela wie kein anderer, einen kühlen Kopf zu bewahren. Er beschloss, seinen Feind genauestens zu studieren. Mandela las zahllose Bücher über die Kultur und die Geschichte der Afrikaaner. Er sah sich Rugby an. Er erlernte die Sprache. «Wenn man mit jemandem in einer Sprache spricht, die er versteht», sollte er später sagen, «geht es in seinen Kopf. Aber wenn man jemanden in seiner eigenen Sprache anspricht, geht es in sein Herz.» [7]
Während seiner Gefangenschaft versuchte Mandela seine Mitgefangenen davon zu überzeugen, dass ihre Aufseher auch Menschen seien. Dass das System sie verdorben habe. Mit demselben Blick sollte Mandela später auch auf General Constand Viljoen schauen und in ihm einen ehrlichen, loyalen und tapferen

Mann sehen, der sein Leben lang für ein Regime gekämpft hatte, an das er glaubte.

Erst einmal aus der Haft entlassen, gelang es Mandela, 90 Prozent der schwarzen Südafrikaner hinter sich zu versammeln. Anschließend eroberte er die Herzen vieler weißer Afrikaaner. Am 24. Juni 1995 betrat er in den Vereinsfarben des weißen Rugbyteams das Stadion von Johannesburg. «Nelson, Nelson!», riefen Tausende Männer und Frauen, die ihn zuvor noch als Terroristen betrachtet hatten.

Es ist verlockend zu glauben, dass Mandelas Ansatz erfolgreich war, weil er so öffentlichkeitswirksam auftreten konnte. Aber nein. Er konnte keine Reden mit der Leidenschaft eines Martin Luther King halten oder mit dem Feuer eines Winston Churchill debattieren. Während seiner ersten Pressekonferenz schaute Mandela sogar verwundert auf die flauschigen Objekte vor seiner Nase, bis ihm jemand ins Ohr flüsterte, dass es sich dabei um Mikrophone handele. [8]

Die wahre Stärke Mandelas lag woanders. Er sei eine der größten Führungspersönlichkeiten der Weltgeschichte, schloss der Journalist John Carlin, «weil er selbst in den Menschen das Gute sah, die 99 Prozent der Menschen für unheilbar schlecht gehalten hätten». [9]

Walter Sisulu, einer der engsten Freunde Mandelas, wurde einmal gefragt, ob er ein paar schlechte Seiten an ihm nennen könne. «Wenn er einem Menschen vertraut», begann er, «dann ganz und gar.»

Dann zögerte Sisulu kurz.

«Aber vielleicht ist das gar keine Schwäche …» [10]

6.

Wenn man auf die hoffnungsvollsten Umwälzungen der letzten Jahrzehnte zurückblickt, erkennt man, dass Vertrauen und Kontakt darin stets eine Schlüsselrolle spielten. Nehmen wir die Emanzipation der Schwulen und Lesben, die in den 1960er Jahren begann. Als sich immer mehr mutige Menschen outeten, entdeckten Freunde und Kollegen, Väter und Mütter, dass nicht jeder die gleichen sexuellen Vorlieben hat. Und dass das gut so ist.

Aber es funktioniert auch umgekehrt. Nach der Wahl Präsident Trumps im Jahr 2016 wurde deutlich, dass wir noch zu oft in unserer eigenen Blase leben. Zwei Soziologen entdeckten, dass «die rassische und ethnische Isolation von Weißen» einer der wichtigsten

Gründe für die Unterstützung Trumps war. [1] Mehr noch, je weiter man sich von der Grenze zu Mexiko *entfernt* , umso mehr Unterstützung gab es für den Mann, der dort eine hohe Mauer bauen wollte. [2]
Das heißt, das Problem bestand nicht darin, dass Trump-Wähler zu viel Kontakt zu Muslimen und Flüchtlingen hatten. Es gab im Gegenteil zu wenig Kontakt.
Ein ähnliches Muster ließ sich auch beim britischen Referendum zum EU -Austritt im Jahr 2016 erkennen. Je weniger kulturell divers das Umfeld war, umso häufiger wurde für den Brexit gestimmt. [3] In den Niederlanden findet man schon seit Jahren die meisten Wähler der islamfeindlichen, populistischen PVV von Geert Wilders in weißen Kommunen wie Volendam oder Urk. Menschen, die (vor allem an ihrem Arbeitsplatz) Kontakt zu Muslimen haben, unterliegen dagegen weniger der Islamophobie, stellte ein Team aus Soziologen der Radboud Universiteit in Nijmegen fest. [4]
Diversität kann Menschen sogar freundlicher machen. Ein internationales Wissenschaftlerteam der Universität Singapur kam 2018 auf der Grundlage von fünf neuen Studien zu dem Schluss, dass sich Menschen in kulturell diversen Quartieren häufiger mit der gesamten Menschheit identifizieren. Dadurch zeigen sie auch mehr «prosoziales Verhalten» in Bezug auf Fremde. Nach dem Anschlag beim Boston-Marathon 2013 wurde beispielsweise mehr Hilfe von Menschen geleistet, die in einem diversen Stadtviertel lebten. [5]
Aber man sollte nicht zu früh jubeln. Es reicht längst nicht aus, in einem gemischten Stadtteil zu leben. Wenn man selten oder nie mit den Nachbarn redet, kann Diversität sogar zu mehr Vorurteilen führen. [6] Und es gibt ebenso Hinweise dafür, dass Viertel, die in kurzer Zeit von Migranten überschwemmt wurden, gerade häufiger für den Brexit oder Trump gestimmt haben. [7]
Die «Kontakt»-Wissenschaftler betonen daher auch, dass es Zeit braucht, um sich an den anderen zu gewöhnen. Kontakt funktioniert, aber nicht sofort. So gab es 2015 in den Niederlanden heftigen Protest gegen die Schaffung von Asylbewerberheimen für syrische Flüchtlinge. Es wurde geschrien, es wurde geschimpft, es flogen Steine durch die Fensterscheiben.
Doch ein paar Jahre später war in verschiedenen Orten die Wut in Bedauern umgeschlagen. Die Asylbewerber mussten in andere Unterkünfte umziehen. «Wir haben keine Probleme gehabt, es ist

eigentlich nur positiv», sagte ein Mann aus Utrecht, der zuvor noch mit Gewalt gedroht hatte. «Es ist eine gemütliche Einrichtung geworden, eine Art Nachbarschaftszentrum, wo ich gern hingehe, um eine Tasse Kaffee zu trinken.» [8]

Der Umgang mit Fremden ist etwas, das wir lernen müssen, am besten von klein auf. Sollte nicht jeder in jungen Jahren, so wie Abraham Viljoen während seines Studiums, eine Reise machen müssen? «Reisen ist für Vorurteile, Bigotterie und Engherzigkeit lebensgefährlich», schrieb Mark Twain bereits 1869. [9]

Das bedeutet nicht, dass wir nicht wir selbst sein dürfen. Im Gegenteil, eine der wichtigsten Erkenntnisse der «Kontakt»-Wissenschaftler lautet, dass sich Vorurteile nur beseitigen lassen, wenn wir unsere Identität bewahren. [10] Wir dürfen die Erfahrung machen, dass wir anders sind und dass daran nichts Falsches ist. Unsere Identität darf ein Haus mit starkem Fundament sein.

Und dann können wir die Türen öffnen.

Nach seinem Besuch in Südafrika 1956 kam Gordon Allport zu dem Schluss, dass er naiv gewesen war. Dass manche Gesellschaften nun einmal zu verrottet seien. Dass die Geschichte manchmal zu schwer auf uns lastete. Als er 1967 starb, hatte der Psychologe keine Ahnung, dass all seine früheren Prophezeiungen sich einst als richtig erweisen würden.

Denn was hatte er in einem seiner Vorträge in Johannesburg gesagt? Ja, Menschen sind Rudeltiere. Ja, Vorurteile entwickeln sich in rasender Geschwindigkeit. Und ja, es ist tief in unserer Natur verankert, dass wir in Stereotypen denken.

Dennoch fand es der Psychologe wichtig, den Blick auf das große Ganze zu richten. «Wer verzweifelt», sagte er, «verliert den großen Bogen der Geschichte aus dem Blick.» [11] Das Erbe der Apartheid wird Südafrika noch Jahrzehnte mit sich herumtragen, aber der Fortschritt der zurückliegenden fünfzig Jahre ist dennoch atemberaubend.

Heute leben Constand und Abraham Viljoen noch immer in zwei verschiedenen Welten – als Soldat und Priester, Veteran und Freiheitskämpfer. Aber sie sehen sich öfter, als sie es seit Jahren getan haben. Die Brüder sind erneut vereint. Der Kontakt ist wiederhergestellt.

18. Kapitel
Als die Soldaten aus den Schützengräben kamen
1.
Am Vorabend des Ersten Weltkriegs, im Sommer 1914, glaubte fast jeder, dass die Angelegenheit schnell erledigt sein würde. Wir sind noch vor Weihnachten wieder zu Hause, sagten Soldaten zu ihren Liebsten. In Paris, London und Berlin versammelten sich große Menschenmengen, wild vor Begeisterung über den Sieg, der nicht lange ausbleiben konnte. Millionen Soldaten marschierten singend an die Front.

Damals begann die «Mutterkatastrophe» des 20. Jahrhunderts. [1] Denn ohne den Ersten Weltkrieg hätte es auch keinen Zweiten gegeben. Auf die Schlachten bei Ypern und Verdun folgte der Versailler Vertrag, anschließend griffen Stalin und Hitler nach der Macht.

Bis Weihnachten 1914 waren bereits eine Million Soldaten gefallen. Die Front zog sich von der Küste im belgischen Flandern bis hinunter zur französisch-schweizerischen Grenze, über eine Länge von mehr als 750 Kilometern. Vier Jahre lang gab es kaum Bewegung im Frontverlauf. An jedem neuen Tag wurde eine ganze Generation junger Männer weiter ausgedünnt, und das für höchstens ein paar Hektar Geländegewinn. Was ein heldenhafter Kampf mit Pferden, Trommeln und Trompeten hatte werden sollen, wurde ein sinnloses Abschlachten.

Dennoch gab es in diesen verzweifelten Jahren, als in ganz Europa die Lichter ausgingen, einen kleinen, aber funkelnden Lichtblick. Im Dezember 1914 öffnete sich kurz der Himmel, und Tausende erhaschten einen Blick in eine andere Welt. Für einen kurzen Moment wurde ihnen bewusst, dass sie zueinandergehören, als Menschen und als Brüder.

Das ist die Geschichte, mit der ich dieses Buch beschließen möchte, weil wir immer wieder aufs Neue in den Schützengräben landen. Es ist nur allzu leicht zu vergessen, dass mir der andere, nur hundert Meter von mir entfernt, aufs Haar gleicht. In den sozialen Medien, vor dem Fernseher oder wo auch immer wir uns verschanzen – wieder und wieder schießen wir aus der Entfernung aufeinander. Wir lassen uns durch Angst und Unverständnis, Misstrauen und Stereotype leiten und verallgemeinern unsere Ansichten über Menschen, denen wir nie begegnet sind.

Es gibt eine Alternative. Hass kann sich in Freundschaft verwandeln, Feinde können sich die Hand reichen. Daran dürfen wir glauben, nicht etwa, weil wir naiv sein dürfen, sondern, weil es wirklich geschehen ist.

2.

Heiligabend 1914. Es ist eine klare Nacht. Der Mond beleuchtet das verschneite Niemandsland zwischen den Schützengräben beim Dorf La Chapelle-d'Armentières. Das britische Oberkommando macht sich Sorgen und schickt eine Meldung an die Front: «Es könnte gut sein, dass der Feind über Weihnachten oder Neujahr einen Angriff erwägt. Es soll besondere Wachsamkeit geübt werden.» [1]

Die Generäle haben keine Ahnung von dem, was tatsächlich vor sich geht.

Gegen sieben, vielleicht acht Uhr blinzelt Albert Moren vom 2nd Queens Regiment noch einmal. Was ist das dort auf der anderen Seite? Nach und nach gehen die Lichter an. Er sieht Laternen, Fackeln und … Weihnachtsbäume? Dann hört er es: «Stille Nacht, heilige Nacht». Nie zuvor hat ihm das Lied so schön in den Ohren geklungen. «Ich werde es nie vergessen», wird Moren später sagen. «Es war einer der Höhepunkte meines Lebens.» [2]

Natürlich können die Briten nicht zurückstehen, also stimmen sie *«The First Noel»* an. Die Deutschen applaudieren und antworten mit *«O Tannenbaum».* So geht es eine Weile weiter, bis die Feinde zusammen *«O Come All Ye Faithful»* auf Latein singen. «Es war wirklich unglaublich», wird sich Soldat Graham Williams später erinnern, «zwei Nationen, die dasselbe Weihnachtslied singen, mitten im Krieg.» [3]

Ein schottisches Regiment etwas nördlich des belgischen Dorfes Ploegsteert geht noch einen Schritt weiter. Obergefreiter John Ferguson hört jemanden aus den feindlichen Schützengräben rufen – ob sie vielleicht etwas Tabak haben möchten. «Komm zum Licht», ruft ein Deutscher, worauf Ferguson das Niemandsland betritt.

«Schon bald unterhielten wir uns, als würden wir uns schon seit Jahren kennen», wird er später schreiben. «Was für ein Schauspiel – kleine Gruppen deutscher und britischer Soldaten entlang der gesamten Front. In der Dunkelheit hörten wir Gelächter und sahen die aufglimmenden Zigaretten. […] Da standen wir nun, lachend und plaudernd mit Männern, die wir ein paar Stunden vorher noch versucht hatten zu töten!» [4]

Am nächsten Morgen, dem ersten Weihnachtstag, klettern die mutigsten Soldaten wieder aus ihren Schützengräben heraus. Sie laufen am Stacheldraht vorbei und schütteln die Hand des Feindes. Anschließend winken sie den Zurückgebliebenen zu. «Wir jubelten und stürzten darauf zu», erinnert sich Leslie Walkington von den Queen's Westminster Rifles, «wie eine Menge aus Fußballfans». [5]
Dann werden Geschenke ausgetauscht. Schokolade, Tee und *puddings* der Briten gegen Zigarren, Sauerkraut und den Schnaps der Deutschen. Es werden Witze gerissen, man verkleidet sich, und es werden Gruppenfotos gemacht, als ob hier eine einzige große Wiedersehensfeier stattfände. An verschiedenen Stellen kommt es spontan zu Fußballspielen, wobei die Helme als Torpfosten dienen. [6] Ein Spiel gewinnen die Deutschen mit 3:2, ein anderes gewinnen die Briten mit 4:1.
Südwestlich des Dorfes Fleurbaix in Nordfrankreich halten die Feinde sogar eine gemeinsame Begräbnisfeier ab. «Die Deutschen standen auf der einen Seite», schreibt Leutnant Arthur Pelham-Burn später, «die Engländer auf der anderen, die Offiziere davor, alle mit entblößtem Haupt.» [7] Während die Kameraden bestattet werden – Kameraden, die vom Feind erschossen worden sind –, singen sie jetzt alle zusammen *«The Lord is my Shepherd»/«Der Herr ist mein Hirte»*.
Abends wird ein Festmahl nach dem anderen zubereitet. Ein englischer Soldat wird hinter den Linien zu einem Weinkeller eskortiert, wo er zusammen mit einem bayrischen Soldaten einen Veuve-Clicquot-Champagner aus dem Jahr 1909 köpft. Die Männer tauschen ihre Adressen aus und versprechen einander, sich nach dem Krieg in London oder München zu treffen.
Man würde das alles nicht glauben, wenn die Beweislage nicht so überwältigend wäre. Es gibt zahllose Berichte von Augenzeugen, die diese Situation selbst kaum begreifen konnten.
«Man muss sich das vorstellen», schrieb der britische Soldat Oswald Tilley an seine Eltern, «während Ihr den Truthahn gegessen habt, stand ich da und unterhielt mich mit den Männern, die ich ein paar Stunden vorher noch versucht hatte zu töten! Es war phänomenal!» [8] Der deutsche Leutnant Kurt Zehmisch konnte es ebenfalls kaum fassen: «Wie phantastisch, wunderbar und merkwürdig», schrieb er nach Hause, «dass sich dank des Fußballs und des Weihnachtsfestes […] verschworene Feinde für einen Moment als Freunde zusammenfanden.» [9]

Die meisten Briten staunten nicht schlecht, als sie entdeckten, wie nett die Deutschen sein konnten. Daheim waren sie von der Propaganda und Falschmeldungen in Zeitungen wie der *Daily Mail* aufgehetzt worden. Lord Northcliffe, der Rupert Murdoch der damaligen Zeit, war Eigentümer der meisten britischen Zeitungen und übte einen enormen Einfluss auf die öffentliche Meinung aus. Die Deutschen wurden als abscheuliche Hunnen dargestellt, die Babys auf Bajonette spießten und Priester an Kirchenglocken aufhängten. [10]

Kurz vor dem Krieg hatte der deutsche Dichter Ernst Lissauer noch einen «Hassgesang gegen England» geschrieben, der sich fast zu einer zweiten Nationalhymne entwickelte. Millionen deutscher Kinder mussten ihn auswendig lernen. Deutsche Zeitungen schrieben, dass der Feind nicht einmal das Weihnachtsfest feiern würde, dafür seien die Franzosen und Briten ein viel zu gottloses Volk.

Auch lässt sich ein klares Muster erkennen: Je weiter man von der Front entfernt war, umso größer der Hass. Zu Hause, in den Ministerien und den Redaktionen, in den Wohnzimmern und den Kneipen war die Abscheu, die man für den Feind empfand, enorm. Doch in den Schützengräben brachte man Verständnis füreinander auf. «Nach all unseren Gesprächen», schrieb ein britischer Soldat nach Hause, «glaube ich, dass viele unserer Zeitungsberichte furchtbar übertrieben sind.» [11]

Lange wurde der Weihnachtsfriede 1914 als Mythos abgetan. Als ein sentimentales Märchen oder, schlimmer noch, eine Lüge von Vaterlandsverrätern. Nach den Feiertagen des Jahres 1914 nahm der Krieg wieder Fahrt auf, Millionen Soldaten fanden den Tod, und es wurde immer schwerer zu glauben, dass dieses Ereignis tatsächlich stattgefunden haben sollte.

Erst 1981 drehte die BBC einen Dokumentarfilm, *Peace in No Man's Land* , und es wurde klar, dass es hier nicht nur um ein paar Gerüchte ging. An sage und schreibe zwei Dritteln der britischen Front war es während der Festtage still. In den meisten Fällen wurde die Initiative von Seiten der Deutschen aus ergriffen, die Freundschaft mit den Briten schlossen (auch wenn dies ebenfalls an der belgischen und französischen Front geschah). Insgesamt legten mehr als 100000 Soldaten die Waffen nieder. [12]



Deutsche Soldaten feiern Weihnachten in den Schützengräben. Daily Sketch, 5. Januar 1915. Quelle: FPG /Hulton Archive/Getty Images.

Und Weihnachten 1914 war nicht das einzige Mal, dass spontan Friede ausbrach. Es geschah auch während des Spanischen Bürgerkriegs, während des Burenkriegs, während des Amerikanischen Bürgerkriegs, während des Krimkriegs und während des Krieges, den Napoleon gegen den Rest von Europa führte. Dennoch geschah es nirgendwo auf so breiter Front und so plötzlich wie an diesem Weihnachten in Flandern.

Immer wenn ich die alten Briefe der Soldaten noch einmal lese, schießt mir *eine* Frage durch den Kopf: Wenn sogar sie dieses Wunder vollbringen konnten, inmitten eines schrecklichen Krieges, der bereits eine Million Soldaten das Leben gekostet hatte, was hindert uns dann – heute – daran, aus unseren Schützengräben zu kommen?

Auch wir werden von Demagogen und Hasspredigern gegeneinander ausgespielt. Zeitungen wie die *Daily Mail* schrieben seinerzeit über blutrünstige Hunnen, heute schreiben sie über Invasionen stehlender, mordender und vergewaltigender Flüchtlinge, die uns unsere Jobs wegnehmen, zu faul zum Arbeiten sind und uns unterdessen Sankt Nikolaus und den Weihnachtsmann vermiesen.

So wird der Hass wieder in die Gesellschaft hineingetragen. Und diesmal nicht nur über Zeitungen, sondern auch über Blogs und Tweets, mit Lügen in den sozialen Medien und giftigen Reaktionen auf Nachrichtenmeldungen. Selbst der beste Faktenchecker scheint machtlos gegenüber den Ressentiments und der Feindschaft, von denen wir an manchen Tagen regelrecht überschwemmt werden.

Doch was wäre, wenn es auch andersherum funktionieren würde? Was wäre, wenn uns Propaganda nicht nur gegeneinander aufhetzen, sondern wieder zusammenbringen könnte?

3.

Kolumbien 2006. Carlos Andrés Rodríguez und Juan Pablo García arbeiten für die international renommierte Werbeagentur MullenLowe. Normalerweise denkt man sich dort Werbespots für Katzenfutter aus oder versucht, eine neue Shampoomarke an den Mann zu bringen. Aber an diesem Tag erreicht die Agentur eine ungewöhnliche Anfrage.

Die Anfrage kommt vom Verteidigungsminister höchstpersönlich. Er möchte wissen, ob sich die PR -Experten am Kampf gegen die FARC , die älteste Guerillaarmee Lateinamerikas, beteiligen wollen. Der kolumbianische Staat möchte nämlich eine ordentliche Dosis Guerillamarketing auf, richtig, Guerilleros loslassen.

Der Krieg in Kolumbien dauert zu dem Zeitpunkt schon mehr als 50 Jahre, ein Krieg, in dem schätzungsweise 220000 Menschen umgekommen sind. Die Armee, rechte Paramilitärs und Guerillabewegungen wie die FARC haben entsetzliche Kriegsverbrechen auf dem Gewissen. Im Land ist eine ganze Generation aufgewachsen, die den Frieden nie kennengelernt hat.

Und die Armee weiß inzwischen: Mit roher Gewalt lässt sich dieser Krieg nicht gewinnen.
Die PR -Fachleute von MullerLowe gehen auf die Bitte des Ministers ein und beginnen, wie sie es sonst auch machen: mit Interviews in der Zielgruppe. Im Laufe eines Jahres spricht die Agentur mit fast einhundert ehemaligen Guerillakämpfern. Die Werbefachleute versuchen zu verstehen, was sie in den Dschungel getrieben hat und was sie dort hält. Ein ums andere Mal kommen sie zu derselben Schlussfolgerung: Es handelt sich hier um normale Menschen.
Die Rebellen haben die gleichen Bedürfnisse, Träume und Sehnsüchte wie wir alle. «Sobald einem bewusst wird, dass es keine Guerillakämpfer, sondern Menschen sind», wird Carlos später erzählen, «ändert sich die Kommunikation komplett.» [1]
Tatsächlich kommen die Berater zu dem gleichen Ergebnis wie Morris Janowitz, der Psychologe, der im Zweiten Weltkrieg Hunderte von deutschen Kriegsgefangenen interviewte (siehe 10. Kapitel). Carlos und Juan wird klar, dass sie in ihrer Propaganda nicht die Ideologie der FARC angreifen sollten, sondern an einem sehr viel näherliegenden Punkt ansetzen müssen.
Das Team entdeckt zum Beispiel, dass die Zahl der Demobilisierungen jedes Jahr immer zum gleichen Zeitpunkt einen Spitzenwert erreicht: um die Weihnachtszeit herum. Offenbar wollen die Guerilleros während der Feiertage, so wie jeder andere auch, am liebsten zu Hause sein. Carlos und Juan preisen ihrem Chef die Idee folgendermaßen an: «Vielleicht sind wir verrückt, aber was würdest du davon halten, wenn wir mitten im Dschungel einen Weihnachtsbaum aufstellen?» [2]
Die Operation «Weihnachtsfest» beginnt im Dezember 2010.
Bei Nacht und Nebel fliegen zwei Teams der Special Forces tief in das feindliche Gebiet hinein. Mit Black-Hawk-Hubschraubern werfen sie an neun strategischen Punkten 2000 kleine LED -Lampen auf 25 Meter hohe Bäume ab. An diese Weihnachtsbäume montieren sie jeweils einen Bewegungsmelder und ein Werbebanner, das aktiviert wird, sobald dort jemand vorbeikommt. «WENN WEIHNACHTEN IN DEN DSCHUNGEL KOMMEN KANN », steht auf dem Banner, «KANNST DU AUCH NACH HAUSE KOMMEN . LEG DIE WAFFEN NIEDER . AN WEIHNACHTEN IST ALLES MÖGLICH .»
Die Operation ist ein überwältigender Erfolg. Innerhalb eines Monats geben sage und schreibe 331 Guerilleros den Kampf auf.

Viele von ihnen sagen, dass die Weihnachtsbäume den letzten Anstoß dazu gegeben haben. «Unser Anführer war nicht böse», erzählt einer der Rebellen. «Es war anders als die Propaganda, die wir vorher gesehen hatten … Er war gerührt.» [3]

Unterdessen setzt das Team von MullenLowe die Interviews mit den ehemaligen Rebellen fort. Man erfährt, dass fast alle Guerillakämpfer von den Weihnachtsbäumen gehört, die meisten sie aber nicht gesehen haben. Die FARC bewegt sich nämlich über die Flüsse, die Schnellstraßen des Dschungels.

Und so kommen die Werbefachleute auf die nächste Idee.

Die Operation «Flüsse aus Licht» startet im Dezember 2011. Kolumbianer, die an den Flüssen leben – in Gegenden, aus denen die FARC viele ihrer Kämpfer rekrutiert hat –, werden gebeten, ihren Brüdern, Schwestern, Freunden oder entfernten Familienangehörigen, die sich der Rebellengruppe angeschlossen haben, etwas zu schreiben. Die Botschaft: Komm nach Hause, wir halten hier einen Platz für Dich frei.

Die Briefe werden zusammen mit kleinen Geschenken in 6823 durchsichtigen Christbaumkugeln zu Wasser gelassen. In ihnen befinden sich auch kleine LED -Lampen, sodass der Fluss nachts leuchtet wie der Sternenhimmel. Auf diese Weise treiben die Christbaumkugeln in das umkämpfte Gebiet. Das Ergebnis: Weitere 180 Kämpfer legen die Waffen nieder, einschließlich eines der Bombenbauer der FARC .

Und so geht es weiter. Ein Jahr später ist es Zeit für die Operation «Bethlehem». Carlos und Juan haben in den Interviews erfahren, dass Guerillakämpfer im Dschungel oft desorientiert sind. Selbst wenn sie nach Hause wollten, würden sie den Weg dorthin nicht kennen. Also lässt die Marketingagentur Tausende kleiner Lichter aus den Armeehubschraubern abwerfen. Außerdem werden riesige Lichtbaken aufgestellt, die einen hellen, kilometerweit sichtbaren Lichtstrahl gen Himmel schicken. Die Rebellen müssen auf ihrem Weg aus dem Dschungel hinaus nur nach oben schauen, um sich zu orientieren – so wie die Hirten auf den Weiden einst dem Stern von Bethlehem gefolgt sind.

Nun ist es Zeit, das schwerste Geschütz aufzufahren.

Wenn Kämpfer *eines* im Dschungel vermissen, so lernt das Team von MullenLowe, dann sind es ihre Mütter. Vom Geheimdienst bekommen sie eine Liste mit Namen von Frauen, die einen Sohn oder eine Tochter bei der FARC haben. Manche dieser Mütter haben

ihren Nachwuchs schon über zwanzig Jahre nicht mehr gesehen. Die Werbestrategen bitten sie um alte Fotos aus der Zeit, als die Kämpfer noch Kinder waren. Das Team verbreitet diese Fotos (auf denen sich nur die abgebildeten Guerilleros selbst wiedererkennen) in Gegenden im Dschungel, in denen gekämpft wird. Die Fotos sind mit einer einfachen Botschaft beschriftet:

«Bevor Du zum Rebellen wurdest, warst Du mein Kind. Diese Weihnacht werde ich zu Hause auf Dich warten.»

Es war ein Volltreffer. Weitere 218 verlorene Söhne und Töchter kehren heim zu ihren Eltern. [4] Ihnen wird Amnestie gewährt, und sie werden in einem Wiedereingliederungsprogramm gefördert. Dort erlernen sie einen Beruf und bekommen Unterstützung bei der Suche nach einem Job. Das Geheimnis dieser Kampagne? Die Rebellen werden nicht als Monster, sondern als Menschen betrachtet. «Wir suchen nach einem Kind, das im Dschungel verschollen ist», erklärt Juan. «Nicht nach einem Kriminellen.» [5]

Woher kam diese Großherzigkeit? Warum wurde den Rebellen Amnestie gewährt und ein Einstieg in die Berufswelt vermittelt? Wie schafften es die Kolumbianer, die Vergangenheit hinter sich zu lassen?

Als ich Jose Miguel Sokoloff, dem Chef von Juan und Carlos bei MullenLowe diese Frage stelle, muss er lachen. «Ich glaube, dass wir in unserer Kampagne ein bisschen übertrieben haben, wie viele Menschen bereit wären, den Rebellen eine zweite Chance zu geben.»

Sie konnten auch nicht anders. Die Werbeagentur bekam es nämlich mit demselben Paradox zu tun wie Europa im Jahr 1914: Je weiter man sich von der Front entfernte, umso größer wurde der Hass. «Menschen, die nie vom Krieg betroffen waren, sind meist die schlimmsten Hardliner», erzählt Jose. Aber wer selbst gekidnappt worden ist oder Freunde und Angehörige verloren hat, möchte die Vergangenheit hinter sich lassen.

Die Werbefachleute beschlossen, die Geschichte dieser letzten Gruppe in den Mittelpunkt zu stellen. Sie taten so, als würde ganz Kolumbien die Rebellen mit offenen Armen empfangen, weil sie hofften, dass daraus eine sich selbst erfüllende Prophezeiung werden könnte. Und es funktionierte. Seit 2010 sind Tausende von Guerilleros nach Hause zurückgekehrt. Anfangs hatte die FARC noch 20000 Mitglieder, doch ein paar Jahre später waren davon weniger als die Hälfte übrig.

Natürlich ist der Leerlauf der FARC nicht ausschließlich den Aktivitäten Joses und seines Teams zu verdanken, doch im kolumbianischen Verteidigungsministerium ist man überzeugt davon, dass die Friedenspropaganda einen entscheidenden Beitrag geleistet hat. Im Finanzministerium wird man ebenfalls zufrieden gewesen sein: Christbaumkugeln sind um einiges preiswerter als Bomben und Granaten. [6]

Die Kampagne von MullenLowe war ein wichtiger Beschleuniger des Friedensprozesses in Kolumbien, der 2011 einsetzte. [7] Ein paar Jahre später erhielt Präsident Juan Manuel Santos, der als Minister MullenLowe beauftragt hatte, den Friedensnobelpreis. Nach mehr als einem halben Jahrhundert wurde der Konflikt endlich beendet. Im Jahr darauf lieferte die FARC Tausende von Waffen ab, und die letzten Kämpfer verließen den Dschungel. «Heute ist ein besonderer Tag», sagte Präsident Santos, «der Tag, an dem Waffen gegen Worte eingetauscht werden.» [8]

4.

Natürlich, Kolumbien ist nicht plötzlich zum Paradies auf Erden geworden. Es gibt noch weitere Rebellengruppen im Dschungel, und die Demobilisierung der linken Rebellen schuf Platz für den Aufstieg rechter Paramilitärs und skrupelloser Drogenkrimineller. Die Narben eines halben Jahrhunderts des Blutvergießens werden niemals verschwinden.

Dennoch ist dies eine Geschichte, die Hoffnung macht. Die kolumbianischen PR -Experten lehren uns eine alte Lektion: Wer Gutes sät, wird auch Gutes ernten. *Wie* ansteckend das Gute sein kann, hatte sich hundert Jahre zuvor schon gezeigt. Als sich Weihnachten 1914 das Virus des Friedens zu einer richtigen Epidemie entwickelte, erwiesen sich nur ein paar Soldaten immun dagegen. Unter ihnen war ein halsstarriger 25-jähriger Obergefreiter des Königlich Bayerischen Reserve-Infanterie-Regiments Nr. 16. «Solche Dinge gehören sich nicht in Kriegszeiten!», rief er. Der Name dieses Mannes? Adolf Hitler. [1]

Die meisten Soldaten erlebten den Frieden in den Schützengräben jedoch als einen der Höhepunkte ihres Lebens. Ein ums andere Mal begann die Annäherung an der Front, bei den Männern, die dem Kampfgetümmel am nächsten waren. Von den niedrigsten Rängen brodelte es anschließend nach oben, bis selbst Hauptleute, Majore und Oberste mitmachten.

Die Einzigen, die weiterhin Widerstand leisteten, waren die

Machthaber an der Spitze. Die Generäle setzten alles daran, die Plage des Friedens aufzuhalten. Am 29. Dezember 1914 fertigte das deutsche Hauptquartier einen Befehl aus. Jedwede Freundlichkeit dem Feind gegenüber war demnach strengstens verboten. Auch ein britischer Feldmarschall befahl, dass jede Geste der Freundschaft zu vermeiden sei. [2] Wer dem nicht gehorche, werde vors Kriegsgericht gestellt.

In den darauffolgenden Jahren war die Armeespitze besser vorbereitet. An Weihnachten 1915 ließ das britische Oberkommando die feindlichen Stellungen Tag und Nacht bombardieren, um so jeden Gedanken an Weihnachten zu unterdrücken. Leutnant Llewelyn Wyn Griffith von den Royal Welch Fusiliers berichtete in einem Brief über «strikte Befehle … Wir mussten von einem Geist des Hasses besessen bleiben und jede Annährung mit Blei beantworten.» [3]

Und dennoch – wenn es nach der Meinung vieler Soldaten gegangen wäre, wäre der Krieg Weihnachten 1914 beendet gewesen. «Hätte man uns in Ruhe gelassen», beteuerte ein britischer Major, «wäre nie wieder ein Schuss gefallen.» [4]

Tausende Soldaten taten ihr Bestes, um den Frieden zu bewahren. Heimlich schickten sie sich Briefe. «Seid morgen auf der Hut», schrieb eine französische Einheit an eine deutsche. «Der General wird unsere Stellung besuchen. […] [W]ir werden schießen müssen.» Ein britisches Bataillon erhielt eine vergleichbare Meldung von den Deutschen. «Wir werden Eure Kameraden bleiben. Wenn wir gezwungen werden zu feuern, werden wir zu hoch schießen.» [5]

An manchen Frontabschnitten hielt der Waffenstillstand über Wochen an. Und trotz aller Maßnahmen von höherer Hand sollten noch weitere Ausbrüche des Friedens folgen. Als 1917 die Hälfte der französischen Divisionen zu meutern begannen, bemerkten es die Deutschen nicht einmal. Soweit sie wussten, hielten sich die Franzosen einfach nur an die alte, stillschweigende Abmachung, nicht zu schießen. [6]

So lauerte der Frieden ständig unter der Oberfläche. Der Militärhistoriker Tony Ashworth beschreibt Weihnachten 1914 als das plötzliche Auftauchen «eines großen Eisbergs». [7] Selbst in Kriegszeiten gibt es einen Berg des Friedens, der jeden Augenblick nach oben treiben kann. Generäle, Politiker und Kriegstreiber müssen zu allen Mitteln greifen – Gewalt, Zwang,

Falschinformationen –, um diesen Berg unter der Oberfläche zu halten. Krieg ist nun einmal nicht tief in unserer Natur verwurzelt. Woran wir uns erinnern müssen – und das gilt auch für mich selbst –, ist, dass der andere uns ähnelt. Der wütende Bürger in der Zeitung, der Kriminelle mit einem schwarzen Balken vor den Augen, der Flüchtling als statistische Größe – sie alle sind, jeder für sich, Menschen aus Fleisch und Blut. Menschen, die in einem anderen Leben unsere Freunde, unsere Verwandten, unsere Liebsten hätten sein können. «Sie haben zu Hause auch Menschen, die sie lieben», machte sich ein britischer Soldat klar. [8]

Wenn wir uns in unsere eigenen Schützengräben eingraben, verlieren wir den Blick für die Wirklichkeit. Dann gelangen wir zu der Überzeugung, dass eine kleine, hasserfüllte Minderheit repräsentativ für den Rest der Menschheit ist. So sind eine Handvoll einsamer und anonymer Trolle in den sozialen Medien für fast alle Hassbotschaften auf Twitter und Facebook verantwortlich. [9] Und sogar hinter dem hässlichsten Tastenritter kann sich noch ein guter Freund oder der treusorgende Betreuer einer pflegebedürftigen Person verbergen.

Wer an das Gute im Menschen glaubt, ist kein Weichei oder ein Naivling. Wer an Frieden und Vergebung glaubt, ist im Gegenteil mutig und realistisch. Jose Miguel Sokoloff erzählt die Geschichte eines Offiziers, der mit seiner Armeeeinheit den kolumbianischen PR -Strategen half, ihre Weihnachtsbotschaft zu verbreiten. Ein paar Monate später kam er im Kampf um.

Jose wird noch immer emotional, wenn er sich daran erinnert, was er von seinem Freund gelernt hat. «Ich will es machen», erzählte ihm der Offizier, «weil Großzügigkeit mich stärker macht. Auch meine Männer fühlen sich dadurch stärker.» [10]

Es ist eine alte Wahrheit. Von den schönsten Dingen im Leben bekommt man nur dann mehr, wenn man sie verschenkt: Vertrauen, Freundschaft, Frieden.

Epilog
Zehn Lebensregeln

«Wenn man einen Film über einen Mann macht, der eine Frau kidnappt und sie fünf Jahre lang an den Heizkörper kettet – etwas, das vermutlich einzigartig in der Geschichte ist –, nennt man es eine gnadenlos realistische Gesellschaftsanalyse. Wenn ich einen Film wie ‹Tatsächlich … Liebe› mache, der von Menschen handelt, die sich verlieben, und es gibt etwa eine Million Menschen, die sich heutzutage in Großbritannien verlieben, nennt man es die sentimentale Darstellung einer unrealistischen Welt.»

Richard Curtis (1956–)

Es geht die Sage, dass einst zwei Worte am Eingang des Apollo-Tempels in Delphi gemeißelt waren. Der Tempel war eine Pilgerstätte, zu der die alten Griechen von nah und fern reisten, um göttlichen Rat zu erhalten.

GNOTHI SEAUTON , lasen sie beim Eintreten.

Erkenne dich selbst.

Wer die jüngsten Erkenntnisse der Psychologie und Biologie, der Archäologie und der Anthropologie, der Soziologie und der Geschichtswissenschaft studiert, gelangt zu dem Schluss, dass der Mensch über Jahrtausende hinweg ein falsches Selbstbild kultiviert hat. Lange haben wir angenommen, dass der Mensch ein Egoist sei, ein Tier oder Schlimmeres. Lange haben wir geglaubt, dass es sich bei der Zivilisation nur um eine dünne Schicht handele, die beim geringsten Anlass reißen würde.

Dieses Menschenbild und dieser Blick auf unsere Geschichte haben sich als völlig unrealistisch erwiesen.

In den letzten Teilen dieses Buchs habe ich einen Versuch unternommen, die neue Welt zu skizzieren, die vor uns liegt, wenn wir auf ein anderes Menschenbild umsteigen. Wahrscheinlich habe ich erst die Spitze des Eisbergs beschrieben. Sobald wir glauben, dass die meisten Menschen gut sind, ändert sich nämlich alles. Wir können unsere Schulen und Gefängnisse, unseren Rechtsstaat und unsere Demokratie vollkommen anders organisieren. Und wir selbst können auch ein anderes Leben führen.

Nun muss man wissen: Ich bin kein Fan von Selbsthilfebüchern, diesem Genre, dessen Produkte sich in hohen Stapeln in den Kiosken der Flughäfen finden. In unserer Zeit herrscht zu viel Introspektion und zu wenig Outrospektion. Eine bessere Welt fängt

nicht bei einem selbst, sondern bei *uns* an. Mit weiteren hundert Tipps, wie man Karriere macht und sich selbst reich phantasiert, werden wir das nicht schaffen.

Doch dann fragte ein Freund, ob ich durch das Schreiben dieses Buchs auch anders auf mein Leben schauen würde. Und da wurde mir bewusst, dass die Antwort ja lauten musste. Ein realistisches Menschenbild hat weitreichende Auswirkungen auf die Art und Weise, wie man mit anderen umgeht. Zum Schluss also, was man auch immer davon halten mag: Dies sind die zehn Lebensregeln, die ich in den letzten Jahren in mein Notizbuch gekritzelt habe.

I. Geh im Zweifelsfall vom Guten aus

Mein erstes Gebot ist auch gleich eines der schwierigsten. Natürlich, in Kapitel 3 wurde gezeigt, dass der Mensch sich evolutionär zu einem kooperativen Verhalten hin entwickelt hat. Aber kommunizieren bleibt schwierig. Manchmal wird eine Bemerkung nicht richtig aufgenommen, man wird von jemandem merkwürdig angeschaut oder hört hintenherum, dass jemand etwas Gemeines über einen gesagt hat. In jeder Beziehung, selbst in langjährigen Ehen, weiß man längst nicht immer, was der andere über einen denkt.

Und dann fängt man an zu raten. Nehmen wir an, ich vermute, dass ein Kollege etwas gegen mich hat. Dann werde ich mich auf eine Weise verhalten, die unserer Beziehung nicht guttun wird, ob ich nun recht habe oder nicht. Im 1. Kapitel haben wir gesehen, dass Menschen einen *«negativity bias»* haben. Eine einzige negative Bemerkung berührt uns mehr als zehn Komplimente. (Das Böse ist stärker, aber das Gute kommt häufiger vor.) Und im Zweifelsfall neigen wir dazu, vom Schlechten auszugehen.

Derweil haben wir es mit sogenanntem «asymmetrischem Feedback» zu tun. Einfach ausgedrückt: Wenn du jemandem zu Unrecht vertraust, merkst du es früher oder später schon. Dann ist deine russische Braut mit deinem Geld durchgebrannt, hat dich dein nigerianischer Geschäftspartner betrogen, oder du hast nach vier Wochen noch immer kein Sixpack von dem Ab-King-Pro-Bauchtrainer, von dem im Fernsehen so geschwärmt wurde. Eine Überdosis Vertrauen bekommt man immer irgendwann zu spüren. [1]

Doch wenn du jemandem einmal nicht vertraust, wirst du nie erfahren, ob dein Misstrauen berechtigt war, denn du bekommst kein Feedback mehr. Nehmen wir an, dass man – ein willkürliches

Beispiel – den Entschluss fasst, nie wieder Geschäfte mit rothaarigen Schotten zu machen, weil man einmal von einem rothaarigen Schotten betrogen worden ist. Dann kann man sein Leben lang rothaarigen Schotten gegenüber misstrauisch bleiben, ohne jemals mit der Nasenspitze auf die Fakten gestoßen worden zu sein: Die meisten rothaarigen Schotten sind ganz sympathische Leute.

Was kann man also am besten tun, wenn man an den Absichten des anderen zweifelt?

Realistisch ist es, vom Guten auszugehen. Um dem anderen den Vorteil des Zweifelns zu geben. In den meisten Fällen wird man dann bestätigt werden, weil die meisten Menschen im Grunde gut sind. Und in dem seltenen Fall, dass doch jemand etwas gegen einen im Schilde führt, könnte die Reaktion schon mal nicht-komplementär ausfallen. [2] (Man denke an Julio Diaz, den Mann, der denjenigen, der ihn überfallen hatte, zum Essen einlud.)

Aber was ist, wenn man trotzdem betrogen wird? Die Psychologin Maria Konnikova schrieb ein faszinierendes Buch über professionelle Betrüger. [3] Man könnte meinen, dass sie davon durchdrungen sein müsste, ständig auf der Hut zu sein. Aber Konnikova, *die* Expertin für Schwindel und Betrug, kam zu einem ganz anderen Schluss. Man solle besser einkalkulieren, dass man hin und wieder betrogen werde, schrieb sie. Das sei ein kleiner Preis für ein ganzes Leben, in dem man anderen mit Vertrauen gegenübertreten dürfe.

Menschen schämen sich oft, wenn man sie hereingelegt hat, doch der Realist ist vielleicht sogar stolz darauf. Mehr noch, wenn man noch nie betrogen worden ist, sollte man einmal darüber nachdenken, ob man eigentlich mit genügend Vertrauen im Leben steht.

II. Denke in Win-win-Szenarien

Man erzählt sich, dass Thomas Hobbes einmal mit einem Freund durch London spazierte, als er stehen blieb, um einem Bettler Geld zu geben. Der Freund war erstaunt. Glaubte Hobbes denn nicht, dass wir von Natur aus Egoisten seien? Hobbes sah darin kein Problem. Er fände es unangenehm, den Bettler leiden zu sehen, also fühle es sich gut an, ihm etwas Kleingeld zu geben. Er handle aus Eigeninteresse. [1]

In den zurückliegenden Jahrhunderten haben Philosophen und Psychologen sich den Kopf über die Frage zerbrochen, ob es so etwas wie reine Uneigennützigkeit gibt. Ich muss gestehen, dass ich

die ganze Diskussion uninteressant finde. Denn man stelle sich eine Welt vor, in der man ein schlechtes Gefühl bekommt, sobald man etwas Freundliches tut. Was wäre das für eine Hölle?

Das Schöne ist aber gerade, dass wir in einer Welt leben, in der sich das Gute auch gut anfühlt. Essen finden wir schmackhaft, weil wir ohne Nahrung sterben würden. Sex finden wir schön, weil wir ohne Sex ausstürben. Helfen finden wir schön, weil wir ohneeinander verkümmern würden. Das Gute fühlt sich so oft gut an, weil es auch gut *ist*.

Leider sind zahllose Betriebe und Schulen noch immer auf den Mythos ausgerichtet, dass Menschen von Natur aus miteinander konkurrieren. «In einem tollen Deal gewinnst du – nicht die andere Seite», sagt beispielsweise Donald Trump in seinem Buch *Nicht kleckern, klotzen! Der Wegweiser zum Erfolg – aus der Feder eines Milliardärs.* «Du demontierst deinen Gegner und ziehst deinen Vorteil daraus.» [2]

In Wirklichkeit ist es genau andersherum: Bei den besten Deals gewinnen alle. Die Gefängnisse in Norwegen? Sie sind besser, menschlicher und preiswerter. Die Hauspflegeorganisation von Jos de Blok? Sie bietet eine höhere Qualität zu einem niedrigeren Preis, wobei die Klienten und die Mitarbeiter zufriedener sind und die Letzteren auch noch ein höheres Gehalt bekommen. Win-win.

Auch in der Fachliteratur wird betont, dass es im eigenen Interesse ist, anderen zu vergeben. [3] Das heißt: Verzeihen ist nicht nur ein Geschenk, es ist auch ein guter Deal. Denn der, der verzeiht, muss weniger Energie auf Hass und Neid verschwenden. Er oder sie kann beginnen zu leben, sich selbst befreien.

III. Verbessere die Welt, stelle eine Frage

Es ist die Goldene Lebensregel fast aller Philosophen in der Weltgeschichte: «Was du nicht willst, dass man dir tu, das füg auch keinem andern zu.» Der chinesische Denker Konfuzius lehrte diese Weisheit bereits vor 2500 Jahren. Nach ihm formulierten sie der griechische Geschichtsschreiber Herodot und der Philosoph Platon, und wieder ein paar Jahrhunderte später tauchte die Regel in jüdischen, christlichen *und* islamischen Texten auf.

Aktuell vermitteln Milliarden Eltern ihren Kindern die Goldene Lebensregel. Es gibt zwei Varianten: die positive («Behandle andere so, wie du von ihnen behandelt werden willst») und die negative («Was du nicht willst …»). Alles in allem spiegelt die Goldene Lebensregel unsere natürliche Fähigkeit zur Empathie wider: Stell

dir mal vor, dass du dieser andere wärst, dann möchtest du doch auch gut behandelt werden? Manchen Neurologen zufolge ist die Regel sogar das Produkt von Millionen Jahren Evolution und fest in unserem Gehirn verankert. [1]

Dennoch bin ich zu der Überzeugung gelangt, dass die Goldene Lebensregel Mängel aufweist. Im 10. Kapitel haben wir bereits gesehen, dass Empathie eine schlechte Richtschnur sein kann. Der springende Punkt ist nämlich der: Wir können nicht immer gut nachempfinden, was der andere will. Zahllose Manager und Vorstände, Journalisten und Politiker sehen das anders und verbieten mit ihrem Verhalten anderen faktisch den Mund. Es sitzt beispielsweise nur selten ein Flüchtling am Talkshowtisch, wenn es um Flüchtlingsmigration geht. Unsere Demokratie und unser Journalismus bestehen noch größtenteils aus einer Einbahnstraße. Und unser Sozialstaat wird von Paternalismus bestimmt.

In der Praxis ist es besser, zuerst eine Frage zu stellen. Um, wie in der Demokratie von Porto Alegre (siehe 15. Kapitel), die Bürger selbst zu Wort kommen zu lassen. Um, wie in der Fabrik von Jean-François Zobrist (siehe 13. Kapitel), Arbeitnehmer ihr eigenes Team anleiten zu lassen. Um, wie in der Schule von Sjef Drummen (siehe 14. Kapitel), Kindern zu helfen, ihren eigenen Lernplan festzulegen.

Diese Lebensregel nennt man auch die «Platinlebensregel». Der irische Bühnenautor George Bernard Shaw fasste sie einmal folgendermaßen zusammen: «Tu andern nicht, wie du willst, dass sie dir tun», schrieb er. «Ihr Geschmack könnte ein anderer sein als deiner.» [2]

IV. Zügle deine Empathie, trainiere dein Mitgefühl

Die Platinlebensregel fordert nicht zur Empathie, sondern zum Mitgefühl auf. Den Unterschied kann ich am besten anhand des buddhistischen Mönchs Matthieu Ricard erklären, eines Mannes mit einer legendären Kontrolle über seine Gedanken. (Möchten Sie ebenfalls das Bedürfnis danach verspüren: Viel Erfolg, er hat dafür mehr als 50000 Stunden meditieren müssen.)

Vor einigen Jahren wurde Ricard von der Neurologin Tania Singer dazu eingeladen, einen Vormittag in ihrem Gehirnscanner zu verbringen. [1] Singer fragte sich, was in unserem Gehirn passiert, wenn wir Empathie empfinden. Und wichtiger noch: Sie fragte sich, ob es eine Alternative gibt.

Matthieu Ricard hatte sich am Abend davor auf Bitten Singers einen Dokumentarfilm über einsame Waisenkinder in einem rumänischen

Heim angesehen. Als sein Gehirn am nächsten Tag mit dem Scanner untersucht werden sollte, bat Singer ihn, sich an die leeren Blicke zu erinnern. Die mageren kleinen Körper. Ricard versuchte sich so intensiv wie möglich vorzustellen, wie sich die rumänischen Kinder fühlten.

Nach einer Stunde war er ausgelaugt.

Denn das ist der Effekt, den Empathie auf den Menschen hat. Sie ist äußerst anstrengend. In einer späteren Studie bat Singer eine Gruppe von Versuchspersonen, jeden Tag eine Viertelstunde lang die Augen zu schließen und so viel Empathie wie möglich zu empfinden. Sehr viel länger hätten sie es auch nicht ausgehalten. Die Teilnehmer standen am Ende der Woche allesamt trübsinniger im Leben als zu Beginn. Eine Frau sagte, dass sie nur noch eines gesehen habe, wenn sie sich im Zug umsah: Leid. [2]

Nach der ersten Sitzung mit Ricard schlug Singer eine andere Richtung ein. Erneut bat sie den Mönch, an die rumänischen Kinder zu denken, doch diesmal sollte er sich nicht in sie einfühlen. Jetzt durfte er das tun, was er jahrelang geübt hatte. Ricard fühlte sich also nicht mehr in die Kinder ein, sondern empfand etwas *für* sie. Er rief so viele Gefühle der Wärme, Sorge und Liebe in sich hervor, wie es ihm möglich war. Dabei versuchte er nicht in die Fußstapfen der Kinder zu treten, sondern hielt im Gegenteil Distanz.

Singer konnte den Unterschied sofort auf ihrem Computermonitor sehen. Es leuchteten völlig andere Bereiche des Gehirns auf. Empathie aktivierte vor allem die «anteriore Insula» direkt über unserem Ohr, während nun das «Corpus striatum» und der «orbitofrontale Cortex» Aktivität zeigten.

Was war hier los? Psychologen bezeichnen Ricards Einstellung auch als «Mitgefühl». Und im Gegensatz zur Empathie kostet Mitgefühl keine Energie. Im Gegenteil, der Mönch fühlte sich dadurch ein Stück besser. Mitgefühl ist beherrschter, distanzierter und konstruktiver. Es führt nicht dazu, das Leid eines anderen zu teilen, hilft jedoch dabei, dessen Leid zu erkennen und anschließend aktiv zu werden. Mitgefühl verleiht Energie.

Das ist genau, was wir brauchen. Um ein anderes Beispiel zu nennen: Wenn ein Kind sich vor der Dunkelheit fürchtet, möchte man als Elternteil nicht die Angst seines Kindes empfinden und in einer Zimmerecke weinen (Empathie). Nein, man möchte trösten und beruhigen (Mitgefühl).

Sollen wir dann alle, so wie Matthieu Ricard, anfangen zu

meditieren? Ich fand zunächst, dass es ziemlich nebulös klang, aber es gibt wissenschaftliche Beweise dafür, dass wir unser Mitgefühl tatsächlich mit Meditation trainieren können. [3] Das Gehirn ist ziemlich knetbar. Und wenn wir unserem Körper zuliebe in ein Fitnessstudio gehen, warum sollten wir dann nicht auch unseren Geist trainieren?

V. Versuche, den anderen zu verstehen, auch wenn du kein Verständnis aufbringen kannst

Jetzt muss ich zugeben, dass ich es versucht habe, dieses Meditieren, bislang jedoch mit wenig Erfolg. Aus irgendeinem Grund gibt es da immer noch eine Mail, einen Tweet oder das Video einer Ziege auf einem Trampolin, die meine sofortige Aufmerksamkeit erfordern. Und 50000 Stunden meditieren? Tut mir leid, aber ich habe auch noch ein Leben.

Zum Glück gibt es aber noch eine andere Möglichkeit, um Abstand zu gewinnen. Eine Alternative, über die bereits die aufgeklärten Philosophen des 18. Jahrhunderts voll des Lobes waren.

Unser Verstand. Die Vernunft. Die Ratio. Unsere Fähigkeit zu relativieren – ein psychologischer Prozess, an dem wiederum andere Regionen unseres Gehirns beteiligt sind. Wenn wir versuchen, jemanden mit unserem Verstand zu begreifen, wird der «präfrontale Cortex» aktiviert, der Bereich des Gehirns, der sich hinter der Stirn befindet und beim Menschen außergewöhnlich groß ausgebildet ist. [1]

Ich weiß: Es gibt zahllose Studien, die belegen, dass der Kortex in vielen Fällen nicht besonders gut funktioniert, wir oft gar nicht so rational und beherrscht sind. Dennoch glaube ich, dass wir solchen Befunden keine übertriebene Bedeutung beimessen sollten. Im täglichen Leben benutzen wir fortwährend rationale Argumente und Beweise. Wir haben eine Gesellschaft errichtet, die nur so wimmelt von Gesetzen, Regeln und Vereinbarungen. Menschen können sehr viel besser denken, als wir glauben. Unser Verstand ist keine dünne Schicht, die unsere emotionale Natur bedeckt. Er ist ein wesentlicher Bestandteil dessen, wer wir sind. Er macht uns zum Menschen. [2]

Man nehme die norwegische Sicht auf das Gefängniswesen, die unserer Intuition regelrecht zuwiderläuft. Nur wer einen klaren Kopf bewahrt und die Rückfallquoten gründlich studiert, wird begreifen, dass es eine ausgezeichnete Idee ist, Kriminelle so zu behandeln. Oder man sehe sich den Staatsmann Nelson Mandela an.

Ein ums andere Mal musste er sich auf die Zunge beißen, seine Emotionen unterdrücken und scharf analysieren. Mandela war mindestens so schlau wie sanftmütig. Das Gute zu akzeptieren ist genauso oft ein rationaler wie auch ein emotionaler Akt.

Jemanden zu verstehen muss natürlich nicht bedeuten, dass man auch Verständnis für ihn aufbringt. Man kann einen Faschisten, einen Terroristen oder einen Liebhaber von *Tatsächlich … Liebe* sehr gut verstehen, ohne den Faschismus, den Terrorismus oder die Kulturbarbarei gutzuheißen. Jemanden auf rationaler Ebene zu verstehen ist eine Fertigkeit. Vergleichbar mit einem Muskel, den man trainieren kann.

Unseren Verstand benötigen wir dann am dringendsten, wenn wir bisweilen unseren Wunsch *unterdrücken* , nett zu sein. Unser freundlicher Instinkt steht nämlich manchmal der Wahrheit im Weg. Und der Gerechtigkeit. Wie oft halten wir den Mund, wenn wir Unrecht sehen, weil wir nicht als Miesmacher dastehen wollen? Wie oft verkneifen wir uns Bemerkungen um des lieben Friedens willen? Und wie oft stellen wir Menschen, die ihre Rechte einfordern, als Querulanten hin?

Eigentlich reden wir hier über *das* Paradox dieses Buchs. Ich habe argumentiert, dass der Mensch sich in der Evolution zu einem durch und durch freundlichen Wesen entwickelt hat, aber manchmal ist gerade diese Freundlichkeit das Problem. Die Geschichte lehrt uns, dass der Fortschritt häufig bei Menschen wie Jos de Blok vom Pflegedienst Buurtzorg und Sjef Drummen von der Agora-Schule beginnt, die als quengelnd oder sogar *unfreundlich* erlebt werden. Menschen, die den Mut haben, sich auf Partys und Feiern ungesellig zu verhalten. Die unangenehme Themen anschneiden und einem ein unbehagliches Gefühl vermitteln.

Diese Menschen muss man hegen und pflegen, denn sie bringen uns weiter.

VI. Liebe deinen Nächsten, so wie auch andere ihre Nächsten lieben

Am 17. Juli 2014 stürzte nahe dem ukrainischen Dorf Hrabove eine Boeing 777 der Malaysia Airlines ab. An Bord befanden sich 298 Menschen, darunter 193 Niederländer. Das Flugzeug war von prorussischen Separatisten abgeschossen worden. Niemand überlebte die Katastrophe.

Anfangs hatte die Meldung noch etwas Abstraktes – 298 Tote –, bis mir ein Artikel in *de Volkskrant* die Kehle zuschnürte. [1] Er begann mit einem Foto: ein Selfie von Karlijn Keijzer (25) und Laurens van

der Graaff (30). Zwei strahlende Gesichter, ein blonder junger Mann und eine junge Frau mit Locken, kurz bevor sie ins Flugzeug stiegen. Ich las, dass sie sich im Amsterdamer Ruderverein Skøll kennengelernt hatten. Dass er für *Propria Cures* , diese überaus lobenswerte Studentenzeitschrift, geschrieben hatte und sie schon mit ihrer Promotion in den Vereinigten Staaten angefangen hatte. Und dass sie völlig verrückt nacheinander waren.

«Sie werden immer dieses unheimlich verliebte, bombig glückliche Paar bleiben, das nicht voneinander lassen kann», wurde ein Freund zitiert. Ist es nicht scheinheilig, dachte ich noch, dass meine Augen jetzt feucht werden, während ich den Artikel über die Grausamkeiten im Irak auf Seite 17 überblättert habe? Meistens störe ich mich an so etwas. «Zwei Niederländer vor der nigerianischen Küste umgekommen», liest man dann, obwohl ein ganzes Schiff gesunken ist.

Aber Menschen sind ihrem Wesen nach beschränkt. Wir machen uns mehr aus Artgenossen, die uns ähneln. Die gleiche Sprache, das gleiche Äußere, der gleiche Hintergrund. Ich bin ebenfalls blond, war auch Mitglied einer Studentenvereinigung, lernte ebenfalls ein Mädchen mit hübschen Locken kennen und hätte nur allzu gern für *Propria Cures* geschrieben. («Für Menschen, die Laurens kannten», schrieben seine Kollegen, «war es keine Überraschung, dass eine Flugabwehrrakete zum Einsatz kommen musste, um seinen mächtigen Körper zum Stillstand zu bringen.») [2]

Das strahlende Selfie, nur ein paar Stunden vor ihrem Tod entstanden, hatte die Zeitung von Karlijns Bruder bekommen. «Das Einzige, worum ich Sie bitte», schrieb er, «ist, dass Sie den Niederlanden und der Welt zeigen, wie groß der Schmerz ist, den ich, meine andere Schwester und meine Eltern jetzt durchmachen. Das ist der Schmerz Hunderter von Menschen in den Niederlanden.»

Und tatsächlich, jeder kannte jemanden, der jemanden kannte. Ich habe mich selten so niederländisch gefühlt wie in diesen Tagen.

Warum machen wir uns mehr aus Menschen, denen wir ähneln? Im 10. Kapitel habe ich geschrieben, dass Distanz der Handlanger des Bösen ist. Distanz lässt uns im Internet gegen Fremde wüten. Distanz hilft Soldaten dabei, ihren Widerwillen gegen Gewalt zu umschiffen. Distanz hat die größten Verbrechen der Geschichte ermöglicht, von der Sklaverei bis hin zum Holocaust.

Dem, der sich von Mitgefühl leiten lässt, wird dagegen klar, dass uns der Fremde nahesteht. Er wächst über sich selbst hinaus, bis

ihm der Rest der Welt genauso wichtig erscheint wie seine eigenen Liebsten. Es ist kein Zufall, dass Buddha seine Familie verließ. Es ist kein Zufall, dass Jesus seinen Jüngern auftrug, ihre Väter, Mütter, Frauen, Kinder, Brüder und Schwestern zurückzulassen.

Aber vielleicht kann man auch zu weit gehen.

Vielleicht beginnt Nächstenliebe im Kleinen. Menschen, die sich selbst hassen, können nur schwer einen anderen lieben. Menschen, die ihre Angehörigen und Freunde aus dem Auge verlieren, können nicht das Joch der Welt tragen. Erst dann, wenn das Kleine in Ordnung ist, kann dem Großen Platz eingeräumt werden. Viele der 193 niederländischen Opfer waren schamlose Weltverbesserer – Aids-Forscher, Kämpfer für die Menschenrechte. Doch die größte Lücke hinterließen sie bei den Menschen, die ihnen am nächsten standen.

Als Mensch macht man nun einmal Unterschiede. Man bevorzugt und hängt sich an den, der einem nahesteht. Das ist nichts, für das man sich schämen müsste. Im Gegenteil, es macht uns zu Menschen. Das Einzige, was uns dabei klar sein muss, ist, dass auch die Fremden, weit weg, Angehörige haben, die sie lieben. Dass sie ebenso gute Menschen sind wie wir.

VII. Meide die Nachrichten

Derzeit bilden die Nachrichten eine der größten Quellen der Distanz. Wenn man sich die Fernsehnachrichten anschaut, gewinnt man den Eindruck, der Wirklichkeit näher zu kommen, bekommt aber in Wahrheit ein verzerrtes Bild vorgesetzt. Es wird oft in generalisierender Weise über Gruppen von Menschen gesprochen: «Flüchtlinge», «Rassisten», «Eliten» oder «Politiker». Außerdem sind die Nachrichten auf Ausnahmen fokussiert, und zwar meistens auf die negativen.

Dasselbe gilt auch für die sozialen Medien. Eine kleine Gruppe von Quälgeistern äußert dort die hässlichsten Dinge. Die Hassbotschaften werden von den Algorithmen bei Twitter und Facebook nach oben gepusht, denn soziale Medien leben von unserem *«negativity bias»*. Die digitalen Plattformen verdienen am meisten, wenn Menschen sich so gemein wie möglich verhalten. Das generiert Aufmerksamkeit, darauf klicken wir am häufigsten, und dann sehen wir auch die meiste Werbung. [1] Auf diese Weise sind soziale Medien zu Maschinen entartet, die unsere schlechten Seiten so weit es nur geht vergrößern.

Neurologen weisen darauf hin, dass unser Bedürfnis nach

Nachrichten und Push-Meldungen stark einer Sucht ähnelt. In Silicon Valley ist das kein Geheimnis mehr. Gerade Manager von Unternehmen wie Facebook oder Google schränken bei ihren eigenen Kindern die Nutzung des Internets und der «sozialen» Medien soweit es geht ein. Während Bildungsgurus ein Loblied auf iPad-Schulen und *digital skills* singen, verhalten sich die Tech-Eliten wie Drogendealer: Sie schützen den eigenen Nachwuchs vor den giftigen Produkten ihrer Branche. [2]

Meine Faustregel: Studiere lieber die bedächtige Samstagsausgabe der Tageszeitung als das tägliche Newsbulletin. Triff dich lieber mit Menschen aus Fleisch und Blut, als auf einen Bildschirm zu starren. Denke ebenso sorgfältig darüber nach, welche Informationen du dir in den Kopf stopfst, wie über die Nahrung, die du deinem Körper zuführst.

VIII. Prügele dich nicht mit Nazis (oder: Strecke deinem größten Feind die Hand hin)

Wenn man regelmäßig die Nachrichten verfolgt, kann man leicht den Mut verlieren. Welchen Sinn ergibt es, nachhaltig zu leben, brav seine Steuern zu zahlen und für einen guten Zweck zu sammeln, wenn andere sich selbst einen Dreck darum scheren? Sollte man sich solchen Gedanken hingeben, wäre zu bedenken: Zynismus ist ein anderes Wort für Faulheit. Es ist eine Entschuldigung, sich zurückzulehnen. Wer meint, dass die meisten Menschen verdorben sind, braucht sich nicht über Unrecht aufzuregen. Die Welt ist dann sowieso dem Untergang geweiht.

Es gibt eine Form des Aktivismus, die verdächtig dem Zynismus ähnelt. Dabei geht es um den Typus des «Weltverbesserers», der vor allem mit dem eigenen Image beschäftigt ist. Sollte man dahin tendieren, verwandelt man sich in den Rebellen, der weiß, was für den anderen gut ist, ohne dass er sich etwas aus dem anderen macht. Dann werden schlechte Nachrichten sogar zu guten Nachrichten, denn schlechte Nachrichten («Die Erde heizt sich noch schneller auf!», «Die Ungleichheit ist noch größer als gedacht!») beweisen, dass man immer schon recht hatte. [1]

Wie es auch anders geht, zeigt die deutsche Kleinstadt Wunsiedel. Ende der 1980er Jahre wurde hier einer der Handlanger Hitlers, Rudolf Heß, beerdigt. In den darauffolgenden Jahren entwickelte sich die Stadt zu einer Pilgerstätte für Neonazis. Noch immer marschieren sie am 17. August, dem Todestag von Heß, mitten durch die Straßen der Kreisstadt, in der Hoffnung auf Krawall und

Gewalt.
Und richtig, so mancher Antifaschist tut genau das, was die Neonazis wollen. In regelmäßigen Abständen landen Videos im Internet, die zeigen, wie jemand stolz einen Nazi verprügelt. In der Praxis hat dies jedoch genau die gegenteilige Wirkung. So wie die Bombardierung des Nahen Ostens ein Geschenk für Terroristen ist, so ist das Einschlagen auf Nazis ein Geschenk für Extremisten. Es bestätigt sie nur in ihrem Weltbild und macht die Rekrutierung neuer Extremisten noch einfacher.
Eine entgegengesetzte Strategie wurde in Wunsiedel getestet. Im Jahr 2014 kam Fabian Wichmann, ein humorvoller Deutscher mit hellblondem Haar, auf eine brillante Idee: Was wäre, wenn man den Marsch für Rudolf Heß in einen Sponsorenlauf umwidmen würde? Die Einwohner der Stadt waren sofort begeistert. Für jeden Meter, den die Neonazis marschierten, versprachen sie, zehn Euro an Wichmanns Organisation EXIT -Deutschland zu spenden, die Menschen dabei hilft, aus dem rechtsextremen Milieu auszusteigen. Ohne dass die Neonazis irgendetwas davon ahnten, hatten die Einwohner eine Start- und eine Ziellinie auf die Straße gemalt. Sie fertigten Transparente an, auf denen man sich bei den Marschierern für ihren Beitrag bedankte. Und an dem Tag selbst ertönte lauter Jubel für die Nazis, die auf der Ziellinie mit einem Konfettiregen empfangen wurden. Insgesamt sammelte man durch diese Aktion mehr als 20000 Euro für die gute Sache ein.
Wichmann betont, wie wichtig es sei, anschließend die Tür offen zu halten. Im Sommer 2011 verteilte seine Organisation auf einem extremistischen Rockfestival in Deutschland T-Shirts. Auf den ersten Blick schien die Kleidung (mit rechtsextremen Symbolen) die Ideologie der Neonazis zu unterstützen. Aber wenn man das T-Shirt wusch, bekam man eine andere Botschaft zu sehen: «Was dein T-Shirt kann, kannst du auch. Wir können dir helfen, dich vom Rechtsextremismus zu befreien.» [2]
So etwas klingt vielleicht ein bisschen billig, aber in den Wochen danach schoss die Zahl der Telefonanrufe bei EXIT -Deutschland um 300 Prozent in die Höhe. Wichmann hat festgestellt, dass seine Botschaften die Neonazis verwirren. Sie erwarten Wut und Ekel, bekommen jedoch eine ausgestreckte Hand.
IX. Oute dich, schäme dich nicht für das Gute
Für eine ausgestreckte Hand braucht es vor allem eines: Mumm. Man kann schließlich mir nichts, dir nichts mit höhnischen Rufen

als Wichtigtuer, als sentimentaler Gutmensch abgekanzelt werden. «Wenn du Almosen gibst, lass es also nicht vor dir herposaunen …», warnte schon Jesus in der Bergpredigt, und: «Du aber geh in deine Kammer, wenn du betest, und schließ die Tür zu; dann bete zu deinem Vater, der im Verborgenen ist …»

An sich ist das ein verständlicher Rat. Niemand möchte scheinheilig wirken, also ist es sicherer, eine gute Tat geheim zu halten oder zumindest eine Entschuldigung parat zu haben.

«Ach, da hatte ich wenigstens was zu tun.»

«Ich brauchte das Geld sowieso nicht.»

«Es machte sich gut in meinem Lebenslauf.»

Moderne Psychologen haben entdeckt, dass Menschen sich häufig «egoistische» Scheinbegründungen ausdenken, wenn sie aus tiefstem Herzen etwas Gutes tun. Das kommt vor allem in individualistischen, westlichen Kulturen vor, wo die Fassadentheorie am tiefsten verwurzelt ist. [1] Und das ist auch logisch: Wenn man annimmt, dass die meisten Menschen Egoisten sind, ist das Gute grundsätzlich verdächtig. «Menschen scheinen eine Abneigung dagegen zu haben», so ein amerikanischer Psychologe, «anzuerkennen, dass ihr Verhalten durch aufrichtiges Mitgefühl oder Freundlichkeit motiviert ist.» [2]

Leider wirkt diese Scheu wie ein Nocebo. Wer sich als Egoist vermummt, stärkt andere damit in ihrem zynischen Menschenbild. Schlimmer noch, wenn man das Gute geheim hält, stellt man es unter Quarantäne. Dann ist man kein Vorbild für andere mehr, obwohl das Geheimnis des *Homo puppy* doch gerade darin besteht, dass wir uns gegenseitig die ganze Zeit nachäffen.

Verstehen Sie mich nicht falsch: Inspirieren ist etwas anderes als kokettieren. Sich zum Guten zu bekennen bedeutet nicht, dass man sich auf die Brust schlagen soll. In der Bergpredigt warnte Jesus seine Anhänger vor Letzterem, plädierte aber für das Erstere:

Ihr seid das Licht der Welt. Eine Stadt, die auf einem Berg liegt, kann nicht verborgen bleiben. Man zündet auch nicht ein Licht an und stülpt ein Gefäß darüber, sondern man stellt es auf den Leuchter; dann leuchtet es allen im Haus. So soll euer Licht vor den Menschen leuchten, damit sie eure guten Werke sehen …

Dass das Gute ansteckend sein kann, haben zwei amerikanische Psychologen 2010 in einem brillanten Experiment gezeigt. [3] Sie veranstalteten ein Spiel, für das sie 120 Fremde in Gruppen zu jeweils vier Personen einteilten. Die Teilnehmer bekamen ein wenig

Geld, um damit das Spiel zu eröffnen, anschließend durften sie einen freiwilligen Beitrag zum Gruppentopf leisten. Nach dieser ersten Runde wurde man einer anderen Gruppe zugeteilt, wobei die Forscher darauf achteten, niemals zwei Personen mehrmals miteinander spielen zu lassen.

Dann begann der große Geldvermehrungstrick. Wenn jemand in der ersten Runde einen Dollar zusätzlich in den Gruppentopf legte, gaben die anderen Gruppenmitglieder in der nächsten Runde durchschnittlich 20 Cent zusätzlich. *Auch wenn sie mit anderen Menschen spielten.* Der Effekt zeigte sich sogar noch in der dritten Runde, als durchschnittlich 5 Cent zusätzlich gegeben wurden. Alles in allem wurde so eine Gabe von einem Dollar mehr als verdoppelt.

Ich denke noch oft an diese Studie, denn sie zeigt etwas, woran ich mich gern weiterhin erinnern möchte. Jede gute Tat ist ein Stein in einem Teich, der Wellenringe auslöst, die sich meterweit um den Stein herum ausbreiten. «Wir sehen meist nicht», erzählt einer der Forscher, «wie unsere Großzügigkeit, vermittelt über ein soziales Netzwerk, das Leben Dutzender oder vielleicht sogar Hunderter anderer Menschen beeinflusst.» [4]

Freundlichkeit ist ansteckend wie die Pest. Oder eigentlich ist sie noch ansteckender, denn sie kann auch Menschen infizieren, die aus einiger Entfernung zusehen. Ende der 1990er Jahre war der amerikanische Psychologe Jonathan Haidt einer der ersten Wissenschaftler, die dazu forschten. [5] In einem seiner Artikel erzählt er die Geschichte eines Studenten, der einer alten Frau half, den Schnee in ihrer Einfahrt wegzuräumen. Ein Kommilitone, der diese gute Tat sah, schrieb später:

Ich hatte Lust, aus dem Bus zu springen und ihn zu umarmen. Ich wollte singen und rennen, springen und lachen. Einfach aktiv sein. Ich hatte das Bedürfnis, nette Dinge über Menschen zu sagen. […] Ich ging nach Hause und erzählte meinen Mitbewohnern davon, die ebenfalls gerührt waren. [6]

Haidt entdeckte, dass Menschen häufig überrascht und gerührt sind, wenn sie simple Gesten, die von Gutherzigkeit zeugen, beobachten. Als der Psychologe seine Versuchspersonen fragte, was eine solche Erfahrung für sie selbst bedeutet hatte, erzählten sie von einem unwiderstehlichen Drang, ebenfalls jemandem helfen zu wollen. Haidt nennt dieses Gefühl *«elevation»* , Erhebung. Der Mensch ist so verdrahtet, dass uns ein einfacher Ausdruck von Güte bereits Schauer über den Rücken laufen lassen kann. Und das Faszinierende

ist: Dieser Effekt kann sogar dann noch auftreten, wenn wir solche Geschichten aus zweiter Hand hören. Dann ist es fast so, als würde eine mentale Reset-Taste gedrückt, wodurch sich unsere Gefühle des Zynismus verflüchtigen und wir wieder heiter auf die Welt blicken können.

X. Sei realistisch

Zum Schluss meine wichtigste Lebensregel.

Wenn ich mit diesem Buch eines habe erreichen wollen, dann das, die Bedeutung des Wortes «Realismus» zu verändern. Ist es nicht vielsagend, dass in unserem Sprachgebrauch «der Realist» zum Synonym für den Zyniker geworden ist? Für jemanden mit einem düsteren Menschenbild?

In Wirklichkeit ist gerade der Zyniker weltfremd. In Wirklichkeit leben wir auf dem Planeten A, auf dem Menschen zutiefst zum Guten neigen.

Seien Sie also realistisch. Outen Sie sich. Folgen Sie Ihrer Natur und schenken Sie Vertrauen. Schämen Sie sich nicht für Ihre Großzügigkeit und tun Sie das Gute bei hellem Tageslicht. Vielleicht werden Sie zunächst noch als töricht und naiv abgetan. Doch bedenken Sie: Die Naivität von heute kann die Nüchternheit von morgen sein.

Es ist Zeit für ein neues Menschenbild. Es ist Zeit für einen neuen Realismus.

Anmerkungen

1

Das sagte Churchill in einer Rede am 30. Juli 1934 im Unterhaus.

2
J.F. C. Fuller, *The Reformation of War.* Hutchinson & Co. (1923), S. 150.

3
Gustave Le Bon, *Psychologie der Massen.* Kröner (1982), S. 17. Die erste Ausgabe erschien 1895.

4
Richard Overy, «Hitler and Air Strategy». *Journal of Contemporary History* , Vol. 15, Issue 3 (1980), S. 410.

5
J. T. MacCurdy, *The Structure of Morale.* Cambridge University Press (1943), S. 16.

6
Zitiert nach: Richard Overy, *Der Bombenkrieg: Europa 1939 bis 1945*. Rowohlt Berlin (2014), S. 268.

7
Angus Calder, *The People's War. Britain 1939–1945.* Pimlico (1991), S. 174.

8
Overy, *Der Bombenkrieg* (2014), S. 237.

9
Robert Mackay, *Half the Battle. Civilian Morale in Britain during the Second World War.* Manchester University Press (2002), S. 261.

10
Zitiert nach: Overy, *Der Bombenkrieg* (2014), S. 218. Anfang 1941 wurden gerade noch acht Prozent der Unterschlupfmöglichkeiten genutzt. Siehe: Ebenda, S. 216.

11
Sebastian Junger, *Tribe. Das verlorene Wissen um Gemeinschaft und Menschlichkeit.* Blessing (2017), S. 73f., 92f.

12
Richard Overy, «Civilians on the frontline». *The Observer* (6. September 2009).

13

Mollie Panter-Downes, *London War Notes 1939–1945.* Farrar, Straus and Giroux (1971), S. 105.

14
Overy, *Der Bombenkrieg* (2014), S. 381.

15

Selbst Freunde, die gut mit Frederick Lindemann bekannt waren, beschrieben ihn mit folgenden Worten: «Er meinte immer, er hätte mit allem recht, und wollte es nie zugeben, wenn er sich irrte», «Er neigte dazu, andere Meinungen als persönliche Beleidigung aufzufassen», «Wenn er von einem bestimmten Thema nichts verstand, hat es ihn nie daran gehindert, sich darüber auszulassen». Siehe: Hugh Berrington, «When Does Personality Make a Difference? Lord Cherwell and the Area Bombing of Germany». *International Political Science Review* , Vol. 10, Issue 1 (1989).

16
Zweitausend Kinder wurden gebeten, einen Aufsatz über ihre Erfahrungen zu schreiben. Wer diese Texte heute liest, wird vom Mut der Kinder überrascht sein. «Ich war verschüttet, ich blutete, aber ich half trotzdem, die Toten und Verwundeten herauszuholen», schrieb ein zehnjähriger Junge über sein verwüstetes Haus. Siehe: Martin L. Levitt, «The Psychology of Children: Twisting the Hull – Birmingham Survey to Influence British Aerial Strategy in World War II ». *Psychologie und Geschichte,* Vol. 7, Issue 1 (1995).

17
Zitiert nach: Brenda Swann und Francis Aprahamian (Hrsg.), *J. D. Bernal. A Life in Science and Politics.* Verso (1999), S. 176.

18
Solly Zuckerman, *From Apes to Warlords. An Autobiography, 1904–1946.* HarperCollins Publishers Ltd. (1988), S. 405. Dieses Buch erschien erstmals 1978. Als Beilage publizierte Zuckerman damals auch die Titelseite des Reports über Hull. Eigentlich verletzte er damit die Nachrichtensperre; diese galt nämlich bis 2020.

19
Zitiert nach: Charles Webster und Noble Frankland, *The Strategic Air Offensive Against Germany 1935–1945*. HMSO (1961), S. 332.

20
C. S. Snow, «Whether We Live or Die». *Life Magazine* (3. Februar 1961), S. 98.

21
Overy, *Der Bombenkrieg* (2014), S. 514.

22
Zitiert nach: Jörg Friedrich, *Der Brand. Deutschland im Bombenkrieg 1940–1945.* Propyläen (2002), S. 493.

23
Zitiert nach: Friedrich Panse, *Angst und Schreck in klinischpsychologischer und sozialmedizinischer Sicht.* Thieme (1952), S. 12. Panse war von Ende April 1940 bis Anfang Januar 1941 als externer Gutachter am Euthanasieprogramm «Aktion T4» beteiligt, wurde aber bezüglich des Tatvorwurfs der Teilnahme an Euthanasieverbrechen in zwei Prozessen vor dem Düsseldorfer Schwurgericht am 24. November 1948 und 27. Januar 1950 schließlich aufgrund «erwiesener Unschuld» freigesprochen. Vgl. Jürgen Junglas: «Die deutsche Psychiatrie und die Euthanasie. Friedrich Panse 1946 zwischen Rechtfertigung und Reflektion.» Bonn, 3. Oktober 2007, 17. Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Nervenheilkunde.

24
Friedrich, *Der Brand* (2002), S. 474.

25

Der britische Rapport wurde erst 50 Jahre später freigegeben. Siehe: Sebastian Cox (Hrsg.), *The Strategic Air War Against Germany, 1939–1945. The Official Report of the British Bombing Survey Unit.* Routledge (1998).

26
John Kenneth Galbraith, *Leben in entscheidender Zeit.* Bertelsmann (1982), S. 227. Die große Frage ist natürlich: Was wäre geschehen, wenn die Alliierten weniger Geld für die Luftwaffe und mehr für die Marine und die Landstreitkräfte ausgegeben hätten? Nach dem Krieg kam Patrick Blackett zu dem Schluss, dass der Krieg in diesem Fall sechs bis zwölf Monate früher beendet worden wäre. Die Deutschen glaubten dasselbe. Albert Speer, Reichsminister für Rüstung und Munition, sagte, dass er sich die meisten Sorgen um die Angriffe auf die deutsche Infrastruktur gemacht hätte. Hermann Göring (Chef der Luftwaffe) konnte sich vor allem an die Bombardements der Ölindustrie erinnern. «Ohne Kraftstoff kann niemand Krieg führen.» Im Herbst 1944 war das deutsche Öl fast erschöpft. Panzer standen still, Flugzeuge blieben im Hangar, und Artilleriegeschütze mussten von Pferden gezogen werden. Aber selbst da setzten die Briten die Bombardements des deutschen Volkes fort. Im letzten Quartal 1944 flogen nicht weniger als 53 Prozent der Bomber Städte und nur zu 14 Prozent Raffinerien an. Brandbomben wurden zu dieser Zeit von den Briten kaum noch eingesetzt, da fast nichts Brennbares mehr vorhanden war. Inzwischen kam die deutsche Ölproduktion wieder in Gang. Siehe: Max Hastings, *Bomber Command.* Michael Joseph (1979), S. 327–334.

27

Edward Miguel und Gérard Roland, «The Long Run Impact of Bombing Vietnam». *Journal of Development Economics* , Vol. 96, Issue 1 (2011), S. 2.

1
Tom Postmes, E-Mail an den Autor (9. Dezember 2016).

2
Jack Winocour (Hrsg.), *The Story of the Titanic as Told by Its Survivors.* Dover Publications (1960), S. 33.

3

Zitiert nach: Rebecca Solnit, *A Paradise Built in Hell. The Extraordinary Communities That Arise in Disaster.* Viking (2009), S. 187.

4

Frans de Waal, *Der Mensch, der Bonobo und die Zehn Gebote. Moral ist älter als Religion.* Klett-Cotta (2015), S. 32.

5
Gary Younge, «Murder and Rape – Fact or Fiction?» *The Guardian* (6. September 2005).

6
Zitiert nach: Robert Tanner, «New Orleans Mayor Orders Police Back to Streets Amid Increasingly Violent Looting». *The Seattle Times* (1. September 2005).

7
Timothy Garton Ash, «It Always Lies Below». *The Guardian* (8. September 2005).

8
Jim Dwyer und Christopher Drew, «Fear Exceeded Crime’s Reality in New Orleans». *The New York Times* (29. September 2005).

9
Havidán Rodríguez, Joseph Trainor und Enrico L. Quarantelli, «Rising to the Challenges of a Catastrophe: The Emergent and Prosocial Behavior Following Hurricane Katrina». *The Annals of the American Academy of Political and Social Science* , Vol. 604, Issue 1 (2006).

10
Matthieu Ricard*, Allumfassende Nächstenliebe. ALTRUISMUS – die Antwort auf die Herausforderungen unserer Zeit.* Edition Blumenau (2016), S. 113.

11

Enrico L. Quarantelli, «Conventional Beliefs and Counterintuitive Realities». *Social Research: An International Quarterly of the Social Sciences* , Vol. 75, Issue 3 (2008), S. 885.

12
Zitiert nach: AFP /Reuters, «Troops Told ‹Shoot to Kill› in New Orleans». *ABC News* (2. September 2005).

13
Trymaine Lee, «Rumor to Fact in Tales of Post-Katrina Violence». *The New York Times* (26. August 2010).

14
Solnit, *A Paradise Built in Hell* (2009), S. 131.

1
Zitiert nach: «Coke Products Recalled». *CNN Money* (15. Juni 1999).

2
B. Nemery u.a., «The Coca-Cola Incident in Belgium, June 1999». *Food and Chemical Toxicology* , Vol. 40, Issue 11 (2002).

3

Victoria Johnson und Spero C. Peppas, «Crisis Management in Belgium: the case of Coca-Cola». *Corporate Communications: An International Journal* , Vol. 8, Issue 1 (2003).

4
Zitiert nach: Bart Dobbelaere, «Colacrisis was massahysterie». *De Standaard* (2. April 2000).

5

Karolina Wartolowska u.a., «Use of Placebo Controls in the Evaluation of Surgery: Systematic Review». *British Medical Journal* , Vol. 348 (2014).

1
Clayton R. Critcher und David Dunning, «No Good Deed Goes Unquestioned: Cynical Reconstruals Maintain Belief in the Power of Self-interest». *Journal of Experimental Social Psychology* , Vol. 47, Issue 6 (2011), S. 1212.

2
Jodie Jackson, «Publishing the Positive. Exploring the Motivations for and the Consequences of Reading Solutions-focused Journalism». *Constructive Journalism Project* (Herbst 2016).

3

Siehe z.B.: Wendy M. Johnston und Graham C. L. Davey, «The psychological impact of negative tv news bulletins: The catastrophizing of personal worries». *British Journal of Psychology* , Vol. 88, Issue 1 (1997).

4

Hans Rosling, *Factfulness. Wie wir lernen, die Welt so zu sehen, wie sie wirklich ist.* Ullstein (2018), S. 66.

5

Chris Weller, «A top economist just put the fight against poverty in stunning perspective». *Business Insider* (17. Oktober 2017).

6
Toni van der Meer u.a., «Mediatization and the Disproportionate Attention to Negative News. The case of airplane crashes». *Journalism Studies* , Vol. 20, Issue 6 (2018).

7
Laura Jacobs u.a., «Back to Reality: The Complex Relationship Between Patterns in Immigration News Coverage and Real-World Developments in Dutch and Flemish Newspapers (1999–2015)». *Mass Communication and Society* , Vol. 21, Issue 4 (2018).

8
Nic Newman (Hrsg.), *Reuters Institute Digital News Report. Tracking the Future of News.* Reuters Institute for the Study of Journalism (2012). Siehe auch: Rob Wijnberg, «The problem with Real News – and What We Can Do about It». *Medium* (12. September 2018).

9
Zitiert nach: Michael Bond, «How to keep your head in scary situations». *New Scientist* (27. August 2008).

10
Rolf Dobelli, «News Lunch». dobelli.com (abgerufen am 13.12.2019).

11

de Waal, *Der Mensch, der Bonobo und die Zehn Gebote* (2015), S. 45–46.

12

Michael Ghiselin, *The Economy of Nature and the Evolution of Sex*. University of California Press (1974), S. 247.

13
Joseph Henrich u.a., «In Search of Homo Economicus: Behavioral Experiments in 15 Small-Scale Societies». *American Economic Review* , Vol. 91, Issue 2 (2001).

14
David Sloan Wilson und Joseph Henrich, «Scientists Discover What Economists Haven’t Found: Humans». *Evonomics* (12. Juli 2016).

15

Niccolò Machiavelli, *Der Fürst.* Insel (2001), S. 83.

16
Sigmund Freud, «Zeitgemäßes über Krieg und Tod» (1915). In: *Studienausgabe Bd. IX . Fragen der Gesellschaft. Ursprünge der Religion.* Fischer (2003), S. 56.

17

«Ich weigere mich zu glauben, dass sich die menschliche Natur immer nach unten richtet», schrieb Mahatma Gandhi, der legendäre Unabhängigkeitskämpfer, der von Churchill als *«halbnackter Fakir»* abgetan wurde. «Die Güte des Menschen ist eine Flamme, die verborgen, aber niemals gelöscht werden kann», sagte Nelson Mandela, der 27 Jahre lang von einem kriminellen Regime eingesperrt war.

18
Emma Goldman, *Anarchismus & andere Essays.* UNRAST (2018), S. 50. Zuerst 1910 veröffentlicht.

1
William Golding, *Der Herr der Fliegen.* Fischer (2016), S. 99, 100, 220 und 221.

2
William Golding erinnerte sich daran während der Einführung zu einer Tonaufnahme im Jahr 1980, bevor er sein eigenes Buch las. Siehe: William Golding, *Lord of the Flies. Read by the Author.* Listening Library (2005).

3
John Carey, *William Golding. The Man Who Wrote Lord of the Flies.* Free Press (2010), S. 150.

4
William Golding, *The Hot Gates.* Faber and Faber Ltd. (1965), S. 87.

5
Arthur Krystal (Hrsg.), *A Company of Readers. Uncollected Writings of W. H. Auden, Jacques Barzun and Lionel Trilling.* Free Press (2001), S. 159.

1
Zitiert nach: Carey, *The Man Who Wrote Lord of the Flies* , S. 82.

2
Ebenda, S. 259.

3
Das schrieb ich in: «Dit gebeurt er als je gewone kinderen vrijlaat in de wildernis». *De Correspondent* (6. Juni 2017).

4
de Waal, *Der Mensch, der Bonobo und die Zehn Gebote* (2015), S. 288.

5
MaryAnn McKibben Dana, «Friday Link Love: Doubt, Virginia Woolf, and a Real-Life Lord of the Flies». maryannmckibbendana.net (abgerufen am 13.12.2019).

6
Susanna Agnelli, *Street Children. A Growing Urban Tragedy*. Weidenfeld & Nicolson Ltd. (1986).

7
Jamie Brown, «Mates Share 50-Year Bond». *Daily Mercury* (12. Dezember 2014).

1
Zitiert nach: Kay Keavney, «The Dropout Who Went to Sea». *The Australian Women's Weekly* (19. Juni 1974).

2
Die Zitate von Peter Warner und Mano Totau in diesem Kapitel stammen, wenn sie nicht anders ausgewiesen sind, aus meinen Interviews mit ihnen.

1
Siehe vor allem: Keith Willey, *Naked Island – and Other South Sea Tales.* Hodder & Stoughton (1970).

2
Steve Bowman, ein Dokumentarist aus Australien, interviewte David 2007. Er war so nett, mir die (nie publizierten) Bilder zur Verfügung zu stellen. Das Zitat stammt aus Bowmans Dokumentation.

3
Willey, *Naked Island* (1970), S. 6.

4
Zitiert nach: Scott Hamilton, «In remote waters». *readingthemaps.blogspot.com* (abgerufen am 13.12.2019).

5
Peter Warner, *Ocean of Light. 30 years in Tonga and the Pacific.* CreateSpace Independent Publishing Platform (2016), S. 19.

6
Sione konnte sich ebenfalls daran erinnern. «Wir sind sehr nahe beieinandergeblieben», erzählte er mir am Telefon. «Wenn es einen Streit gab, habe ich versucht, die Jungs zu beruhigen. Dann weinten sie, sagten sorry, und es ging weiter. So war es immer.»

7

Eigentlich hatten sie damit noch Glück. Die Jungen glaubten nämlich, dass sie in der Nähe von Samoa gestrandet wären, und fuhren Richtung Süden. Tatsächlich hätten sie nach Norden gemusst.

8
Willey, *Naked Island* (1970), S. 33.

9
Warner, *Ocean of Light* (2016), S. 89.

1
Charlotte Edwardes, «Survivor Game Show Based on Public School». *The Telegraph* (3. Juni 2001).

2
Robert Evans und Michael Thot, «5 Ways You Don’t Realize Reality Shows Lie». *www.cracked.com* (abgerufen am 13.12.2019).

3

Real to Me. Girls and Reality TV . Girl Scout Research Institute (2011).

4
Robert Sapolsky, *Gewalt und Mitgefühl. Die Biologie des menschlichen Verhaltens.* Hanser (2017), S. 262–263.

5

Bryan Gibson u.a., «Just ‹Harmless Entertainment›? Effects of Surveillance Reality TV on Physical Aggression». *Psychology of Popular Media Culture,* Vol. 5, Issue 1 (2014).

6
Zitiert nach: CBC Arts, «George Gerbner Leaves the Mean World Syndrome». *Peace, Earth & Justice News* (8. Januar 2006).

7
Das sagte der Lehrer dem Dokumentaristen Steve Bowman, der mir das (unpublizierte) Interview zur Verfügung stellte.

1
Thomas Hobbes, *Leviathan.* Suhrkamp (1966), S. 6. Original erstmals 1651 veröffentlicht.

2
Ebenda, S. 96.

3
Ebenda, S. 75.

4
Ebenda, S. 98.

5
Jean-Jacques Rousseau, *Bekenntnisse.* Insel (1966), S. 493. Original erstmals 1768 veröffentlicht.

6
Jean-Jacques Rousseau, *Ich sah eine andere Welt. Philosophische Briefe.* Hanser (2012), S. 125.

7
Jean-Jacques Rousseau, «Über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen». In: *Schriften der Kulturkritik.* Meiner (1995), S. 191f. Original erstmals 1755 veröffentlicht.

8
Jean-Jacques Rousseau, «Über Kunst und Wissenschaft». In: *Schriften der Kulturkritik*. Meiner (1995), S. 53. Original erstmals 1755 veröffentlicht.

1
Charles Darwin, «To Joseph Dalton Hooker». *Darwin Correspondence Project* (11. Januar 1844).

2
Richard Dawkins, *Das egoistische Gen.* Springer Spektrum (2007), S. 38. Original erstmals 1976 veröffentlicht. Dawkins hat diese Worte später kritisch kommentiert (siehe am Ende dieses Kapitels).

3
Claire Armitstead, «Dawkins Sees off Darwin in Vote for Most Influential Science Book». *The Guardian* (20. Juli 2017).

4
Michael J. Edwards, «Fascinating, But at Times I Wish I Could Unread It». Rezension auf amazon.com (abgerufen am 13.12.2019). Es ist eine der beliebtesten Rezensionen des Buches bei Amazon.

5

Marcus E. Raichle und Debra A. Gusnard, «Appraising the Brain’s Energy Budget». *PNAS* , Vol. 99, Issue 16 (6. August 2002).

6
E. Herrmann u.a., «Humans Have Evolved Specialized Skills of Social Cognition: The Cultural Intelligence Hypothesis». *Science* , Vol. 317, Issue 5843 (2007).

7

Joseph Henrich, *The Secret of Our Success. How Culture Is Driving Human Evolution, Domesticating Our Species, and Making Us Smarter.* Princeton University Press (2016), S. 16f.

8
Ebenda, S. 17–21.

9
Maria Konnikova, *Täuschend echt und glatt gelogen. Die Kunst des Betrugs.* Nagel & Kimche (2017). Im Epilog dieses Buches habe ich mehr über Konnikovas interessantes Werk geschrieben.

10
Charles Darwin, *Der Ausdruck der Gemütsbewegungen bei dem Menschen und den Tieren.* Eichborn (2000), S. 347. Original erstmals 1872 veröffentlicht. 2018 wurde eine kleine Studie über fünf blau-gelbe Aras (Eigentliche Papageien) publiziert, die wohl suggerieren wollte, dass auch diese Vögel erröten können. Siehe auch: Aline Bertin u.a., «Facial Display and Blushing: Means of Visual Communication in Blue-and-Yellow Macaws *(Ara Ararauna)?». PLOS ONE* , Vol. 13, Issue 8 (2018).

1
Johann Carl Fuhlrott, «Menschliche Überreste aus einer Felsengrotte des Düsselthals. Ein Beitrag zur Frage über die Existenz fossiler Menschen.» *Verhandlungen des Naturhistorischen Vereins der preußischen Rheinlande und Westphalens* , 16. Jahrgang (1859), S. 145.

2
Paige Madison, «The Most Brutal of Human Skulls: Measuring and Knowing the First Neanderthal». *British Journal for the History of Science* , Vol. 49, Issue 3 (2016), S. 427.

3
Der Biologe Ernst Haeckel schlug diesen Namen *(«Homo stupidus»)* vor. Er setzte sich jedoch nicht durch, weil der Anatom William King zwei Jahre zuvor schon den Namen *«Homo neanderthalensis»* aufgebracht hatte.

4
Zitiert nach: João Zilhão, «The Neanderthals. Evolution. Paleoecology and Extinction». In: Vicki Cummings, Peter Jordan und Marek Zvelebil, *The Oxford Handbook of the Archaeology and Anthropology of Hunter-Gatherers.* Oxford University Press (2014), S. 192.

5
Thomas D. Berger und Erik Trinkaus, «Patterns of Trauma among the Neandertals». *Journal of Archaeological Science,* Vol. 22, Issue 6 (1995).

6

Thomas Wynn und Frederick L. Coolidge, *Denken wie ein Neandertaler.* Philipp von Zabern (2013), S. 37. Wenn Sie jetzt ein Bild vom Neandertaler als wildem Brutalo bekommen – dann ist das falsch. Im Jahr 2018 verglich ein weiteres Team von Archäologen die Anzahl der Schädelbrüche von 295 Neandertalern mit der Anzahl der Menschen *(Homo sapiens),* die im selben Zeitraum lebten. Und was haben sie herausgefunden? Nichts. Keinen Unterschied. Die Leben der Neandertaler war nicht brutaler. Anscheinend waren wir vor langer Zeit ebenfalls eine Art Rodeocowboys. Siehe auch: Judith Beier u.a., «Similar Cranial Trauma Prevalence among Neanderthals and Upper Palaeolithic modern humans». *Nature* (14. November 2018).

7
Paola Villa und Wil Roebroeks, «Neandertal Demise: An Archaeological Analysis of the Modern Human Superiority Complex». *PLOS ONE* , Vol. 9, Issue 4 (30. April 2014).

8
Yuval Noah Harari, *Eine kurze Geschichte der Menschheit.* DVA (2013), S. 29.

9
Jared Diamond, «A Brand-New Version of Our Origin Story». *The New York Times* (20. April 2018).

1
Wenn nicht anders angegeben, ist die wichtigste Quelle für diese Geschichte: Lee Alan Dugatkin und Ludmila Trut, *Füchse zähmen. Domestikation im Zeitraffer*. Springer (2017).

2
Lee Alan Dugatkin und Ludmila Trut, «How to Tame a Fox and Build a Dog». *American Scientist* , Vol. 105, Issue 4 (2017).

3
Dugatkin/Trut, *Füchse zähmen* , S. 76.

4
Ebenda, S. 178.

5
Robert L. Cieri u.a., «Craniofacial Feminization, Social Tolerance, and the Origins of Behavioral Modernity». *Current Anthropology,* Vol. 55, Issue 4 (2014).

6
Der Mensch stammt nicht direkt vom Neandertaler ab (obwohl noch viele Menschen Gene der Neandertaler in sich tragen, was bedeutet, dass der *Homo sapiens* und der *Homo neanderthalensis* gemeinsam Kinder bekommen haben müssen). Aber der *Homo sapiens* von vor 50000 Jahren, der noch nicht domestiziert war, war dem Neandertaler viel ähnlicher. Wir sahen damals deutlich maskuliner aus. Siehe auch: Brian Hare, «Survival of the Friendliest: Homo sapiens Evolved via Selection for Prosociality». *Annual Review of Psychology* , Vol. 68, Issue 1 (2017).

1
Brian Hare, *The Genius of Dogs. Discovering the Unique Intelligence of Man's Best Friend.* Plume (2013), S. 40.

2
Hare, *The Genius of Dogs* (2013), S. 88.

3

Brian Hare, «Survival of the Friendliest – Brian Hare, Duke Forward in Houston». YouTube (abgerufen am 13.12.2019). Hare sagt es bei 3:56 min.

1
Domestizierung hat Einfluss auf die Ausschüttung von Melanin in unserem Körper, was auch die weißen Flecken im Fell von Dmitris Füchsen erklärt. Hare, «Survival of the Friendliest» (2017).

2
Ricardo Miguel Godinho, Penny Spikins und Paul O’Higgins, «Supraorbital Morphology and Social Dynamics in Human Evolution». *Nature Ecology & Evolution* , Vol. 2, Issue 6 (2018).

3
Henrich, *The Secret of Our Success* (2016), S. 214.

4
James Thomas und Simon Kirby, «Self domestication and the evolution of language». *Biology & Philosophy,* Vol. 33, Issue 1–2 (2018).

5

Peter Turchin, *Ultrasociety. How 10,000 Years of War Made Humans the Greatest Cooperators on Earth.* Beresta Books (2016), S. 48.

6
Joris Luyendijk, «Parasitair». *NRC Handelsblad* (13. Dezember 2012).

7
Julia Carrie Wong, «Uber's ‹hustle-oriented› culture becomes a black mark on employees' résumés». *The Guardian* (7. März 2017).

8
Dawkins, *Das egoistische Gen* , S. 3.

9
Jeremy Lent, *The Patterning Instinct. A Cultural History of Humanity's Search for Meaning.* Prometheus (2017), S. 94f.

10
Julianne Holt-Lunstad, «Testimony before the US Senate Aging Committee». aging.senate.gov (abgerufen am 13.12.2019).

11
Helen Louise Brooks u.a., «The Power of Support from Companion Animals for People Living with Mental Health Problems: A Systematic Review and Narrative Synthesis of the Evidence». *BMC Psychiatry* , Vol. 18, Issue 31 (2018).

12
Als der Evolutionsanthropologe David Buss Ende der 1980er Jahre Zehntausende Menschen aus 37 Ländern fragte, worauf sie bei der Suche nach einem geliebten Menschen achteten, stieß er auf einen kleinen Unterschied zwischen Männern und Frauen. Männer schienen etwas mehr Wert auf das Aussehen zu legen, Frauen auf Geld. Natürlich richtete sich die gesamte Aufmerksamkeit der Medien auf diese Feststellung. Aber worüber niemand sprach, das war eine Eigenschaft, die sowohl bei Frauen als Männern auf Platz 1 rangierte. Freundlichkeit. Siehe auch: Dacher Keltner, «The Compassionate Species». *Greater Good Magazine* (31. Juli 2012).

1
Zitiert nach: Melyssa Allen, «Dog Cognition Expert Brian Hare Visits Meredith». meredith.edu (abgerufen am 13.12.2019).

2
Carsten K. W. De Dreu u.a., «The Neuropeptide Oxytocin Regulates Parochial Altruism in Intergroup Conflict Among Humans». *Science,* Vol. 328, Issue 5984 (2010).

3
Wissenschaftler gehen inzwischen davon aus, dass die Wirkung von Oxytocin vom Kontext abhängt. In Wettbewerbssituationen erhöht es die Abneigung gegenüber Fremden, während es in kooperativen Situationen die Menschen näher zusammenbringen kann. Siehe auch: Simone G. Shamay-Tsoory und Ahmad Abu-Akel, «The Social Salience Hypothesis of Oxytocin». *Biological Psychiatry* , Vol. 79, Issue 3 (2016), S. 194–202.

1
Raymond Dart, «The Predatory Transition from Ape to Man». *International Anthropological and Linguistic Review,* Vol. 1, Issue 4 (1953).

2
Ebenda.

3
Zitiert nach: Rami Tzabar, «Do Chimpanzee Wars Prove That Violence Is Innate?». bbc.com (abgerufen am 13.12.2019).

4
Richard Wrangham und Dale Peterson, *Demonic Males: Apes and the Origins of Human Violence.* Houghton, Mifflin (1996), S. 63.

5
Das «!» steht für einen Schnalzlaut in der Sprache der !Kung.

6
Richard Borshay Lee, *The !Kung San.* Cambridge University Press (1979), S. 398.

7
Steven Pinker, *Gewalt: Eine neue Geschichte der Menschheit.* Fischer (2011), S. 74.

8
Ebenda, S. 11.

9
Ebenda.

1

Für Informationen zu der Schlacht um Makin siehe: Anthony King, *The Combat Soldier. Infantry Tactics and Cohesion in the Twentieth and Twenty-First Centuries.* Oxford University Press (2013), S. 46–48.

2
Bill Davidson, «Why Half Our Combat Soldiers Fail to Shoot». *Collier's Weekly* (8. November 1952).

3
Zitiert nach: King, *The Combat Soldier* (2013), S. 48.

4
Samuel Lyman Atwood Marshall, *Soldaten im Feuer: Gedanken zur Gefechtsführung im nächsten Krieg.* Huber (1959), S. 83.

5
Ebenda, S. 82.

6
Zitiert nach: John Douglas Marshall, *Reconciliation Road: A Family Odyssey*. University of Washington Press (2000), S. 190.

7
Ebenda.

8

David Lee, *Up Close And Personal: The Reality of Close-Quarter Fighting in World War II*. Frontline Books (2006), S. 19.

9
Zitiert nach: Max Hastings, «Their Wehrmacht Was Better Than Our Army». *The Washington Post* (5. Mai 1985).

10
Richard Holmes, *Acts of War. Behaviour of Men in Battle.* Free Press (1986), S. 376.

11

Dave Grossman, *On Killing. The Psychological Cost of Learning to Kill in War and Society* (durchgesehene Ausgabe). Back Bay Books (2009), S. 31.

12

R. A. Gabriel, *No More Heroes. Madness and Psychiatry in War.* Hill & Wang Publishing (1987), S. 31.

13
Major T.T. S. Laidley, «Breech-loading Musket». In: *The United States Service Magazine* (Januar 1865), S. 69.

14
Grossman, *On Killing* (2009), S. 23–26.

15
Ebenda, S. 23.

16
George Orwell, *Mein Katalonien: Bericht über den Spanischen Bürgerkrieg.* Diogenes (2003), S. 48. Original erstmals 1938 veröffentlicht.

17
Randall Collins, *Dynamik der Gewalt. Eine mikrosoziologische Studie.* Hamburger Edition (2011), S. 78.

18
Ebenda, S. 23.

1
Zitiert nach: Craig McGregor, «Nice Boy from the Bronx?». *The New York Times* (30. Januar 1972).

2

Lee Berger, «Brief Communication: Predatory Bird Damage to the Taung Type-Skull of Australopithecus africanus Dart 1925». *American Journal of Physical Anthropology* , Vol. 131, Issue 2 (2006).

3

Siehe zu dieser Debatte auch: John Horgan, «Anthropologist Brian Ferguson Challenges Claim that Chimp Violence is Adaptive». *Scientific American* (18. September 2014).

4
Michael L. Wilson u.a., «Lethal Aggression in Pan is Better Explained by Adaptive Strategies than Human Impacts». *Nature* (18. September 2014).

5
Hare, «Survival of the Friendliest» (2017), S. 162f.

6
Robert Sapolsky, «Rousseau with a Tail. Maintaining a Tradition of Peace Among Baboons». In: Douglas P. Fry (Hrsg.), *War, Peace, and Human Nature. The Convergence of Evolutionary and Cultural Views.* Oxford University Press (2013), S. 421.

7
John Horgan, «The Weird Irony at the Heart of the Napoleon Chagnon Affair». *Scientific American* (18. Februar 2013).

8
Sapolsky, *Gewalt und Mitgefühl* (2017), S. 408.

9

R. Brian Ferguson, «Born to Live: Challenging Killer Myths». In: Robert W. Sussman und C. Robert Cloninger (Hrsg.), *Origins of Altruism and Cooperation.* Springer (2011), S. 258f.

10

Zitiert nach: Christopher Ryan und Cacilda Jethá, *Sex. Die wahre Geschichte.* Klett-Cotta (2016), S. 225.

11
Douglas Fry, «War, Peace, and Human Nature: The Challenge of Achieving Scientific Objectivity». In: *War, Peace, and Human Nature* (2013), S. 18f.

12
Ebenda, S. 20.

13
Douglas P. Fry und Patrik Söderberg, «Lethal Aggression in Mobile Forager Bands and Implications for the Origins of War». *Science* , Vol. 341, Issue 6143 (2013).

14
Kim R. Hill u.a., «Hunter-Gatherer Inter-Band Interaction Rates. Implications for Cumulative Culture». *PLOS ONE* , Vol. 9, Issue 7 (2014).

15

Kim R. Hill u.a., «Co-residence Patterns in Hunter-Gatherer Societies Show Unique Human Social Structure». *Science* , Vol. 331, Issue 6022 (2011). Siehe auch: Coren L. Apicella, «Social networks and cooperation in hunter-gatherers». *Nature* (26. Januar 2012).

16
Jonathan Haas und Matthew Piscitelli, «The Prehistory of Warfare. Misled by Ethnography». In: Fry, *War, Peace, and Human Nature* (2013), S. 178–181.

17
Ebenda, S. 181–183.

18
Als «Beweis» für den Krieg in der Urzeit werden immer zwei Ausgrabungen angeführt. Die erste ist die in Jebel Sahaba im Norden des Sudan. 1964 gruben Archäologen hier 61 etwa 13000 Jahre alte Skelette aus, 21 der Toten sind mutmaßlich gewaltsam ums Leben gebracht worden. Eine jüngere Analyse geht von nur vier Todesfällen aus. Siehe: Robert Jurmain, «Paleoepidemiological Patterns of Trauma in a Prehistoric Population from Central California». *American Journal of Physical Anthropology* , Vol. 115, Issue 1 (2001). Die Menschen von Jebel Sahaba lebten an den fruchtbaren Ufern des Nil und bauten einen Friedhof für ihre Opfer, weshalb wahrscheinlich davon auszugehen ist, dass sie bereits in Siedlungen wohnten. Die zweite Ausgrabung, auf die oft Bezug genommen wird, ist die von Naturuk. An diesem Ort in der Nähe des Turkana-Sees in Kenia wurden 27 Skelette (mit Spuren von Gewalteinwirkung) gefunden, die 10000 Jahre alt waren. Als Archäologen diese Entdeckung 2016 in der Zeitschrift *Nature* verbreiteten, stellten die Medien in der ganzen Welt heraus, dass es nun wissenschaftlich «erwiesen» sei, dass der Mensch von Natur aus ein militantes Wesen ist. In Wirklichkeit ist die Bedeutung von Naturuk unter Wissenschaftlern noch immer hoch umstritten. Verschiedene Archäologen weisen darauf hin, dass die Ufer des Turkana-Sees ein fruchtbarer Ort waren, an dem sich Jäger und Sammler niederließen. Möglicherweise hatten sie bereits Besitztümer angehäuft und ihren nomadischen Lebensstil aufgegeben. Darüber hinaus veröffentlichte *Nature* einige Monate nach dem ursprünglichen Artikel eine Antwort eines anderen Archäologenteams, in dem die Frage lautete, ob die «Opfer» überhaupt gewaltsam getötet wurden. Diesem Artikel wurde in den Medien keine Beachtung geschenkt. Siehe auch: Christopher M. Stojanowski u.a., «Contesting the Massacre at Nataruk». *Nature* (24. November 2016). Abgesehen von diesen Bedenken ist es wichtig zu erkennen, dass es – mit Ausnahme von Jebel Sahaba und Naturuk – keinen einzigen Beweis für einen Krieg in der Urzeit gibt. Das steht in starkem Gegensatz zu der Überfülle an unumstrittenen archäologischen Beweisen (Höhlenmalereien und Massengräber) für Kriege in der Periode, als sich Menschen bereits in Siedlungen niedergelassen und die Landwirtschaft erfunden hatten.

19

R. Brian Ferguson, «Pinker's List. Exaggerating Prehistoric War Mortality». In: Fry, *War, Peace, and Human Nature* (2013), S. 126. Siehe auch: Hisashi Nakao u.a., «Violence in the Prehistoric Period of Japan: The Spatio-Temporal Pattern of Skeletal Evidence for Violence in the Jomon Period». *Biology Letters* , Vol. 12, Issue 3 (2016).

1
Zitiert nach: Sarah Blaffer Hrdy, *Mothers and Others. The Evolutionary Origins of Mutual Understanding.* Harvard University Press (2009), S. 27.

2
Catherine A. Lutz, *Unnatural Emotions: Everyday Sentiments on a Micronesian Atoll & Their Challenge to Western Theory*. The University of Chicago Press (Chicago, 1988).

3
Christopher Boehm, *Hierarchy in the Forest. The Evolution of Egalitarian Behavior.* Harvard University Press (1999), S. 68. Siehe auch: Christopher Boehm, *Moral Origins. The Evolution of Virtue, Altruism and Shame.* Basic Books (2012), S. 78–82.

4
Lee, *The !Kung San* (1979), S. 244.

5
Ebenda, S. 246.

6
Zitiert nach: Hrdy, *Mothers and Others* (2009), S. 27.

7
Lee, *The !Kung San* (1979), S. 394f.

8
Einige Wissenschaftler vermuten, dass die Zähmung hochmütiger Führer niemals ohne eine einfache, aber zielführende Innovation gelungen wäre. Die Projektilwaffe. Mit anderen Worten: Wir haben gelernt, Steine zu schmeißen, Speere zu werfen und Pfeile zu verschießen. Wenn man die ausgegrabenen Skelette unserer Vorfahren miteinander vergleicht, sieht man, dass sich im Laufe der Evolution unsere Schultern und Handgelenke verändert haben, was uns zu besseren Werfern gemacht hat. Schimpansen und Orang-Utans können nicht sonderlich gut zielen (ein wütender Schimpanse wirft manchmal etwas, trifft aber selten ein Ziel), während Menschen sehr gut werfen können. Verglichen mit den Waffen der Neandertaler, vermuten Archäologen, waren unsere Projektilwaffen ein Stück weit fortschrittlicher. Laut des Evolutionsanthropologen Peter Turchin könnte man hier sogar über die wichtigste Erfindung in unserer gesamten Geschichte sprechen, die bedeutsamer sei als Feuer, Landwirtschaft und das Rad. Ohne die Projektilwaffe hätten die Aggressiven sich viel besser fortpflanzen können, und der *Homo puppy* hätte sich niemals selbst zähmen können.

9
So funktioniert es: Nomadische Jäger und Sammler legen Wert darauf, individuell mit ihren eigenen Familien loszuziehen. Wenn allein Männer zu bestimmen hätten, dann wäre es *ihre* Familie. Wenn jedoch Männer und Frauen gemeinsam die Kontrolle ausüben, ist ein Kompromiss erforderlich. In der Folge werden sie mit den Familien beider Partner zusammenleben, was zu einem komplexeren sozialen Netzwerk führt. Genau das, was wir bei nomadischen Jägern und Sammlern sehen. Siehe: M. Dyble u.a., «Sex Equality Can Explain the Unique Social Structure of Hunter-Gatherer Bands». *Science* , Vol. 348, Issue 6236 (15. Mai 2015). Siehe ebenfalls: Hannah Devlin, «Early Men and Women Were Equal, Say Scientists». *The Guardian* (14. Mai 2015).

10
Hrdy, *Mothers and Others* (2009), S. 128.

11
Ebenda, S. 134.

12

Nicholas A. Christakis, *Blueprint. The Evolutionary Origins of a Good Society*. Little, Brown Spark (2019), S. 141–143.

13

Carel van Schaik und Kai Michel, *Das Tagebuch der Menschheit. Was die Bibel über unsere Evolution verrät.* Rowohlt (2016), S. 68.

14
Wenn Sie jetzt annehmen, dass die Hippies in den 1960er Jahren recht hatten und dass der Mensch für den freien Sex geschaffen wurde – so ist es dann auch wieder nicht. Die Ehe passt perfekt zu unserer Natur. Der *Homo puppy* ist nämlich eines der wenigen Säugetiere, die sogenannte Paarbindungen eingehen. Romantische Liebe. Zugegeben, es glückt uns längst nicht immer, bis zum Tod treu zu bleiben, aber die Forschung zeigt, dass eine liebevolle Beziehung ein universeller menschlicher Wunsch ist. Siehe: Christakis, *Blueprint* (2019), S. 168.

15

Zitiert nach: E. Leacock*, Myths of Male Dominance. Collected Articles on Women Cross-Culturally*. Monthly Review Press (1981), S. 50.

1

Jared Diamond, *Vermächtnis: was wir von traditionellen Gesellschaften lernen können.* Fischer (2013), S. 22.

2
Im Nordosten von Louisiana befindet sich eine Ausgrabungsstätte mit 3500 Jahre alten archäologischen Funden. Es ist ein Gebiet voller künstlicher Hügel, die menschengemacht sein müssen. Der größte Berg heißt Bird Mount (Vogelhügel), ist 22 Meter hoch und hat eine Oberfläche von 50000 Quadratmetern. Man bräuchte acht Millionen Eimer mit jeweils 25 Kilo Sand, um einen solchen Hügel aufzuschütten. Die archäologischen Untersuchungen haben gezeigt, dass der Bau nur wenige Monate in Anspruch genommen haben dürfte und dass mindestens 10000 Menschen daran mitarbeiteten.

3

Jens Notroff, Oliver Dietrich und Klaus Schmidt, «Building Monuments, Creating Communities. Early Monumental Architecture at Pre-Pottery Neolithic Göbekli Tepe». In: James F. Osborne (Hrsg.), *Approaching Monumentality in Archeology*. SUNY PRESS (2014), S. 83–105.

4
Erik Trinkaus u.a., *The People of Sunghir: Burials, Bodies, and Behavior in the Earlier Upper Paleolithic.* Oxford University Press (2014).

5

David Graeber und David Wengrow, «How to Change the Course of Human History (at Least, the Part That’s Already Happened)». *Eurozine* (2. März 2018).

1
Der Begriff *«snuggle for survival»* geht auf den Biologen Martin Nowak zurück. Siehe auch: Martin Nowak, «Why We Help». *Scientific American* , Vol. 22, Issue 1 (2012), S. 34–39.

2
Schaik/Michel, *Das Tagebuch der Menschheit* (2016), S. 59.

3
Ebenda, S. 64ff.

4
Gregory K. Dow, Leanna Mitchell und Clyde G. Reed, «The Economics of Early Warfare over Land». *Journal of Development Economics* , Vol. 127 (Juli 2017). Siehe dazu den zweiten Abschnitt dieses Artikels für eine einfache Übersicht über den archäologischen Nachweis.

5
Douglas W. Bird u.a., «Variability in the Organization and Size of Hunter-Gatherer Groups. Foragers Do Not Live in Small-Scale Societies». *Journal of Human Evolution* , Vol. 131 (Juni 2019).

6
Turchin, *Ultrasociety* (2016), S. 163.

7
R. Brian Ferguson, «Born to Live: Challenging Killer Myths». In: Robert W. Sussman, C. Robert Cloninger (Hrsg.), *Origins of Altruism and Cooperation* (2011), S. 265f.

1
Siehe zum Beispiel: Mark Dyble u.a., «Engagement in Agricultural Work is Associated with Reduced Leisure Time Among Agta Hunter-Gatherers». *Nature Human Behaviour* (20. Mai 2019).

2
Schaik/Michel, *Das Tagebuch der Menschheit* (2016), S. 60.

3
Ebenda, S. 68f.

4
Jared Diamond schrieb den grundlegenden Artikel über den Fehlschlag, den wir die Erfindung der Landwirtschaft nennen. Siehe: Jared Diamond, «The Worst Mistake in the History of the Human Race». *Discover Magazine* (Mai 1987).

5
James C. Scott, *Die Mühlen der Zivilisation. Eine Tiefengeschichte der frühesten Staaten.* Suhrkamp (2019), S. 113.

6

Rousseau, *Schriften zur Kulturkritik* (1995), S. 101.

7
Schaik/Michel, *Das Tagebuch der Menschheit* (2016), S. 70f.

8
Hervey C. Peoples, Pavel Duda und Frank W. Marlowe, «Hunter-Gatherers and the Origins of Religion». *Human Nature* , Vol. 27, Issue 3 (2016).

9
Frank Marlowe, *The Hadza. Hunter-Gatherers of Tanzania.* University of California Press (2010), S. 61.

10
Ebenda, S. 90–93.

11
Zitiert nach: Lizzie Wade, «Feeding the Gods: Hundreds of Skulls Reveal Massive Scale of Human Sacrifice in Aztec Capital». *Science* (21. Juni 2018).

12

Zitiert nach: Richard Lee, «What Hunters Do for a Living, or, How to Make Out on Scarce Resources». Richard Borshay Lee und Irvin DeVore (Hrsg.), *Man the Hunter.* Aldine Transaction (1968), S. 33.

13
Scott, *Die Mühlen der Zivilisation* (2019), S. 79.

14
Turchin, *Ultrasociety* (2016), S. 174f.

1
Scott, *Die Mühlen der Zivilisation* (2019), S. 40–44.

2

Eine ausführliche Übersicht findet sich hier: David Graeber, *Schulden. Die ersten 5000 Jahre.* Klett-Cotta (2012).

3
Scott, *Die Mühlen der Zivilisation* (2019), S. 149–158.

4
Ebenda, S. 172.

5
Owen Lattimore, «The Frontier in History». In: *Studies in Frontier History. Collected Papers, 1928–1958.* Oxford University Press (1962), S. 469–491.

6
Zitiert nach: Bruce E. Johansen, *Forgotten Founders. How the American Indian Helped Shape Democracy*. Harvard Common Press (1982), Chapter 5.

7

James W. Loewen, *Lies My Teacher Told Me. Everything Your American History Textbook Got Wrong.* Atria Books (2005), S. 101f.

8
Zitiert nach: Junger, *Tribe* (2017), S. 32.

9
Ebenda, S. 37.

10

Das Buch des Genres ist *Verfall und Untergang des römischen Imperiums* (1776) von Edward Gibbon, ein aktueller Bestseller ist *Kollaps: Warum Gesellschaften überleben oder untergehen* (2005) von Jared Diamond.

11
Einige Wissenschaftler bezweifeln, ob wir die *Ilias* und die *Odyssee* überhaupt einer Person namens Homer zuschreiben können. Es wäre auch möglich, dass «Homer» eine Art Qualitätsstempel für eine gute griechische Geschichte ist. Das würde bedeuten, dass es Homer nie gegeben hat.

1
Adam Hochschild, *Sprengt die Ketten. Der entscheidende Kampf um die Abschaffung der Sklaverei.* Klett-Cotta (2007), S. 12.

2
Max Roser und Esteban Ortiz-Ospina, «Global Extreme Poverty». OurWorldInData.org (abgerufen am 13.12.2019).

3

Das ist der erste Satz von Rousseaus Buch *Vom Gesellschaftsvertrag oder Die Grundlagen des politischen Rechts.* Insel (2000), S. 12. Original erstmals 1762 veröffentlicht.

4
Bjørn Lomborg, «Setting the Right Global Goals». *Project Syndicate* (20. Mai 2014).

5
Roser/Ortiz-Ospina, «Global Extreme Poverty».

6

Zitiert nach: Chouki El Hamel, *Black Morocco . A History of Slavery, Race, and Islam.* Cambridge University Press (2013), S. 243.

7
1981 verbot der westafrikanische Staat Mauretanien als letzter Staat der Welt die Sklaverei.

8
In der Zeit der Perser- und Römerimperien hatte das Wachstum des Staates die Welt schon ein wenig sicherer gemacht. Das mag paradox klingen, ist aber ziemlich logisch. Während Länder und Reiche größer wurden, bemühten sich immer mehr Menschen, weiter entfernt von der Grenze zu leben. Denn an der Grenze wurden die Kriege geführt, im Inneren war das Leben ruhiger. Denken Sie an die Pax Romana («Römischer Frieden»). Die größten Feldzüge der mächtigsten Leviathane konnten lange Ruhephasen nach sich ziehen. In diesem Sinne hatte Hobbes recht: Es ist besser, einen allmächtigen Kaiser zu haben als hundert frustrierte Könige. Siehe auch: Turchin, *Ultrasociety* (2016), S. 201f.

9

José María Gómez u.a., «The Phylogenetic Roots of Human Lethal Violence, Supplementary Information». *Nature* (13. Oktober 2016), S. 9.

10

Diese Geschichte ist wahrscheinlich apokryph. «Not letting the facts ruin a good story». *South China Morning Post* (29. September 2019).

1
Für den Bericht über Roggeveens Leben habe ich mich auf die ausgezeichnete Biographie von Roelof van Gelder *Naar het aards paradijs. Het rusteloze leven van Jacob Roggeveen, ontdekker van Paaseiland (1659–1729)* , Uitgeverij Balans (2012), gestützt.

2
F. E. Baron Mulert, *De reis van Mr. Jacob Roggeveen ter ontdekking van het Zuidland (1721–1722)*. M. Nijhoff (1911), S. 121.

3
H.J. M. Claessen, «Roggeveen zag geen reuzen toen hij Paaseiland bezocht». *NRC Handelsblad* (18. April 2009).

4
Dieser Schweizer Hotelmanager war Erich von Däniken. Sein Buch hieß *Erinnerungen an die Zukunft: Ungelöste Rätsel der Vergangenheit.*

5

Lars Fehren-Schmitz, «Genetic Ancestry of Rapanui before and after European Contact». *Current Biology* , Vol. 27, Issue 20 (23. Oktober 2017).

6
Katherine Routledge, *The Mystery of Easter Island. The Story of an Expedition.* Hazell, Watson and Viney (1919).

7
Reidar Solsvik, «Thor Heyerdahl as world heritage». *Rapa Nui Journal* , Vol. 26, Issue 1 (Mai 2012).

8
Zitiert nach: Jo Anne Van Tilburg, «Thor Heyerdahl». *The Guardian* (19. April 2002).

9
William Mulloy, «Contemplate The Navel of the World». *Rapa Nui Journal,* Vol. 5, Issue 17 (1991). Original erstmals 1974 veröffentlicht.

1
Jared Diamond, *Kollaps. Warum die Gesellschaften überleben oder untergehen.* Fischer (2005), S. 140.

2
J.R. Flenley und Sarah M. King, «Late Quaternary Pollen Records from Easter Island». *Nature* (5. Januar 1984).

3
Diamond war dem Historiker Clive Ponting verpflichtet, der in seinem Buch *A Green History of the World* (1991) über die Osterinsel geschrieben hatte. Auf der ersten Seite beschrieb Ponting die Situation, in der Roggeveen die Insel vorgefunden hatte: «Ungefähr 3000 Menschen, die in schmutzigen Hütten und Höhlen lebten, fast unausgesetzt Krieg führten und in ihrem verzweifelten Versuch, die spärliche Speisekarte der Insel aufzufüllen, Zuflucht beim Kannibalismus gesucht hatten.»

4
Paul Bahn und John Flenley, *Easter Island, Earth Island.* Thames & Hudson (1992).

1

Jan J. Boersema, *The Survival of Easter Island. Dwindling Resources and Cultural Resilience.* Cambridge University Press (2015).

2
Carlyle Smith, «The Poike Ditch». In: Thor Heyerdahl (Hrsg.), *Archeology of Easter Island. Reports of the Norwegian Archaeological Expedition to Easter Island and the East Pacific* (Teil 1). School of American Research and the Kon-Tiki Museum (1961), S. 385–391.

3

Carl P. Lipo und Terry L. Hunt, «A. D. 1680 and Rapa Nui Prehistory». *Asian Perspectives* , Vol. 48, Issue 2 (2010). Und siehe auch: Mara A. Mulrooney u.a., «The myth of A. D. 1680. New Evidence from Hanga Ho'onu, Rapa Nui (Easter Island)». *Rapa Nui Journal* , Vol. 23, Issue 2 (2009).

4

Caroline Polet, «Indicateurs de stress dans un échantillon d’anciens Pascuans». *Antropo* 11 (2006), S. 261–270.

5
Siehe: Vincent H. Stefan u.a. (Hrsg.), *Skeletal Biology of the Ancient Rapanui (Easter Islanders)*. Cambridge University Press (2016).

6
Carl P. Lipo u.a., «Weapons of War? Rapa Nui Mata'a Morphometric Analyses». *Antiquity* , Vol. 90, Issue 349 (2016), S. 172–187.

7
Zitiert nach: Kristin Romey, «Easter Islanders’ Weapons Were Deliberately Not Lethal». *National Geographic* (22. Februar 2016).

8
Terry L. Hunt und Carl P. Lipo, «Late Colonization of Easter Island». *Science* , Vol. 311, Issue 5767 (2006).

9

Ronald Wright, *A Short History of Progress.* House of Anansi Press (2004), S. 61.

10

Hans-Rudolf Bork und Andreas Mieth, «The Key Role of the Jubaea Palm Trees in the History of Rapa Nui: a Provocative Interpretation». *Rapa Nui Journal* , Vol. 17, Issue 2 (2003).

11

Nicolas Cauwe, «Megaliths of Easter Island». In: Marie Besse (Hrsg.), *Proceedings of the International Conference «Around the Petit-Chausseur Site».* Archaeopress (2011).

12
Die Archäologen Carl Lipo und Terry Hunt glauben, dass einige Bildnisse «gelaufen» sind. Mit anderen Worten: Sie sind ohne Bäume, mit Seilen vertikal an ihren Platz «geruckelt» worden – genau wie man einen Kühlschrank Stück für Stück verschiebt. Für diese Methode braucht man weniger Leute. Siehe auch: Carl Lipo und Terry Hunt, *The Statues that Walked. Unraveling the Mystery of Easter Island.* Free Press (2011). Die Geschichte von Lipo und Hunt erlangte außerordentliche Aufmerksamkeit in der Presse, aber Jan Boersema glaubt, dass die meisten Statuen einfach von einer großen Menschenmenge auf Baumstämme gerollt wurden. Effizienz war nicht das oberste Ziel bei dieser Art von «collective work events».

13

E.E. W. Schroeder, *Nias. Ethnographische, geographische en historische aanteekeningen en studien.* E. J. Brill (1917).

14
S. S. Barnes, Elizabeth Matisoo-Smith und Terry L. Hunt, «Ancient DNA of the Pacific Rat (Rattus exulans) from Rapa Nui (Easter Island)». *Journal of Archaeological Science* , Vol. 33, Issue 11 (2006).

15

Mara A. Mulrooney, «An Island-Wide Assessment of the Chronology of Settlement and Land Use on Rapa Nui (Easter Island) Based on Radiocarbon Data». *Journal of Archaeological Science* , Vol. 40, Issue 12 (2013). Waren die Ratten den Bauern auf der Osterinsel nicht lästig? Boersema glaubt das nicht. «Die meisten Nahrungspflanzen waren Knollen», sagt er, «Wurzeln, die unter der Erde wuchsen. Die Bananen wuchsen an kleinen Bäumen und zogen die Ratten nicht sonderlich an.»

16
Zitiert nach: «Easter Island Collapse Disputed By Hawaii Anthropologist». *Huffington Post* (6. Dezember 2017).

1
Jacob Roggeveen, *Dagverhaal der ontdekkings-reis van Mr. Jacob Roggeveen.* De Gebroeders Abrahams (1838), S. 104.

2
Bolton Glanvill Corney, *The Voyage of Captain Don Felipe González to Easter Island 1770–1.* Cambridge, Printed for the Hakluyt Society (1908), S. 93.

3
Beverley Haun, *Inventing Easter Island.* University of Toronto Press (2008), S. 247.

4
James Cook, *A Voyage Towards the South Pole and Round the World* (Teil 1), W. Strahan, and T. Cadell in the Strand (1777).

5
Henry Lee, «Treeless at Easter». *Nature* (23. September 2004).

6
Das Buch war: Heyerdahl u.a., *Archeology of Easter Island* (1961), S. 51.

7
Thor Heyerdahl, *Aku-Aku: Das Geheimnis der Osterinsel.* Bertelsmann (1957).

8
Carl Behrens' Bericht wurde aufgenommen als Beilage von: Corney, *The voyage of Captain Don Felipe González to Easter Island 1770–1* (1908), S. 134.

9
Cook, *A Voyage Towards the South Pole and Round the World* (1777), Kapitel 8.

10
Es gibt auch Forscher, die glauben, dass die Statuen während eines Erdbebens umgefallen sind. Wieder andere glauben, dass einige Moai sorgfältig über das Grab verstorbener Häuptlinge gelegt wurden. Siehe: Edmundo Edwards u.a., «When the Earth Trembled, the Statues Fell». *Rapa Nui Journal* , Vol. 10, Issue 1 (1996).

11
So entstand der «Vogelmannkult»: ein jährlicher Wettstreit zwischen jungen Männern, die im Namen ihres Stammes versuchten, das erste Ei der Rußseeschwalbe (ein Seevogel) an Land zu bringen. Wir wissen nicht genau, wann diese Tradition begann, aber wahrscheinlich, bevor Roggeveen auftauchte. Übrigens stand dieser Vogelmannkult mit der Skulpturenkultur im Zusammenhang. Der neue Führer, der nach dem Wettstreit gewählt wurde, musste sich in einem Haus in der Nähe des Steinbruchs niederlassen, in dem die Statuen hergestellt wurden. Als Roggeveen 1722 eintraf, hatten die Moai eindeutig noch eine zeremonielle Bedeutung, auch wenn sie zu diesem Zeitpunkt schon nicht mehr transportiert wurden und der Vogelmannkult wahrscheinlich schon bestand.

12
Josh Pollard, Alistair Paterson und Kate Welham, «Te Miro o‘one: the Archaeology of Contact on Rapa Nui (Easter Island)». *World Archaeology* , Vol. 42, Issue 4 (2010).

1
Henry Evans Maude, *Slavers in Paradise: The Peruvian Labour Trade in Polynesia, 1862–1864* . Stanford University Press (1981), S. 13.

2
Nicolas Casey, «Easter Island Is Eroding». *The New York Times* (20. Juli 2018).

1
Zitiert nach: Ben Blum, «The Lifespan of a Lie». *Medium* (7. Juni 2018).

2
Craig Haney, Curtis Banks und Philip Zimbardo, «A Study of Prisoners and Guards in a Simulated Prison». *Naval Research Review* (1973).

3

Malcolm Gladwell, *Tipping Point. Wie kleine Dinge Großes bewirken können.* Goldmann (2016), S. 159.

4
Haney, Banks und Zimbardo, «A Study of Prisoners and Guards» (1973).

1
Muzafer Sherif, *Group Conflict and Co-operation. Their Social Psychology* . Psychology Press (2017), S. 85. Original erstmals 1967 veröffentlicht.

2
Muzafer Sherif u.a., *The Robbers Cave Experiment. Intergroup Conflict and Cooperation.* Wesleyan University Press (1988), S. 115.

3
Ebenda, S. 98.

1
Zitiert nach: Gina Perry, *The Lost Boys. Inside Muzafer Sherif's Robbers Cave Experiment.* Scribe Publications (2018), S. 39.

2
Ebenda, S. 138.

3
Ebenda, S. 139.

4
Ebenda, S. 146.

1
Im Stanford-Prison-Experiment hatten zwölf Studenten die Rolle der Gefangenen inne (neun plus drei Reservehäftlinge) und zwölf die der Wärter (neun plus drei Reservewärter).

2
Zitiert nach: Blum, «The Lifespan of a Lie» (2018).

3
Philip Zimbardo, *Der Luzifer-Effekt. Die Macht der Umstände und die Psychologie des Bösen.* Springer (2008), S. 55.

4
Peter Gray, «Why Zimbardo’s Prison Experiment Isn’t in My Textbook». *Psychology Today* (19. Oktober 2013).

5

Zitiert nach: Romesh Ratnesar, «The Menace Within». *Stanford Magazine* (Juli/August 2011).

6
Thibault Le Texier, «Debunking The Stanford Prison Experiment». *American Psychologist* (8. August 2019).

7
Dave Jaffe, «Self-perception». Stanford Prison Archives, Nummer: ST -B09-F40.

8
«Tape 2» (14. August 1971). Stanford Prison Archives, ST -B02-F02.

9
A. Cerovina, «Final Prison Study Evaluation» (20. August 1971), ST-B09-F15.

10
«Tape E.» (undatiert), Stanford Prison Archives, ST -B02-f21, P. 1–2.

11
Blum, «The Lifespan of a Lie» (2018).

12
Ebenda.

13
Ratnesar, «The Menace Within» (2011).

14
Jahrelang nutzten Psychologen Zimbardos «Experiment», um ihre Schüler für ihren Beruf zu begeistern. Thibault Le Texier sprach zum Beispiel mit einer Reihe von Dozenten, die sagten, sie sprächen über das Stanford-Prison-Experiment, weil die Studenten dann zumindest von ihren Handys aufschauen würden. Als ich Le Texier fragte, ob es Teil des Lehrplans bleiben sollte, antwortete er: «Das Stanford-Experiment bietet einen guten Überblick über alle Fehler, die Sie während einer wissenschaftlichen Studie machen können.»

15

Zitiert nach: Kim Duke und Nick Mirsky, «The Stanford Prison Experiment». *BBC Two* (11. Mai 2002). Das Zitat von Dave Eshelman in dieser Dokumentation lautet: *«It would have been interesting to see what would have happened had I not decided to force things. […] We'll never know.»*

1
Emma Brockes, «The Experiment». *The Guardian* (16. Oktober 2001).

2
Ebenda.

3
Graeme Virtue, «Secret service; What Happens When You Put Good Men in an Evil Place and Film it for Telly? Erm, not That Much Actually». *The Sunday Herald* (12. Mai 2002).

4
Blum, «The Lifespan of a Lie» (2018).

1
«Persons Needed for a Study of Memory». *New Haven Register* (18. Juni 1961).

2
Stanley Milgram, *Das Milgram-Experiment. Zur Gehorsamsbereitschaft gegenüber Autorität.* Rowohlt (1974), S. 47.

3
Stanley Milgram, «Behavioral Study of Obedience». *The Journal of Abnormal and Social Psychology* , Vol. 67, Issue 4 (1963).

4
Walter Sullivan, «Sixty-five Percent in Test Blindly Obey Order to Inflict Pain», *The New York Times* (26. Oktober 1963).

5
Milgram, *Das Milgram-Experiment* (1974), S. 216.

6
Das sagte Milgram in einem Interview mit dem TV -Programm *Sixty Minutes* am 31. März 1979.

7

Zitiert nach: Amos Elon, «Introduction». In: Hannah Arendt, *Eichmann in Jerusalem. A Report on the Banality of Evil.* Penguin Books (2006), S. XV . Original erstmals 1963 veröffentlicht.

8

Hannah Arendt, *Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen.* Piper (1987), S. 371.

9
Zitiert nach: Harold Takooshian, «How Stanley Milgram Taught about Obedience and Social Influence». In: Thomas Blass (Hrsg.), *Obedience to Authority*. Lawrence Erlbaum Associates (2000), S. 10.

1

Zitiert nach: Gina Perry, *Behind the Shock Machine. The Untold Story of the Notorious Milgram Psychology Experiments.* The New Press (2013), S. 5.

2
Ebenda, S. 327.

3
Ebenda, S. 134.

4
Gina Perry, «The Shocking Truth of the Notorious Milgram Obedience Experiments». *Discover Magazine* (2. Oktober 2013).

5
Perry, *Behind the Shock Machine* (2013), S. 164.

6
Stanley Milgram, «Evaluation of Obedience Research: Science or Art?». *Stanley Milgram Papers* (Karton 46, Mappe 16). Unpubliziertes Manuskript (1962).

7

Zitiert nach: Stephen D. Reicher, S. Alexander Haslam und Arthur Miller, «What Makes a Person a Perpetrator? The Intellectual, Moral, and Methodological Arguments for Revisiting Milgram's Research on the Influence of Authority». *Journal of Social Issues* , Vol. 70, Issue 3 (2014).

8
Zitiert nach: Perry, *Behind the Shock Machine* (2013), S. 93.

1
Zitiert nach: Cari Romm, «Rethinking One of Psychology's Most Infamous Experiments». *The Atlantic* (28. Januar 2015).

2
Stephen Gibson, «Milgram's Obedience Experiments: a Rhetorical Analysis». *The British Journal of Social Psychology* , Vol. 52, Issue 2 (2011).

3

S. Alexander Haslam, Stephen D. Reicher und Megan E. Birney, «Nothing by Mere Authority: Evidence that in an Experimental Analogue of the Milgram Paradigm Participants are Motivated not by Orders but by Appeals to Science». *Journal of Social Issues* , Vol. 70, Issue 3 (2014).

4
Zitiert nach: Perry, *Behind the Shock Machine* (2013), S. 176.

5
Zitiert nach: S. Alexander Haslam und Stephen D. Reicher, «Contesting the ‹Nature› of Conformity: What Milgram and Zimbardo's Studies Really Show». *PL oS Biology* , Vol. 10, Issue 11 (2012).

6
Zitiert nach: Perry, *Behind the Shock Machine* (2013), S. 70.

7
Zitiert nach: Blum, «The Lifespan of a Lie» (2018).

8
Ebenda.

9
Zitiert nach: «Tape E.» (undatiert), Stanford Prison Archives, ST -B 02- F21, S. 6.

10
Ebenda, S. 2.

1
Perry, *Behind the Shock Machine* (2013), S. 240.

2
Arendt, *Eichmann in Jerusalem* (1987), S. 400.

3
Zitiert nach: Bettina Stangneth, *Eichmann vor Jerusalem. Das unbehelligte Leben eines Massenmörders* . Arche (2011), S. 391.

4
Zitiert nach: «The Adolph Eichmann Trial 1961». In: *Great World Trials* , Visible Ink Press (1997), S. 332–337.

5

Ian Kershaw, «‹Working Towards the Führer.› Reflections on the Nature of the Hitler Dictatorship». *Contemporary European History* , Vol. 2, Issue 2 (1993).

6
Siehe zum Beispiel: Christopher R. Browning, «How Ordinary Germans Did It». *The New York Review of Books* (20. Juni 2013).

7

Zitiert nach: Roger Berkowitz, «Misreading ‹Eichmann in Jerusalem›». *The New York Times* (7. Juli 2013).

8
Ebenda.

9
Ada Ushpiz, «The Grossly Misunderstood ‹Banality of Evil› Theory». *Haaretz* (12. Oktober 2016).

10
Zitiert nach: Perry, *Behind the Shock Machine* (2013), S. 72.

11

Matthew M. Hollander, «The Repertoire of Resistance: Non-Compliance With Directives in Milgram's ‹Obedience› experiments». *British Journal of Social Psychology* , Vol. 54, Issue 3 (2015).

12
Matthew M. Hollander, «How to Be a Hero: Insight From the Milgram Experiment». *Huffington Post* (27. Februar 2015).

1
Zitiert nach: Bo Lidegaard, *Landgenoten. Het ‹wonder van Denemarken›. Hoe de joodse inwoners in 1943 werden gered door het moedige optreden van de bevolking.* Uitgeverij Balans (2013), S. 91.

2
Ebenda, S. 419.

3
Ebenda, S. 139.

4
Ebenda, S. 313.

5
Ebenda, S. 210.

6
Ebenda, S. 76.

7

Peter Longerich, «Policy of Destruction. Nazi Anti-Jewish Policy and the Genesis of the ‹Final Solution›». United States Holocaust Memorial Museum, Joseph and Rebecca Meyerhoff Annual Lecture (22. April 1999), S. 5.

8
Lidegaard, *Landgenoten* (2013), S. 239.

9

Arendt, *Eichmann in Jerusalem* (1987), S. 278.

1
Siehe zu diesem ersten Bericht über den Mord: Martin Gansberg, «37 Who Saw Murder Didn’t Call the Police». *The New York Times* (27. März 1964).

2
Nicholas Lemann, «A Call for Help». *The New Yorker* (2. März 2014).

3
Gansberg, «37 Who Saw Murder» (1964).

4
Peter C. Baker, «Missing the Story». *The Nation* (8. April 2014).

5
Kevin Cook, *Kitty Genovese. The Murder, The Bystanders, The Crime That Changed America.* W. W. Norton & Company (2014), S. 100.

6
Ebenda.

7
Abe Rosenthal, «Study of the Sickness Called Apathy». *The New York Times* (3. Mai 1964).

1
Gladwell, *The Tipping Point* (2016), S. 36–37.

2
Das sagte Rosenthal im Film *The Witness* (2015) von Kittys Bruder Bill Genovese.

3
Bill Keller, «The Sunshine Warrior». *The New York Times* (22. September 2002).

4
John M. Darley und Bibb Latané, «Bystander Intervention in Emergencies». *Journal of Personality and Social Psychology* , Vol. 8, Issue 4 (1968).

5
Malcolm Gladwell spricht in seinem Buch über 85 und 31 Prozent, aber der ursprüngliche Artikel macht deutlich, dass es sich bei diesen Prozentsätzen um diejenigen handelt, die vor dem Ende des ersten Ausrufs des «Opfers» (nach 75 Sekunden) losrannten. Viele Menschen eilten später noch zu Hilfe. Alles spielte sich innerhalb von zweieinhalb Minuten ab.

6
Maureen Dowd, «20 Years After the Murder of Kitty Genovese, the Question Remains: Why?». *The New York Times* (12. März 1984).

7
Cook, *Kitty Genovese* (2014), S. 161.

8

Rachel Manning, Mark Levine und Alan Collins, «The Kitty Genovese Murder and the Social Psychology of Helping. The Parable of the 38 Witnesses». *American Psychologist* , Vol. 62, Issue 6 (2007).

1
Sanne ist ein Pseudonym. Ihr echter Name ist mir nicht bekannt, wohl aber den vier Rettern.

2
«Mannen die moeder en kind uit water redden: ‹Elke fitte A’dammer zou dit doen›», *AT 5* (10. Februar 2016).

3
«Vier helden redden moeder en kind uit zinkende auto». nos.nl (abgerufen am 13.12.2019).

1
Peter Fischer u.a., «The Bystander-Effect. A Meta-Analytic Review on Bystander Intervention in Dangerous and Non-Dangerous Emergencies». *Psychological Bulletin* , Vol. 137, Issue 4 (2011).

2
Ebenda.

3
R. Philpot u.a., «Would I be helped? Cross-National CCTV shows That Intervention Is the Norm in Public Conflicts». *American Psychologist* (März 2019).

1

Für diesen Bericht stütze ich mich auf drei Bücher: Kevin Cook, *Kitty Genovese* (2014), Catherine Pelonero, *Kitty Genovese. A True Account of a Public Murder and Its Private Consequences* , Skyhorse (2014), und Marcia M. Gallo, *«No One Helped». Kitty Genovese, New York City and the Myth of Urban Apathy* , Cornell University Press (2015).

2
Das erzählt sie in der Dokumentation *The Witness* von Bill Genovese aus dem Jahr 2015.

3
Baker, «Missing the Story» (2014).

4
Robert C. Dotythe, «Growth of Overt Homosexuality In City Provokes Wide Concern». *The New York Times* (17. Dezember 1963).

5
Das sagte Sophie in der Dokumentation *The Witness* von 2015.

6
Ebenda. In den meisten Berichten über den Fall heißt es bis heute fälschlicherweise, Kitty sei im Krankenwagen verstorben.

7
Ebenda.

8
Ebenda.

9
Ebenda.

10

Saul M. Kassin, «The Killing of Kitty Genovese: What Else Does This Case Tell Us?». *Perspectives on Psychological Science* , Vol. 12, Issue 3 (2017).

1
Für genauere Erklärungen siehe: Jesse Bering, «The Fattest Ape: An Evolutionary Tale of Human Obesity». *Scientific American* (2. November 2010).

1
James Burk, «Introduction». In: James Burk (Hrsg.), *Morris Janowitz. On Social Organization and Social Control* . The University of Chicago Press (1991).

2
Siehe zum Beispiel: Martin Van Creveld, *Kampfkraft: Militärische Organisation und Leistung der deutschen und amerikanischen Armee 1939–1945.* Ares (2005), S. 8.

3
Max Hastings, «Their Wehrmacht Was Better Than Our Army». *The Washington Post* (5. Mai 1985).

4

Zitiert nach: Edward A. Shils und Morris Janowitz, «Cohesion and Disintegration in the Wehrmacht in World War II ». *Public Opinion Quarterly* , Vol. 12, Issue 2 (1948).

5
Ebenda, S. 281.

6
Ebenda, S. 303.

7
Ebenda, S. 284.

8
Felix Römer, *Kameraden. Die Wehrmacht von innen.* Piper (2012), S. 64.

9

Der erste Artikel von Morris Janowitz und Edward Shils wurde zu einer der am häufigsten zitierten Studien in der Soziologie der Nachkriegszeit. Die Soziologen sind sich weitgehend einig über ihre *«primary group theory»* – die Vorstellung, dass Soldaten in erster Linie für ihre unmittelbaren Kameraden kämpfen. Das heißt nicht, dass es keine Einwände gegen diese Theorie gäbe. Einige Wissenschaftler weisen darauf hin, dass gewöhnliche Rekruten, insbesondere an der Ostfront, den Feind hassten. Darüber hinaus gibt es für Berufssoldaten des 21. Jahrhunderts nur drei Erfolgsfaktoren: Ausbildung, Ausbildung und noch einmal Ausbildung. Soziologen unterscheiden nun auch zwischen *Gruppenzusammenhalt* und *sachlichem Zusammenhalt.* Man muss einander nicht mögen, um effektiv zusammenzuarbeiten. Trotzdem waren für dienstverpflichtete Soldaten während des größten Teils der Kriegsgeschichte die brüderlichen Bande von entscheidender Bedeutung.

10
Zitiert nach: Michael Bond, *The Power of Others. Peer Pressure, Group Think, and How the People Around Us Shape Everything We Do.* Oneworld Publications (2015), S. 128–129.

1
Amy Chua, *Political Tribes. Group Instinct and the Fate of Nations* . Penguin Press (2018), S. 100.

2
Bond, *The Power of Others* (2015), S. 94–95.

3
Zitiert nach: Ebenda, S. 88–89.

4
Benjamin Wallace-Wells, «Terrorists in the Family». *The New Yorker* (24. März 2016).

5

Zitiert nach: Donato Paolo Mancini und Jon Sindreu, «Sibling Ties Among Suspected Barcelona Plotters Underline Trend». *The Wall Street Journal* (25. August 2017).

6

Deborah Schurman-Kauflin, «Profiling Terrorist Leaders. Common Characteristics of Terror Leaders». *Psychology Today* (31. Oktober 2013).

7
Aya Batrawy, Paisley Dodds und Lori Hinnant, «Leaked Isis Documents Reveal Recruits Have Poor Grasp of Islamic Faith». *The Independent* (16. August 2016).

8
Zitiert nach: Ebenda.

1
J. Kiley Hamlin, Karen Wynn und Paul Bloom, «Social Evaluation by Preverbal Infants». *Nature* (22. November 2007).

2
Paul Bloom, *Jedes Kind kennt Gut und Böse. Wie das Gewissen entsteht.* Pattloch (2014), S. 41.

3

J. Kiley Hamlin u.a., «Not Like Me = Bad: Infants Prefer Those Who Harm Dissimilar Others». *Psychological Science* , Vol. 24, Issue 4 (2013).

4
Das sagte Karen Wynn im CNN -Programm *Anderson Cooper 360* am 14. Februar 2014.

5
Bloom, *Jedes Kind kennt Gut und Böse* (2014), S. 128–129.

6
Die erste Meta-Analyse, in der 26 Studien zusammenliefen, zeigt, dass die Präferenz von Babys für die Guten eine «deutlich nachgewiesene empirische Tatsache» ist. Trotzdem bestehen noch immer Zweifel. Einige Wissenschaftler wiederholten Hamlins Forschungen und sahen den gleichen Effekt. Aber andere fanden keinen Zusammenhang. Siehe auch: Francesco Margoni und Luca Surian, «Infants' Evaluation of Prosocial and Antisocial Agents: A Meta-Analysis». *Developmental Psychology* , Vol. 54, Issue 8 (2018).

7

Susan Seligson, «Child of Good. Felix Warneken Is Overturning Assumptions about The Nature of Altruism». *Radcliffe Magazine* (Winter 2015).

8
Schaut man sich auf YouTube Warnekens TEDx-Talk (Titel: «Need Help? Ask a 2-Year-Old», abgerufen am 01.12.2019) an, sieht man da einen herzerwärmenden Film von einem Kind, das aus einem Bällebad krabbelt und jemandem zu Hilfe kommt.

9
Mehr noch: Warneken stellte fest, dass Kleinkinder, die mit Süßigkeiten oder Spielzeug belohnt werden, zukünftig seltener helfen. Schließlich tun sie es nicht deswegen (siehe 13. Kapitel zur inneren Motivation). Felix Warneken und Michael Tomasello, «Extrinsic Rewards Undermine Altruistic Tendencies in 20-Month-Olds». *Development Psychology* , Vol. 44, Issue 6 (2008).

10
Stephen G. Bloom, «Lesson of a Lifetime». *Smithsonian Magazine* (September 2005).

11
Zitiert nach: S. Bloom, «Lesson of a Lifetime» (2005).

12
Zitiert nach: Ebenda.

13

Rebecca S. Bigler und Meagan M. Patterson, «Social Stereotyping and Prejudice in Children. Insights for Novel Group Studies». In: Adam Rutland, Drew Nesdale und Christia Spears Brown (Hrsg.), *The Wiley Handbook of Group Processes in Children and Adolescents*. Wiley Blackwell (2017), S. 184–202.

14

Yarrow Dunham, Andrew Scott Barron und Susan Carey, «Consequences of «Minimal» Group Affiliations in Children». *Child Development* , Vol. 82, Issue 3 (2011), S. 808.

1
Siehe auch: Hejing Zhang u.a., «Oxytocin Promotes Coordinated Out-group Attack During Intergroup Conflict in Humans». *eLife* (25. Januar 2019).

2
In bin augenscheinlich nicht der Einzige, siehe auch: Elijah Wolfson, «Why We Cry on Planes». *The Atlantic* (1. Oktober 2013).

3
Paul Bloom, *Against Empathy. The Case for Rational Compassion* . Random House (2016), S. 15.

4
Daniel Batson, «Immorality from Empathy-induced Altruism: When Compassion and Justice Conflict». *Journal of Personality and Social Psychology* , Vol. 68, Issue 6 (1995).

5

Michael N. Stagnaro und Paul Bloom, «The Paradoxical Effect of Empathy on the Willingness to Punish». Yale-Universität, unpubliziertes Manuskript (2016), siehe auch: Bloom, *Against Empathy* (2016), S. 195.

6
Psychologen sprechen von einer «Morallücke»: Wir finden die Dinge, die uns und unseren Angehörigen passieren, viel schlimmer als das, was wir selbst anderen antun. Weil uns ein Angriff auf einen geliebten Menschen bewegt, nehmen wir Rache. Wir tun das auf eine Art und Weise, die wir als angemessen und gerecht ansehen, die aber vom *anderen* als völlig übertrieben empfunden wird. Und das schreit natürlich wiederum nach Rache. (Wenn Sie in einer Beziehung leben, werden Sie sicher mal einen Streit erlebt haben, der außer Kontrolle geraten ist. Die «Morallücke» ist auch eine gute Erklärung für das jahrzehntelange Blutvergießen in Israel und Palästina. Viele Menschen glauben, dass das Problem hier durch einen Mangel an Empathie hervorgerufen wird. Inzwischen glaube ich, dass es im Mittleren Osten zu viel Empathie gibt.)

1

George Orwell, «Rückblick auf den Spanischen Krieg». In: *Rache ist sauer, Essays* . Diogenes (2003), S. 17–18. Original erstmals 1942 veröffentlicht.

2
Grossman, *On Killing* (2009), S. 122.

3
Ebenda, S. 126.

4
John Ellis, *The World War II Databook. The Essential Facts and Figures for All the Combatants.* Aurum Press (1993), Tabelle 57, S. 257.

5
Und was ist mit dem Völkermord in Ruanda 1994? Im Westen wird das Beispiel dieses Völkermords, als geschätzt 800000 Tutsi und gemäßigte Hutus getötet wurden, häufig als Beispiel für den Menschen als blutdurstiges «Monster» gebraucht. Dies liegt hauptsächlich daran, dass wir wenig über diese Geschichte wissen. «Es gibt inzwischen Beweise im Überfluss dafür», schreibt ein moderner Historiker, «dass die Massenvernichtung ruandischer Bürger das Ergebnis einer sorgfältig vorbereiteten, gut organisierten bürokratischen Kampagne unter Einsatz von modernen Massenkommunikationsmitteln, Propagandatechniken, militärischer Logistik und einem Verwaltungsapparat war …» Das Morden selbst wurde von einer kleinen Minderheit ausgeführt. Schätzungsweise 97 Prozent der Hutus haben nicht daran teilgenommen. Siehe: Abram de Swaan, *Compartimenten van vernietiging. Over genocidale regimes en hun daders.* Prometheus/Bert Bakker (2014), S. 95.

6
Łukasz Kamieński, *Shooting Up. A Short History of Drugs and War*. Oxford University Press (2016).

7
Lee, *Up Close And Personal* (2006), S. 27.

8
Scharfschützen gehören denn auch zu mehr als ein bis zwei Prozent zu den (psychopathischen) Soldaten, die keine natürliche Abscheu vor dem Töten empfinden, siehe: Susan Neiman, *Moralische Klarheit. Leitfaden für erwachsene Idealisten* . Hamburger Edition (2010), S. 402.

9
Dave Grossman, «Hope on the Battlefield». In: Dacher Keltner, Jason Marsh und Jeremy Adam Smith (Hrsg.), *The Compassionate Instinct. The Science of Human Goodness.* W. W. Norton & Company (2010), S. 41.

10
Grossman, *On Killing* (2009), S. 178.

11

Auch im Ersten und Zweiten Weltkrieg erlitten viele Soldaten ein Trauma. Relativ gesehen war der Vietnamkrieg jedoch viel traumatischer. Natürlich gibt es andere Gründe dafür (denken Sie an die frostige Aufnahme der Vietnamveteranen nach ihrer Rückkehr), aber alles deutet darauf hin, dass die Konditionierung der Soldaten zum Töten eine wichtige Rolle gespielt hat. Drei kürzlich durchgeführte Studien mit 1200 Vietnamveteranen, 2797 Irakveteranen und 317 Golfkriegsveteranen zeigen, dass Soldaten, die getötet haben (was durch ihre Konditionierung möglich wurde), ein erheblich höheres Risiko für PTBS haben. Siehe: Shira Maguen u.a., «The Impact of Reported Direct and Indirect Killing on Mental Health Symptoms in Iraq War Veterans». *Journal of Traumatic Stress* , Vol. 23, Issue 1 (2010); Shira Maguen u.a., «The impact of killing on mental health symptoms in Gulf War veterans». *Psychological Trauma: Theory, Research, Practice, and Policy* , Vol. 3, Issue 1 (2011), sowie Shira Maguen u.a., «The Impact of Killing in War on Mental Health Symptoms and Related Functioning». *Journal of Traumatic Stress* , Vol. 45, Issue 10 (2009).

12
Frederick L. Coolidge, Felicia L. Davis und Daniel L. Segal, «Understanding Madmen: A DSM -IV Assessment of Adolf Hitler». *Individual Differences Research* , Vol. 5, Issue 1 (2007).

13
Bond, *The Power of Others* (2015), S. 94–95.

1
Miles J. Unger, *Machiavelli. A Biography*. Simon & Schuster (2011), S. 8.

2
Niccolò Machiavelli, *Der Fürst.* Insel (2001), S. 83. Original erstmals 1532 veröffentlicht.

3
Niccolò Machiavelli, Gesammelte Werke. Dörfler (2011), S. 36.

4

Dacher Keltner, *Das Macht-Paradox. Wie wir Einfluss gewinnen – oder verlieren.* Campus (2016), S. 50–57.

5
Melissa Dahl, «Powerful People Are Messier Eaters, Maybe». *The Cut* (13. Januar 2015).

6
Hier eine Übersicht: Aleksandra Cislak u.a., «Power Corrupts, but Control Does Not: What Stands Behind the Effects of Holding High Positions». *Personality and Social Psychology Bulletin* , Vol. 44, Issue 6 (2018), S. 945.

7

Paul K. Piff u.a., «Higher Social Class Predicts Increased Unethical Behaviour». *Proceedings of the National Academy of Sciences* , Vol. 109, Issue 11 (2012), S. 4086–91.

8
Benjamin Preston, «The Rich Drive Differently, a Study Suggests». *The New York Times* (12. August 2013).

9

Siehe auch: Jeremy K. Boyd, Katherine Huynh und Bonnie Tong, «Do Wealthier Drivers Cut More at All-Way Stop Intersections? Mechanisms Underlying the Relationship Between Social Class and Unethical Behavior». University of California (2013). Und: Beth Morling u.a., «Car Status and Stopping for Pedestrians (#192)». *Psych File Drawer* (2. Juni 2014).

10
Keltner, *Das Macht-Paradox* (2016), S. 101–134.

11

Jeremy Hogeveen, Michael Inzlicht und Suhkvinder S. Obhi, «Power Changes How the Brain Responds to Others». *Journal of Experimental Psychology* , Vol. 143, Issue 2 (2014).

12
Jerry Useem, «Power Causes Brain Damage». *The Atlantic* (Juli/August 2017).

13
Siehe zum Beispiel: M. Ena Inesi u.a., «How Power Corrupts Relationships: Cynical Attributions for Others' Generous Acts». *Journal of Experimental Social Psychology* , Vol. 48, Issue 4 (2012), S. 795–803.

14
Keltner, *Das Macht-Paradox* (2016), S. 135–155.

15
Varun Warrier u.a., «Genome-Wide Analyses of Self-Reported Empathy: Correlations with Autism, Schizophrenia, and Anorexia Nervosa». *Nature, Translational Psychiatry* (12. März 2018).

1
Lord Acton, «Letter to Bishop Mandell Creighton» (5. April 1887). In: J. N. Figgis und R. V. Laurence (Hrsg.), *Historical Essays and Studies.* Macmillan (1907).

2
Frans de Waal, *Chimpanzee Politics. Power and Sex among Apes.* Johns Hopkins University Press (2007), S. 4. Zuerst 1982 veröffentlicht.

3
Ebenda, S. 4.

4
Natalie Angier, «In the Bonobo World, Female Camaraderie Prevails». *The New York Times* (10. September 2016).

5

Frans de Waal, «Sex as an Alternative to Aggression in the Bonobo». In: Paul R. Abramson und Steven D. Pinkerton, *Sexual Nature/Sexual Culture* . The University of Chicago Press (1995), S. 37.

6
Christopher Boehm, «Egalitarian Behavior and Reverse Dominance Hierarchy». *Current Anthropology* , Vol. 34, Issue 3 (1993), S. 227–54.

7

Christina Starmans, Mark Sheskin und Paul Bloom, «Why People Prefer Unequal Societies». *Nature Human Behaviour* , Vol. 1, Issue 4 (2017).

8
Rutger Bregman und Jesse Frederik, «Waarom vuilnismannen meer verdienen dan bankiers». *De Correspondent* (2015).

9
Der bekannteste Vertreter dieser Theorie ist Yuval Noah Harari in seinem Buch *Sapiens* von 2011 (auf Deutsch 2015 unter dem Titel *Eine kurze Geschichte der Menschheit* erschienen).

10

Robin Dunbar, *How Many Friends Does One Person Need? Dunbar's Number and Other Evolutionary Clues.* Harvard University Press (2010), S. 26.

11

Die überzeugendste Auslegung dieser Theorie findet sich in dem Buch *Big Gods* (2013) von Ara Norenzayan. Siehe auch: Harvey Whitehouse u.a., «Complex Societies Precede Moralizing Gods Throughout World History». *Nature* (20. März 2019), sowie Edward Slingerland u.a., «Historians Respond to Whitehouse et al. (2019), ‹Complex Societies Precede Moralizing Gods Throughout World History›», PsyArXiv Preprints (2. Mai 2019).

12
Yuval Noah Harari, *Eine kurze Geschichte der Menschheit.* DVA (2015), S. 45.

13

Douglas W. Bird u.a., «Variability in the Organization and Size of Hunter-Gatherer Groups. Foragers Do Not Live in Small-Scale Societies». *Journal of Human Evolution* (Juni 2019).

14
Hill u.a., «Hunter-Gatherer Inter-Band Interaction Rates» (2014).

15
Graeber/Wengrow, «How to Change the Course of Human History» (2018).

16
Machiavelli, *Der Fürst* (2001), S. 38–39.

17

David Graeber, *Bürokratie. Die Utopie der Regeln.* Klett-Cotta (2016), S. 40–44.

18
Aus diesem Grund konnten seriöse Ökonomen schon sehr früh vorhersagen, dass der Mythos, den wir «Bitcoin» nennen, zusammenbrechen und der des Dollars Jahrzehnte weiter andauern würde. Hinter dem Dollar steht die mächtigste Armee der Welt. Hinter Bitcoins nur der Glaube.

1
Harari, *Eine kurze Geschichte der Menschheit* , S. 171.

2
Zitiert nach: Noam Chomsky, «What is the Common Good?». *Truthout* (7. Januar 2014).

3
Dass diese Scham noch immer ein mächtiges Werkzeug ist, hat beispielsweise die #MeToo-Bewegung bewiesen. Die Art und Weise, wie Tausende Frauen ab Oktober 2017 ein Alphamännchen nach dem anderen abgesägt haben, erinnert stark daran, wie Bonobo-Weibchen ihre ungehobelten Klötze bezähmen und wie Jäger und Sammler die Alphamenschen unter Kontrolle hielten. Die Täter werden öffentlich an den Pranger gestellt, was andere dazu veranlasst, sich ihre Meinung gut zu überlegen.

4
Olivia Solon, «Crazy at the Wheel: Psychopathic CEO s Are Rife in Silicon Valley, Experts Say». *The Guardian* (15. März 2017), siehe auch: Karen Landay, Peter, D. Harms und Marcus Credé, «Shall We Serve the Dark Lords? A Meta-Analytic Review of Psychopathy and Leadership». *Journal of Applied Psychology* (August 2018).

1
C. P. Snow, *Two Cultures. The Rede Lecture.* Oxford University Press (1959).

1
David Hume, «Über die Unabhängigkeit des Parlaments». In: *Politische und ökonomische Essays* . Meiner (1988), S. 36.

2
Siehe auch das berühmte Gedicht von Bernard Mandeville: «The Grumbling Hive: or, Knaves turn'd Honest». In: *The Fable of The Bees: or, Private Vices, Public Benefits* (1714).

3

Adam Smith, *Der Wohlstand der Nationen. Eine Untersuchung seiner Natur und seiner Ursachen.* C. H. Beck (1974), S. 17.

4
Marshall Sahlins, *Das Menschenbild des Abendlands – ein Missverständnis?* Matthes & Seitz (2017), S. 133–153.

5
His Holiness Pope Francis, «Why the Only Future Worth Building Includes Everyone». TED Talks (April 2017).

6
Ara Norenzayan, *Big Gods.* Princeton University Press (2013), S. 75.

7
Wenn Sie es nicht glauben wollen, dann gibt es hier einen Crashkurs: Hans Rosling, *Factfulness* (2018).

8
Für eine Übersicht siehe das 1. Kapitel in meinem vorigen Buch: *Utopien für Realisten* . Rowohlt (2017).

9
David Hume, «Über nationale Charaktere». In: *Politische und ökonomische Essays.* Meiner (1988), S. 165, Fußnote 13.

10
Zitiert nach: Léon Poliakov u.a., *Rassismus. Über Fremdenfeindlichkeit und Rassenwahn.* Luchterhand (1992), S. 77.

11
Thomas Jefferson, *Betrachtungen über den Staat Virginia.* Manesse (1989), S. 338.

12
Siehe zum Beispiel: Zygmunt Bauman, *Modernity and the Holocaust.* Cornell University Press (1989), und Roger Griffin, *Modernism and Fascism. The Sense of a Beginning under Mussolini and Hitler.* Palgrave Macmillan (2007).

13
Adam Smith, *Theorie der ethischen Gefühle.* Meiner (2010), S. 5.

14
David Hume, «Über die Unabhängigkeit des Parlaments» (1988), S. 38.

1
«Bertrand Russell – Face to Face Interview (BBC , 1959)». YouTube (abgerufen am 01.12.2019).

2
Ebenda.

3

Bertrand Russell, *Free thought and official propaganda* . Huebsch (1922), S. 14.

4
Bertrand Russell, *Philosophie des Abendlandes.* Piper (2004), S. 818.

1
Zitiert nach: Hanna Rosen und Alix Spiegel, «How To Become Batman». *NPR* (23. Januar 2015).

2
Zitiert nach: Katherine Ellison, «Being Honest About the Pygmalion Effect». *Discover Magazine* (Dezember 2015).

3
Ebenda.

4
Dov Eden, «Self-Fulfilling Prophecy And The Pygmalion Effect in Management». *Oxford Bibliographies* (20. Oktober 2016).
Lee Jussim, Kent D. Harber, «Teacher Expectations and Self-Fulfilling Prophecies: Knowns an Unknowns, Resolved and Unresolved Controversies». *Personality and Social Psychology Review* (1. Mai 2005). Siehe auch: Rhona S. Weinstein: «Pygmalion at 50: Harnessing its Power and application in schooling». *Educational Research and Evaluation* (11. Dezember 2018).

5
Lee Jussim, Kent D. Harber, «Teacher Expectations and Self-Fulfilling Prophecies: Knowns an Unknowns, Resolved and Unresolved Controversies». Personality and Social Psychology Review (1. Mai 2005). Siehe auch: Rhona S. Weinstein: «Pygmalion at 50: Harnessing its Power and application in schooling». Educational Research and Evaluation (11. Dezember 2018).

6
Dov Eden, zitiert nach: Ellison, «Being Honest About the Pygmalion Effect» (Dezember 2015).

7

Franklin H. Silverman, «The ‹Monster› Study». *Journal of Fluency Disorders* , Vol. 13, Issue 3 (1988).

8

John C. Edwards, William McKinley und Gyewan Moon, «The enactment of organizational decline: The self-fulfilling prophecy». *International Journal of Organizational Analysis* , Vol. 10, Issue 1 (2002).

1
Daisy Yuhas, «Mirror Neurons Can Reflect Hatred». *Scientific American* (1. März 2013).

2
John Maynard Keynes, *Allgemeine Theorie der Beschäftigung, des Zinses und des Geldes.* Duncker & Humblot (2006), S. 132f.

3
Dan Ariely, «Pluralistic Ignorance». YouTube (abgerufen am 13.12.2019).

4
Pinker, *Gewalt* (2011), S. 771–777.

1
Hedwig Wiebes, «Jos de Blok (Buurtzorg): ‹Ik neem nooit zomaar een dag vrij›». *Intermediair* (21. Oktober 2015).

2
Hedwig Wiebes, «Jos de Blok» (2015).

3
Ebenda.

4
Haico Meijerink, «Buurtzorg: ‹Wij doen niet aan strategische flauwekul›». *Management Scope* (8. Oktober 2014).

1
Gardiner Morse, «Why We Misread Motives». *Harvard Business Review* (Januar 2003).

2
Zitiert nach: Ebenda.

3
Frederick Taylor, *Die Grundsätze wissenschaftlicher Betriebsführung.* Oldenbourg (1913), S. 62.

4
Zitiert nach: Menno de Galan, «Arbeiders altijd naar beneden afronden; Frederick Taylor (1856–1915)». *NRC Handelsblad* (5. Dezember 1997).

1
Edward L. Deci, «Effects of Externally Mediated Rewards on Intrinsic Motivation». *Journal of Personality and Social Psychology* , Vol. 18, Issue 1 (1971), S. 114.

2
Zitiert nach: Karen McCally, «Self-Determined». *Rochester Review* (Juli-August 2010).

3
Uri Gneezy und Aldo Rustichini, «A Fine Is A Price». *Journal of Legal Studies* , Vol. 29, Issue 1 (2000).

4
Samuel Bowles und Sandra Polanía Reyes, «Economic Incentives and Social Preferences: A Preference-Based Lucas Critique of Public Policy». *University of Massachusetts Amherst Working Papers* (2009).

5
Amit Katwala, «Dan Ariely: Bonuses boost activity, not quality». *Wired* (1. Februar 2010).

6
Perceptions Matter: The Common Cause UK Values Survey. Common Cause Foundation (2016).

7
Milton Friedman, «The Methodology of Positive Economics». In: *Essays In Positive Economics.* The University of Chicago Press (1966).

8
Sanford E. DeVoe und Jeffrey Pfeffer, «The Stingy Hour: How Accounting for Time Affects Volunteering». *Personality and Social Psychology Bulletin* , Vol. 36, Issue 4 (2010).

9

Steve Crabtee, «Worldwide, 13 % of Employees Are Engaged at Work». *Gallup* (8. Oktober 2013).

1
Wiljan van den Berge und Bas ter Weel, *Baanpolarisatie in Nederland. CPB Policy Brief*. CPB (2015), S. 14.

2
Zitiert nach: Enzo van Steenbergen und Jeroen Wester, «Hogepriester van de kleinschalige zorg». *NRC Handelsblad* (12. März 2016). Die Kritik einiger Wettbewerber lautet, dass sie Patienten mit schweren Problemen an andere Pflegedienste weiterreichen würden. Es gibt jedoch keine Nachweise dafür. Im Gegenteil, Nachforschungen des Betriebswissenschaftlers David Ikkersheim zeigen, dass Buurtzorg auch nach Korrekturen beim Pflegeaufwand besser und billiger ist. In: David Ikkersheim, «Buurtzorg: hoe zat het ook alweer?». *Skipr* (9. Mai 2016).

3
Zitiert nach: Stevo Akkerman, «Betere zorg zonder strategische fratsen». *Trouw* (1. März 2016).

4
Buurtzorg war 2018 wegen eines Verstoßes gegen den «Governance Code» der niederländischen Pflegedienste ins Gerede gekommen. Jos de Blok ist nämlich dabei, mit seinem Konzept ins Ausland zu expandieren, wobei sich die Geldflüsse der niederländischen Gesellschaften und von (ausländischen) Privatunternehmen vermischten. Im März 2019 entschied das Healthcare Governance Committee, dass das nicht zulässig sei, obwohl das Komitee betonte, dass Buurtzorg eine ausgezeichnete Versorgung biete, und auch darauf hinwies, dass «keine Anhaltspunkte für eine persönliche Begünstigung vorlägen».

5
Zitiert nach: The Corporate Rebels, «FAVI . How Zobrist Broke Down FAVI ’s Command-And-Control Structures». corporate-rebels.com (abgerufen am 13.12.2019).

6
Patrick Gilbert, Nathalie Raulet Crozet, Anne-Charlotte Teglborg, «Work Organisation and Innovation – Case Study: FAVI , France». European Foundation for the Improvement of Living and Working Conditions (2013).

1
Stephen Moss, *Natural Childhood Report.* National Trust, S. 5.

2
John Bingham, «British Children among Most Housebound in World». *The Telegraph* (22. März 2016).

3
Sandra L. Hofferth und John F. Sandberg, «Changes in American Children’s Time, 1981–1997». In: Sandra L. Hofferth und J. Owens (Hrsg.), *Children at the Millennium: Where Have We Come from? Where Are We Going?* JAI Press (2001).

4
Peter Gray, «The Decline of Play and the Rise of Psychopathology in Children and Adolescents». *American Journal of Play* , Vol. 23, Issue 4 (2011), S. 450.

5

Jantje Beton/Kantar Public (TNS NIPO), *Buitenspelen Onderzoek 2018.* jantjebeton.nl (abgerufen am 13.12.2019).

6
Frank Huiskamp, «Rapport: Nederlandse leerlingen zijn niet gemotiveerd». *NRC Handelsblad* (16. April 2014).

7
Gezinsrapport. Een portret van het gezinsleven in Nederland. Sociaal en Cultureel Planbureau (Den Haag, 2011).

8

Jessica Lahey, «Why Kids Care More About Achievement Than Helping Others». *The Atlantic* (25. Juni 2014).

9

Siehe z.B.: C. Page Moreau und Marit Gundersen Engeset, «The Downstream Consequences of Problem-Solving Mindsets: How Playing with LEGO Influences Creativity». *Journal of Marketing Research* , Vol. 53, Issue 1 (2016).

10
Peter Gray, «The Play Deficit». *Aeon* (18. September 2013).

11
Dugatkin/Trut, *Füchse zähmen* , S. 100.

12
Sarah Zielinski, «Five Surprising Animals That Play». *ScienceNews* (20. Februar 2015).

13

Johan Huizinga, *Homo Ludens: Vom Ursprung der Kultur im Spiel.* Rowohlt (1981).

14
Peter Gray, «Play as a Foundation for Hunter Gatherer Social Existence». *American Journal of Play* (Frühjahr 2009).

15
Diamond, *Vermächtnis* (2013), S. 240.

1
Ebenda, S. 229.

2
Zitiert nach: J. Mulhern, *A History of Education, a Social Interpretation.* Ronald Press (1959), S. 383.

3
James C. Scott, *Applaus dem Anarchismus: Über Autonomie, Würde, gute Arbeit und Spiel.* Peter Hammer (2014), S. 78.

4
Das Standardwerk zu diesem Prozess ist: Eugen Weber, *Peasants into Frenchmen. The Modernization of Rural France, 1870–1914.* Stanford University Press (1976).

5
Howard P. Chudacoff, *Children at Play. An American History*. NYU PRESS (2008).

6
Peter Gray, «The Decline of Play and the Rise of Psychopathology in Children and Adolescents» (2011).

1
Zitiert nach: Robert Dighton, «The Context and Background of the First Adventure Playground». adventureplay.org.uk (abgerufen am 13.12.2019).

2
Zitiert nach: Colin Ward, *Anarchy in Action.* Freedom Press (1996), S. 89.

3
Zitiert nach: Arvid Bengtsson, *Ein Platz für Robinson. Internationale Erfahrungen mit Abenteuerspielplätzen.* Bauverlag (1972), S. 21.

4
Zitiert nach: Penny Wilson, «Children Are More Complicated Than Kettles. The Life And Work of Lady Allen of Hurtwood». theinternationale.com (abgerufen am 26.11.19).

5
Ebenda.

6
Ebenda.

7

Mariana Brussoni u.a., «What is the Relationship between Risky Outdoor Play and Health in Children? A Systematic Review». *International Journal of Environmental Research and Public Health* , Vol. 12, Issue 6 (8. Juni 2015).

8
Zitiert nach: Rebecca Mead, «State of Play». *The New Yorker* (5. Juli 2010).

1
Erving Goffman, «Über die Merkmale totaler Institutionen». In: *Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen.* Suhrkamp (2004), S. 13–123.

2
Robin Bonifas, *Mobbing und Bullying unter alten Menschen: Was tun, wenn alte Menschen sich drangsalieren, schikanieren und tyrannisieren?* Hogrefe (2018).

3
Matt Sedensky, «A surprising bullying battleground: Senior centers». *Associated Press* (13. Mai 2018).

4
Collins, *Dynamik der Gewalt* (2011), S. 248.

5

Man nehme z.B. Hogwarts, die Schule Harry Potters. In der mitreißenden Phantasie J. K. Rowlings ist sie ein magischer Ort, doch ich fürchte, dass sie für viele Kinder in Wirklichkeit die Hölle wäre. Schüler werden nach Alter (in Klassen) und nach ihrer Persönlichkeit (in «Häuser» wie Gryffindor oder Slytherin) eingeteilt. Konkurrenzdruck wird von der Schulleitung mit einem ausgefeilten Punktesystem gefördert. Und wenn man wegmöchte, ist das nur während der Weihnachts- und Sommerferien erlaubt. Pädagogen sind sich darin einig, dass dies ein Rezept für eine Mobbingkultur ist.

6
Verstehen Sie mich nicht falsch: Es sind Basisfertigkeiten wie Lesen und Schreiben, ohne die der Mensch in unserer modernen Gesellschaft nicht auskommt. Und es gibt Kinder, die diese Fertigkeiten nicht so einfach aus sich selbst heraus entwickeln. Dann ist eine vernünftige Anleitung fachlich geschulten Lehrpersonals entscheidend.

7
Robert Dur und Max van Lent, «Socially Useless Jobs». Tinbergen Institute Discussion Paper (2. Mai 2018).

8
David Graeber, «On the Phenomenon of Bullshit Jobs: A Work Rant». *Strike! Magazine* (August 2013).

9
Ivan Illich, *Entschulung der Gesellschaft. Eine Streitschrift.* C. H. Beck (2003), S. 154.

10
Peter Gray, *Befreit lernen: Wie Lernen in Freiheit spielend gelingt.* Drachen Verlag (2015).

11
Zitiert nach: Lois Holzman, «What's the Opposite of Play?». *Psychology Today* (5. April 2016).

12
«‹Depression: Let’s Talk› Says WHO , As Depression Tops List of Causes of Ill Health». World Health Organization (30. März 2017).

13
Peter Gray, «Self-Directed Education – Unschooling and Democratic Schooling». *Oxford Research Encyclopedia* (April 2017).

1

Gabriel Hetland, «Emergent Socialist Hegemony in Bolivarian Venezuela: The Role of the Party». In: Susan J. Spronk und Jeffery R. Webber, *Crisis and Contradiction: Marxist Perspectives on Latin America in the Global Political Economy*. Brill (2015), S. 131.

2
Gabriel Hetland, «How to Change the World: Institutions and Movements Both Matter». *Berkeley Journal of Sociology* (3. November 2014).

3
Für einen zugänglichen Bericht siehe: Gabriel Hetland, «Grassroots Democracy in Venezuela». *The Nation* (30. Januar 2012).

4
Zitiert nach: Ebenda.

1
Dmytro Khutkyy, «Participatory Budgeting: An Empowering Democratic institution». *Eurozine* (31. Oktober 2017).

1
Brazil: Toward a More Inclusive and Effective Participatory Budget in Porto Alegre. World Bank (2008), S. 2.

2
Zitiert nach: Martin Calisto Friant, *Sustainability From Below: Participatory Budgeting in Porto Alegre.* First Ecuadorian Congress of Urban Studies (November 2017), S. 13.

3
Paolo Spada, «The Economic and Political Effects of Participatory Budgeting». Congress of the Latin American Studies Association (2009).

1

Für eine Kritik an dieser These siehe: Omar Encarnacion, *The Myth of Civil Society Social Capital and Democratic Consolidation in Spain and Brazil.* Palgrave Macmillan (2003).

2
Zitiert nach: «Porto Alegre's Budget Of, By, And For the People». *Yes! Magazine* (31. Dezember 2002).

1
Ginia Bellafante, «Participatory Budgeting Opens Up Voting to the Disenfranchised and Denied». *The New York Times* (17. April 2015).

2
Mona Serageldin u.a., «Assessment of Participatory Budgeting in Brazil». Harvard University Center for Urban Development Studies (2005), S. 4.

3
Gianpaolo Baiocchi, «Participation, Activism, and Politics: The Porto Alegre Experiment in Deliberative Democratic Theory». In: Archon Fung und Erik Olin Wright (Hrsg.), *Deepening Democracy. Institutional Innovations in Empowered Participatory Governance* (2001), S. 64.

1
Alana Semuels, «The City That Gave Its Residents $ 3 Million». *The Atlantic* (6. November 2014).

1
Baiocchi, «Participation, Activism, and Politics» (2001).

2

Gianpaolo Baiocchi und Ernesto Ganuza, «Participatory Budgeting as if Emancipation Mattered». *Politics & Society* , Vol. 42, Issue 1 (2014), S. 45.

1
George Monbiot, *Out of the Wreckage. A New Politics for an Age of Crisis.* Verso (2017), S. 130.

2
Anne Pordes Bowers und Laura Bunt, «Your Local Budget. Unlocking the Potential of Participatory Budgeting». Nesta (2010).

3
Baiocchi, «Participation, Activism, and Politics» (2001), S. 58.

1
Auch Wissenschaftlern der Weltbank zufolge hatte der schnelle Fortschritt direkt mit dem Bürgerhaushalt zu tun. So stieg der Anteil für Gesundheit und Bildung im städtischen Haushalt von 13 Prozent im Jahr 1985 auf 40 Prozent 1996. Siehe: Serageldin u.a., «Assessment of Participatory Budgeting in Brazil» (2005).

2
Patrick Kingsley, «Participatory democracy in Porto Alegre», *The Guardian* (10. September 2012).

3
Serageldin u.a., «Assessment of Participatory Budgeting in Brazil» (2005).

4
Michael Touchton und Brian Wampler, «Improving Social Well-Being Through New Democratic Institutions». *Comparative Political Studies* , Vol. 47, Issue 10 (2013).

5
«Back to the Polis: Direct Democracy». *The Economist* (17. September 1994).

6
David Van Reybrouck, *Gegen Wahlen: Warum Abstimmen nicht demokratisch ist.* Wallstein (2016), S. 156

1
Eintrag «Communism», oxforddictionaries.com (abgerufen am 13.12.2019).

2
David Graeber, *Schulden. Die ersten 5000 Jahre.* Klett-Cotta (2012), S. 104–108.

3
Garrett Hardin, «The Tragedy of the Commons». *Science* , Vol. 162, Issue 3859 (13. Dezember 1968).

4
John Noble Wilford, «A Tough-minded Ecologist Comes to Defense of Malthus». *The New York Times* (30. Juni 1987).

5
Ian Angus, «The Myth of the Tragedy of the Commons». *Climate & Capitalism* (25. August 2008).

6
John A. Moore, «Science as a Way of Knowing – Human Ecology». *American Zoologist* , Vol. 25, Issue 2 (1985), S. 602.

1
Tim Harford, «Do You Believe in Sharing?». *The Financial Times* (30. August 2013).

2
Ebenda.

3
Offiziell: Alfred-Nobel-Gedächtnispreis für Wirtschaftswissenschaften.

1

Tine De Moor, «The Silent Revolution: A New Perspective on the Emergence of Commons, Guilds, and Other Forms of Corporate Collective Action in Western Europe». *International Review of Social History* , Vol. 53, Issue S16 (Dezember 2008).

2
Der Klassiker zu diesem Prozess ist: Karl Polanyi, *The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen.* Suhrkamp (1973). Ursprünglich 1944 veröffentlicht.

3

Tine De Moor, «Homo Cooperans. Instituties voor collectieve actie en de solidaire samenleving». Antrittsrede Universität Utrecht (30. August 2013).

4
Der Begriff «Stehl-Wirtschaft» wurde von dem Schriftsteller Arjen van Veelen geprägt. Siehe: «Vriendschap met de chauffeur? Laat me niet lachen. Bij Uberpop en Airbnb blijft veel geld aan de strijkstok hangen». *nrc.next* (3. September 2014).

5
Siehe z.B.: Paul Mason, *Postkapitalismus. Grundrisse einer kommenden Ökonomie.* Suhrkamp (2016).

6
Siehe z.B.: Shoshana Zuboff, *Das Zeitalter des Überwachungskapitalismus.* Campus (2018).

1
Damon Jones und Ioana Elena Marinescu, «The Labor Market Impacts of Universal and Permanent Cash Transfers: Evidence from the Alaska Permanent Fund». *NBER Working Paper* (Februar 2018).

2
Ich habe in der Vergangenheit bereits über diese Untersuchung in North Carolina und das Grundeinkommen geschrieben. Siehe: *Utopien für Realisten* (2017), S. 57–60. Ich glaube allerdings jetzt, dass wir besser von einer «Bürgerdividende» statt eines «Grundeinkommens» sprechen sollten, um zu betonen, dass es sich hier um die Erträge eines Gemeinschaftsbesitzes handelt.

3
Peter Barnes, *With Liberty and Dividends For All. How To Save Our Middle Class When Jobs Don't Pay Enough.* Berrett-Koehler Publishers (2014).

4
Scott Goldsmith, «The Alaska Permanent Fund Dividend: An Experiment in Wealth Distribution». Basic Income European Network (September 2002), S. 7.

1
Michael Garofalo, «A Victim Treats His Mugger Right». *NPR Story Corps* (28. März 2008).

1
Für eine kompakte Beschreibung des norwegischen Gefängniswesens siehe: Ryan Berger, «Kriminalomsorgen: A Look at the World's Most Humane Prison System in Norway». *SSRN* (11. Dezember 2016).

2
Das sagt eine Aufseherin in einem Dokumentarfilm von Michael Moore, *Where to Invade Next* (2015).

3
Zitiert nach: Baz Dreisinger, «Norway Proves That Treating Prison Inmates As Human Beings Actually Works». *Huffington Post* (8. März 2016).

4
«About the Norwegian Correctional Service», kriminalomsorgen.no (abgerufen am 17.12.2018).

5
Dreisinger, «Norway Proves That Treating Prison Inmates As Human Beings Actually Works» (8. März 2016).

6
Manudeep Bhuller u.a., «Incarceration, Recidivism, and Employment». Institute of Labor Economics (Juni 2018).

7
Berger, «Kriminalomsorgen» (11. Dezember 2016), S. 20.

8
Erwin James, «Bastoy: the Norwegian Prison That Works». *The Guardian* (4. September 2013).

1
Genevieve Blatt u.a., *The Challenge of Crime in a Free Society*. President’s Commission on Law Enforcement and Administration of Justice (1967), S. 159.

2
Ebenda, S. 173.

3
Jessica Benko, «The Radical Humaneness of Norway’s Halden Prison». *The New York Times* (26. März 2015).

4
Robert Martinson, «What Works? Questions and Answers about Prison Reform». *The Public Interest* (Frühjahr 1974).

5
Michelle Brown, *The Culture of Punishment. Prison, Society, and Spectacle.* NYU Press (2009), S. 171.

6
Robert Martinson, «New Findings, New Views: A Note of Caution Regarding Sentencing Reform». *Hofstra Law Review* , Vol. 7, Issue 2 (1979).

7
Zitiert nach: Adam Humphreys, «Robert Martinson and the Tragedy of the American Prison». *Ribbonfarm* (15. Dezember 2016).

8
Zitiert nach: Timothy Crimmins, «Incarceration as Incapacitation: An Intellectual History». *American Affairs* , Vol. II , Issue 3 (2018).

1
Richard Bernstein, «A Thinker Attuned to Thinking; James Q. Wilson Has Insights, Like Those on Cutting Crime, That Tend To Prove Out». *The New York Times* (22. August 1998).

2
«James Q. Wilson Obituary». *The Economist* (10. März 2012).

3
James Q. Wilson, *Thinking About Crime.* Basic Books (1975), S. 172–173.

4
Zitiert nach: Crimmins (2018).

5
George L. Kelling und James Q. Wilson, «Broken Windows». *The Atlantic* (März 1982).

6
Gladwell, *The Tipping Point* (2016), S. 147.

7
Ebenda.

8
Ebenda, S. 148.

9
Holman W. Jenkins, Jr., «The Man Who Defined Deviancy Up». *The Wall Street Journal* (12. März 2011).

10
James Q. Wilson, «Lock ’Em Up and Other Thoughts on Crime». *The New York Times* (9. März 1975).

11
Gladwell, *The Tipping Point* (2016), S. 150.

12
Zitiert nach: Ebenda, S. 151.

13
«New York Crime Rates 1960–2016», disastercenter.com (abgerufen am 13.12.2019).

14
Donna Ladd, «Inside William Bratton’s NYPD : Broken Windows Policing is Here to Stay». *The Guardian* (8. Juni 2015).

15
Zitiert nach: Jeremy Rozansky und Josh Lerner, «The Political Science of James Q. Wilson». *The New Atlantis* (Frühjahr 2012).

1

Siehe: Rutger Bregman, *Met de kennis van toen. Actuele problemen in het licht van de geschiedenis.* De Bezige Bij (2012), S. 238–245.

2

Anthony A. Braga, Brandon C. Welsh und Cory Schnell, «Can Policing Disorder Reduce Crime? A Systematic Review and Meta-Analysis». *Journal of Research in Crime and Delinquency* , Vol. 52, Issue 4 (2015).

3
John Eterno und Eli Silverman, «Enough Broken Windows Policing. We Need a Community-Oriented Approach». *The Guardian* (29. Juni 2015).

4
P.J. Vogt, «#127 The Crime Machine». *Reply All* (Podcast von Gimlet Media, 11. Oktober 2018).

5
Dara Lind, «Why You Shouldn’t Take Any Crime Stats Seriously». *Vox* (24. August 2014). Siehe auch: Liberty Vittert, «Why the US Needs Better Crime Reporting Statistics». *The Conversation* (12. Oktober 2018).

6
Michelle Chen, «Want to See How Biased Broken Windows Policing Is? Spend a Day in Court». *The Nation* (17. Mai 2018).

7

Ordnung, so zeigt sich immer wieder, ist eine Frage der Perspektive. 2004 fragten Forscher der Universität von Chicago eine Reihe von Versuchspersonen, wie viele «zerbrochene Fensterscheiben» sie in einem weißen und in einem schwarzen Viertel sähen. Die Probanden sahen immer wieder aufs Neue mehr Unordnung in einem Viertel mit mehr Afroamerikanern, auch wenn es dort ebenso viel Abfall und Graffiti und ebenso viele herumhängende Jugendliche wie in dem weißen Viertel gab. Siehe: Robert J. Sampson und Stephen W. Raudenbush, «Seeing Disorder: Neighborhood Stigma and the Social Construction of ‹Broken Windows›». *Social Psychology Quarterly* , Vol. 67, Issue 4 (2004). Das Traurige ist, dass Wilson und Kelling dies schon 1982 prophezeit hatten. In ihrem Artikel in *The Atlantic* schrieben sie: «[W]ie sorgen wir dafür, dass […] die Hautfarbe oder die ethnische Abstammung […] nicht auch die Basis wird, um das Nicht-Wünschenswerte vom Wünschenswerten zu unterscheiden? Kurzum, wie sorgen wir dafür, dass die Polizei nicht selbst intolerant wird? Auf diese wichtige Frage können wir keine vollkommen befriedigende Antwort geben.»

8
Siehe: Braga, Welsh und Schnell, «Can Policing Disorder Reduce Crime?» (2015).

9
Zitiert nach: Sarah Childress, «The Problem with ‹Broken Windows› Policing». *Frontline* (28. Juni 2016).

10
Vlad Tarko, *Elinor Ostrom. An Intellectual Biography.* Rowman & Littlefield International (2017), S. 32–40.

11
Arthur A. Jones und Robin Wiseman, «Community Policing in Europe. An Overview of Practices in Six Leading Countries». Los Angeles Community Policing (lacp.org, abgerufen am 13.12.2019).

12

Sara Miller Llana, «Why Police Don't Pull Guns in Many Countries». *The Christian Science Monitor* (28. Juni 2015).

13
Zitiert nach: Childress, «The Problem with ‹Broken Windows› Policing» (28. Juni 2016).

14
Beatrice de Graaf, *Theater van de angst. De strijd tegen terrorisme in Nederland, Duitsland, Italie en Amerika.* Boom Uitgevers (2010).

15
Zitiert nach: Quirine Eijkman, «Interview met Beatrice de Graaf over haar boek». *Universität Leiden* (25. Januar 2010).

16

Zitiert nach: Joyce Roodnat, «‹Het moest wel leuk blijven›». *NRC Handelsblad* (6. April 2006).

17
Zitiert nach: Jon Henley, «How Do You Deradicalise Returning Isis Fighters?». *The Guardian* (12. November 2014).

18

Zitiert nach: Hanna Rosin, «How A Danish Town Helped Young Muslims Turn Away From ISIS ». *NPR Invisibilia* (15. Juni 2016).

19
Zitiert nach: Richard Orange, «‹Answer Hatred with Love›: How Norway Tried to Cope with the Horror of Anders Breivik». *The Guardian* (15. April 2012).

1
Prison Policy Initiative, «North Dakota Profile» (prisonpolicy.org, abgerufen am 17.12.2018).

2
Zitiert nach: Dylan Matthews und Byrd Pinkerton, «How to Make Prisons More Humane». *Vox* (Podcast, 17. Oktober 2018).

3
Dashka Slater, «North Dakota's Norway Experiment». *Mother Jones* (Juli/August 2017).

4
National Research Council, *The Growth of Incarceration in the United States.* The National Academies Press (2014), S. 33.

5

Francis T. Cullen, Cheryl Lero Jonson und Daniel S. Nagin, «Prisons Do Not Reduce Recidivism. The High Cost of Ignoring Science». *The Prison Journal* , Vol. 91, Issue 3 (2011). Siehe auch: M. Keith Chen und Jesse M. Shapiro, «Do Harsher Prison Conditions Reduce Recidivism? A Discontinuity-based Approach». *American Law and Economics Review* , Vol. 9, Issue 1 (2007).

6
«Louis Theroux Goes to the Miami Mega-Jail». *BBC News* (20. Mai 2011).

7
Zitiert nach: Berger, «Kriminalomsorgen» (11. Dezember 2016), S. 23.

8
Zitiert nach: Slater, «North Dakota’s Norway Experiment» (Juli/August 2017).

9
Cheryl Corley, «North Dakota Prison Officials Think Outside The Box To Revamp Solitary Confinement». *NPR* (31. Juli 2018).

10
Ebenda.

11
Zitiert nach: Slater, «North Dakota’s Norway Experiment» (Juli/August 2017).

1
Zitiert nach: John Battersby, «Mandela to Factions: Throw Guns Into Sea». *Christian Science Monitor* (26. Februar 1990).

2

Meine wichtigste Quelle für die Geschichte über Constand und Abraham ist das wunderbare Buch von Dennis Cruywagen, *Brothers in War and Peace. Constand and Abraham Viljoen and the Birth of the New South Africa.* Zebra Press (2014).

3
Cruywagen, *Brothers in War and Peace* (2014), S. 57.

4
Ebenda, S. 62.

1
Maritza Montero und Christopher C. Sonn (Hrsg.), *Psychology of Liberation. Theory and Applications.* Springer (2009), S. 100.

2
Alfred McClung Lee und Norman Daymond Humphrey, *Race Riot, Detroit 1943.* Octagon Books (1968), S. 130.

3
Gordon Allport, *Die Natur des Vorurteils.* Kiepenheuer & Witsch (1971), S. 282. Ursprünglich veröffentlicht im Jahr 1954. Die Forscher stellten amerikanischen Soldaten die folgende Frage: «Manche Armeedivisionen haben Kompanien mit schwarzen und weißen Trupps. Wie würdest du es finden, wenn deine Division so organisiert wäre?» Der Prozentsatz derer, die antworteten: «Das würde ich sehr unangenehm finden», betrug 62 Prozent bei Einheiten ohne gemischtfarbige Trupps und 7 Prozent bei Männern in einer Kompanie, in der auch farbige Mannschaften kämpften.

4
Ira N. Brophy, «The Luxury of Anti-Negro Prejudice». *Public Opinion Quarterly* , Vol. 9, Issue 4 (1945).

5
Richard Evans, *Gordon Allport: The Man and His Ideas.* E.P. Dutton (1970).

6
Gordon Allport, «Autobiography». In: Edwin Boring und Gardner Lindzey (Hrsg.), *History of Psychology in Autobiography*. Appleton Century Crofts (1967), S. 3–25.

1
John Carlin, *Invictus. Nelson Mandela and the Game that Made a Nation.* Atlantic Books (2009), S. 156ff.

2

Zitiert nach: Ebenda, S. 157–158.

3
Ebenda, S. 159.

4
Ebenda, S. 170.

5
Cruywagen, *Brothers in War and Peace* (2014), S. 143.

6
Ebenda, S. 158.

7
Zitiert nach: Simon Kuper, «What Mandela Taught Us». *The Financial Times* (5. Dezember 2013).

8

Zitiert nach: Cruywagen, *Brothers in War and Peace* (2014), S. 162.

9
Carlin, *Invictus* (2009), S. 304.

1
Woraufhin Pettigrew rief: «Mijnheer, Sie haben mir eine große Ehre erwiesen!» Zitiert nach: Frances Cherry, «Thomas F. Pettigrew: Building on the Scholar-Activist Tradition in Social Psychology». In: Ulrich Wagner u.a. (Hrsg.), *Improving Intergroup Relations. Building on the Legacy of Thomas F. Pettigrew.* Wiley-Blackwell (2008), S. 16.

2
Thomas F. Pettigrew, «Contact in South Africa». *Dialogue* , Vol. 21, Issue 2 (2006), S. 8–9.

3
Thomas F. Pettigrew und Linda R. Tropp, «A Meta-Analytic Test of Intergroup Contact Theory». *Journal of Personality and Social Psychology* , Vol. 90, Issue 5 (2006).

4
Sylvie Graf, Stefania Paolini und Mark Rubin, «Negative Intergroup Contact is More Influential, but Positive Intergroup Contact is More Common: Assessing Contact Prominence and Contact Prevalence in Five Central European countries». *European Journal of Social Psychology* , Vol. 44, Issue 6 (2014).

5
Erica Chenoweth, «The Origins of the NAVCO Data Project (or: How I Learned to Stop Worrying and Take Nonviolent Conflict Seriously)». *Rational Insurgent* (7. Mai 2014).

6
Erica Chenoweth und Maria J. Stephan, «How The World is Proving Martin Luther King Right About Nonviolence». *The Washington Post* (18. Januar 2016). Siehe auch: Maria J. Stephan und Erica Chenoweth, «Why Civil Resistance Works. The Strategic Logic of Nonviolent Conflict». *International Security* , Vol. 33, Issue 1 (2008), S. 7–44.

7

Zitiert nach: Penny Getchell u.a., *At Home in the World: the Peace Corps Story*. Peace Corps (1996), S. VI .

8
Carlin, *Invictus* (2009), S. 111.

9
Ebenda, S. 305.

10
Ebenda.

1
Zitiert nach: Thomas F. Pettigrew, «Social Psychological Perspectives on Trump Supporters». *Journal of Social and Political Psychology* , Vol. 5, Issue 1 (2017).

2
Ebenda.

3
Chris Lawton und Robert Ackrill, «Hard Evidence: How Areas with Low Immigration Voted Mainly for Brexit». *The Conversation* (8. Juli 2016). Siehe auch: Rose Meleady, Charles Seger und Marieke Vermue, «Examining the Role of Positive and Negative Intergroup Contact and Anti-Immigrant Prejudice in Brexit». *British Journal of Social Psychology* , Vol. 56, Issue 4 (2017).

4
Michael Savelkoul u.a., «Anti-Muslim Attitudes in The Netherlands: Tests of Contradictory Hypotheses Derived from Ethnic Competition Theory and Intergroup Contact Theory». *European Sociological Review* , Vol. 27, Issue 6 (2011).

5
Jared Nai, «People in More Racially Diverse Neighborhoods Are More Prosocial». *Journal of Personality and Social Psychology* , Vol. 114, Issue 4 (2018), S. 497–515.

6
Miles Hewstone, «Consequences of Diversity for Social Cohesion and Prejudice: The Missing Dimension of Intergroup Contact». *Journal of Social Issues* , Vol. 71, Issue 2 (2015).

7

Matthew Goodwin und Caitlin Milazzo, «Taking Back Control? Investigating the Role of Immigration in the 2016 Vote for Brexit». *The British Journal of Politics and International Relations* , Vol. 19, Issue 3 (2017).

8
Zitiert nach: Diane Hoekstra, «De felle tegenstanders van toen gaan het azc in Overvecht missen». *Algemeen Dagblad* (29. September 2018). Siehe auch: Marjon Bolwijn, «In Beverwaard was woede om azc het grootst, maar daar is niets meer van te zien: ‹We hebben elkaar gek gemaakt›». *de Volkskrant* (1. Februar 2018).

9
Mark Twain, *Die Arglosen im Ausland.* Hanser (1977), S. 613.

10

Rupert Brown et.al., «Changing Attitudes through Intergroup Contact: the Effects of Group Membership Salience». *European Journal of Social Psychology* , Vol. 29, Issue 5–6 (21. Juni 1999).

11

Gordon W. Allport, «Prejudice in Modern Perspective». The Twelfth Hoernle Memorial Lecture (17. Juli 1956).

1
Der Begriff «Mutterkatastrophe» stammt von dem deutschen Historiker Golo Mann.

1
Malcolm Brown und Shirley Seaton, *Christmas Truce. The Western Front December 1914.* Pan Books (2014), S. 68. Ursprünglich veröffentlicht 1984.

2
Ebenda, S. 71.

3
Ebenda, S. 73

4
Ebenda, S. 76–77

5
Malcolm Brown, *Peace in No Mans Land* (BBC -Dokumentation von 1981).

6
Luke Harding, «A Cry of: Waiter! And the Fighting Stopped». *The Guardian* (11. November 2003).

7
Brown/Seaton, *Christmas Truce* (2014), S. 111.

8
Ebenda, S. 115.

9
Zitiert in: Simon Kuper, «Soccer in the Trenches: Remembering the WWI Christmas Truce», espn.com (abgerufen am 13.12.2019).

10
Heutigen Historikern zufolge fanden 1914 durchaus Kriegsverbrechen auf deutscher Seite statt, diese wurden jedoch in der britischen Propaganda stark übertrieben. Wie verhängnisvoll die Folgen von Falschmeldungen sein können, sollte sich erst fünfundzwanzig Jahre später richtig zeigen. Als die Deutschen während des Zweiten Weltkriegs in unvorstellbarer Zahl die furchtbarsten Kriegsverbrechen begingen, gab es im Vereinigten Königreich und in den USA viele Menschen, die an der Korrektheit der Berichterstattung zweifelten. Im Ersten Weltkrieg hatte die Presse die Sache schließlich auch stark dramatisiert, warum sollten also die Berichte über Gaskammern jetzt nicht mit der gebotenen Vorsicht zu behandeln sein? Siehe: Jo Fox, «Atrocity propaganda». *British Library* (29. Januar 2014).

11
Brown/Seaton, *Christmas Truce* (2014), S. 126.

12
Thomas Vinciguerra, «The Truce of Christmas, 1914». *The New York Times* (25. Dezember 2005).

1
Zitiert nach: TED Stories, «Colombia: Advertising Creates Peace». YouTube (abgerufen am 13.12.2019).

2
Ebenda.

3
Tom Vanden Brook, «Propaganda That Works: Christmas Decorations». *USA Today* (13. August 2013).

4
Lara Logan, «How Unconventional Thinking Transformed a War-Torn Colombia». *CBS News* , *60 Minutes* (11. Dezember 2016).

5
Jose Sokoloff in einem Interview mit dem Autor am 9. November 2017.

6
Die Kosten der Operation «Weihnachtsfest» betrugen 301100 Dollar, die der Operation «Flüsse aus Licht» 263000 Dollar und die der «Stimme der Mutter» 546000 Dollar.

7
Sogar die FARC selbst glaubte das, denn sie forderte während der Friedensverhandlungen, dass die Propaganda von MullenLowe aufhören sollte, da sie der Organisation zu viele Mitglieder kosten würde.

8
Sibylla Brodzinsky, «‹Welcome to Peace›: Colombia’s Farc Rebels Seal Historic Disarmament». *The Guardian* (27. Juni 2017).

1
Zitiert nach: Vinciguerra, «The Truce Of Christmas, 1914» (25. Dezember 2005).

2
Brown/Seaton, *Christmas Truce* (2014), S. 198.

3
Ebenda, S. 248.

4
Ebenda, S. 238.

5
Stanley Weintraub, *Silent Night.* Simon & Schuster (2001), S. 172.

6

Tony Ashworth, *Trench Warfare 1914–1918. The Live and Let Live System.* Pan Books (2000), S. 224. Original erstmals 1980 veröffentlicht.

7
Ebenda, S. 24.

8
Ebenda, S. 143.

9
Erin E. Buckels, Paul D. Trapnell und Delroy L. Paulhus, «Trolls Just Want to Have Fun». *Personality and Individual Difference* , Vol. 67 (September 2014).

10
Jose Miguel Sokoloff, «How Christmas Lights Helped Guerillas Put down Their Guns». TED (Oktober 2014).

1
Detlef Fetchenhauer und David Dunning, «Why So Cynical? Asymmetric Feedback Underlies Misguided Skepticism Regarding the Trustworthiness of Others». *Psychological Science* , Vol. 21, Issue 2 (8. Januar 2010).

2
Es hat ein paar elegante Studien gegeben, die zeigen, dass Menschen, wenn man sich ihnen nähert, als seien sie gut, ihre Einstellung ändern können. Psychologen sprechen hier auch von *«virtue labeling»*. Hier ein Beispiel: 1975 führte der amerikanische Psychologe Richard Miller eine Untersuchung unter Grundschulkindern durch. Eine willkürliche Gruppe wurde als «anständig» bezeichnet. Bei einer zweiten Gruppe gaben die Forscher ihr Bestes, um die Kinder davon zu überzeugen, anständiger zu sein. Und die dritte Gruppe wurde in Ruhe gelassen. Das Ergebnis: Die erste Gruppe war bei weitem die anständigste. Siehe: Christian B. Miller, «Should You Tell Everyone They're Honest?». *Nautilus* (28. Juni 2018).

3
Maria Konnikova, *Täuschend echt und glatt gelogen: Die Kunst des Betrugs.* Nagel & Kimche (2017).

1
Bloom, *Against Empathy* (2016), S. 167.

2
Zitiert nach: Dylan Matthews, «Zero-sum Trump. What You Learn from Reading 12 of Donald Trump’s Books». *Vox* (19. Januar 2017).

3

Marina Cantacuzino, *The Forgiveness Project. Stories for a Vengeful Age.* Jessica Kingsley Publishers (2016).

1
Donald W. Pfaff, *The Neuroscience of Fair Play. Why We (Usually) Follow the Golden Rule.* Dana Press (2007).

2
George Bernard Shaw, «Maximen für Revolutionäre». In: *Mensch und Übermensch.* Suhrkamp (1992), S. 309.

1

Matthieu Ricard, *Allumfassende Nächstenliebe: ALTRUISMUS – die Antwort auf die Herausforderungen unserer Zeit.* Edition Blumenau (2017), S. 66–73.

2
Ebenda, S. 72.

3
Daniel Goleman und Richard Davidson, *The Science of Meditation. How to Change Your Brain, Mind and Body*. Penguin Books (2018). Siehe aber auch: Miguel Farias und Catherine Wikholm, *The Buddha Pill. Can Meditation Change You?* Watkins Publishing (2015).

1

Paul Bloom, «Empathy for Trump voters? No, thanks. Understanding? Yes». *Vox* (23. Februar 2017).

2
Bloom, *Against Empathy* (2016), S. 213–241.

1

Jarl van der Ploeg, «‹Ze zullen altijd die enorm verliefde bom geluk blijven›». *de Volkskrant* (21. Juli 2014).

2
«In memoriam: LvdG (1984–2014)». *Propria Cures* (19. Juli 2014).

1
Siehe z.B.: Chang Sup Park, «Applying ‹Negativity Bias› to Twitter: Negative News on Twitter, Emotions, and Political Learning». *Journal of Information Technology & Politics* , Vol. 12, Issue 4 (2015).

2
Chris Weller, «Silicon Valley Parents Are Raising Their Kids Tech-Free – And It Should Be a Red Flag». *Business Insider* (18. Februar 2018).

1
Rebecca Solnit, *Hoffnung in der Dunkelheit. Unendliche Geschichten? Wilde Möglichkeiten.* Pendo (2005), S. 41–42.

2

Fabian Wichmann, «4 Ways To Turn The Neo-Nazi Agenda On Its Head». *The Huffington Post* (25. August 2017).

1
Der französische Philosoph Alexis de Tocqueville bemerkte schon vor 150 Jahren: «Amerikaner mögen es, fast jede Tat in ihrem Leben durch Selbstsucht zu erklären.» De Tocqueville fand, dass Amerikaner ihr Licht damit zu sehr unter den Scheffel stellten, da er während seiner ausgedehnten Reisen sehr vielen hilfsbereiten Menschen begegnet sei. «Aber die Amerikaner», schrieb der Philosoph, «wollen kaum zugeben, dass sie für diese Art Sentiments empfänglich sind.» Siehe: Dale T. Miller, «The Norm of Self-Interest». *American Psychologist* , Vol. 54, Issue 12 (1999).

2
Ebenda, S. 1057.

3
James H. Fowler und Nicholas A. Christakis, «Cooperative Behavior Cascades in Human Social Networks». *PNAS* , Vol. 107, Issue 12 (2010).

4
Zitiert nach: University of California – San Diego, «Acts of Kindness Spread Surprisingly Easily: Just a Few People Can Make a Difference». *ScienceDaily* (10. März 2010).

5
Jonathan Haidt, «Elevation and the Positive Psychology of Morality». In: C.L. M. Keyes und J. Haidt (Hrsg.), *Flourishing. Positive Psychology and the Life Well-Lived.* American Psychological Association (2003), S. 275–289.

6
Zitiert nach: Jonathan Haidt, «Wired to Be Inspired». In: Dacher Keltner, Jason Marsh und Jeremy Adam Smith (Hrsg.), *The Compassionate Instinct. The Science of Human Goodness.* W.W. Norton & Company (2010), S. 90.

Impressum
Die Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel «De Meeste Mensen Deugen/Humankind» bei De Correspondent Uitgevers, Amsterdam.
Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Hamburg, März 2020

«Humankind» originated on The Correspondent, unbreaking news.
www.thecorrespondent.nl
Infografiken: De Correspondent.

Covergestaltung Anzinger und Rasp, München,
nach dem Original von de Correspondent NL

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.
ISBN 978-3-644-00763-5
www.rowohlt.de
Alle angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf die Printausgabe.

Klimaneutraler Verlag
Aus Verantwortung für die Umwelt haben sich die Rowohlt Verlage zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.
Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO_2 -Ausstoßes einschließt.
Weitere Informationen finden Sie unter: *www.klimaneutralerverlag.de*
.



Verbinden Sie sich mit uns!
Neues zu unseren Büchern und Autoren finden Sie auf *www.rowohlt.de* .
Werden Sie Fan auf *Facebook* und lernen Sie uns und unsere Autoren näher kennen.
Folgen Sie uns auf *Twitter* und verpassen Sie keine wichtigen Neuigkeiten mehr.
Unsere Buchtrailer und Autoren-Interviews finden Sie auf *YouTube* .
Abonnieren Sie unseren *Instagram-Account* .

rowohlt





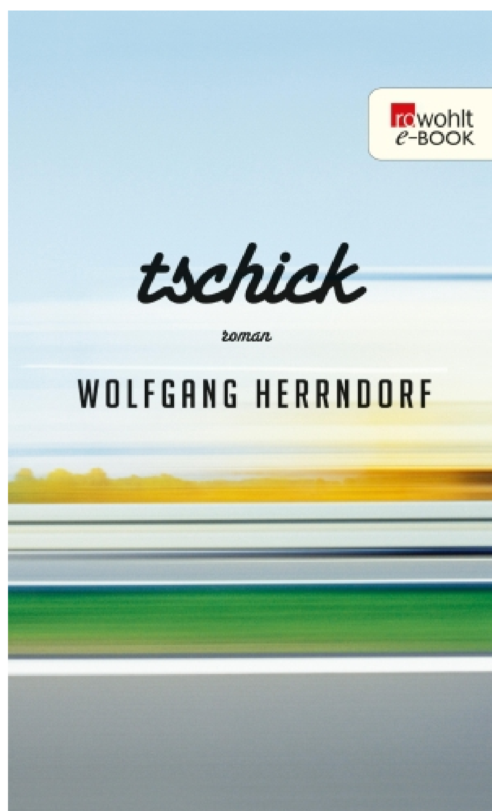
Utopien für Realisten

Bregman, Rutger
9783644001145
304 Seiten

Titel jetzt kaufen und lesen

Was sind heute die großen Ideen? Historischer Fortschritt basierte fast immer auf utopischen Ideen: Noch vor 100 Jahren hätte niemand für möglich gehalten, dass die Sklaverei abgeschafft oder die Demokratie wirklich existieren würde. Doch wie begegnen wir den Herausforderungen der modernen

Arbeitswelt, des Familienlebens, des gesamten globalen Gefüges? Der niederländische Vordenker Rutger Bregman sagt: "Das wahre Problem unserer Zeit ist nicht, dass es uns nicht gut ginge oder dass es uns in Zukunft schlechter gehen könnte. Das wahre Problem ist, dass wir uns nichts Besseres vorstellen können." Wir müssen es wagen, das Unmögliche zu denken, denn nur so finden wir Lösungen für die Probleme unserer Zeit. Bregman macht deutlich, warum das bedingungslose Grundeinkommen eine echte Option ist und inwiefern die 15-Stunden-Woche eine Antwort auf die Digitalisierung der Arbeit sein kann. "Alternativlos" ist für Bregman keine Option, sogar die Armut kann abgeschafft werden, wie er am Beispiel einer kanadischen Stadt zeigt. Bregmans Visionen sind inspirierend, seine Energie ist mitreißend; er zeigt: Utopien können schneller Realität werden, als wir denken. "Rutger Bregman rüttelt uns wach." The Times



Tschick

Herrndorf, Wolfgang
9783644107816
368 Seiten

Titel jetzt kaufen und lesen

Zwei Jungs. Ein geknackter Lada. Eine Reise voller Umwege durch ein unbekanntes Deutschland. Mutter in der Entzugsklinik, Vater mit Assistentin auf Geschäftsreise: Maik Klingenberg wird die großen Ferien allein am Pool der elterlichen Villa verbringen.

Doch dann kreuzt Tschick auf. Tschick, eigentlich Andrej Tschichatschow, kommt aus einem der Asi-Hochhäuser in Hellersdorf, hat es von der Förderschule irgendwie bis aufs Gymnasium geschafft und wirkt doch nicht gerade wie das Musterbeispiel der Integration. Außerdem hat er einen geklauten Wagen zur Hand. Und damit beginnt eine unvergessliche Reise ohne Karte und Kompass durch die sommerglühende deutsche Provinz. "Auch in fünfzig Jahren wird dies noch ein Roman sein, den wir lesen wollen. Aber besser, man fängt gleich damit an." (Felicitas von Lovenberg, Frankfurter Allgemeine Zeitung).



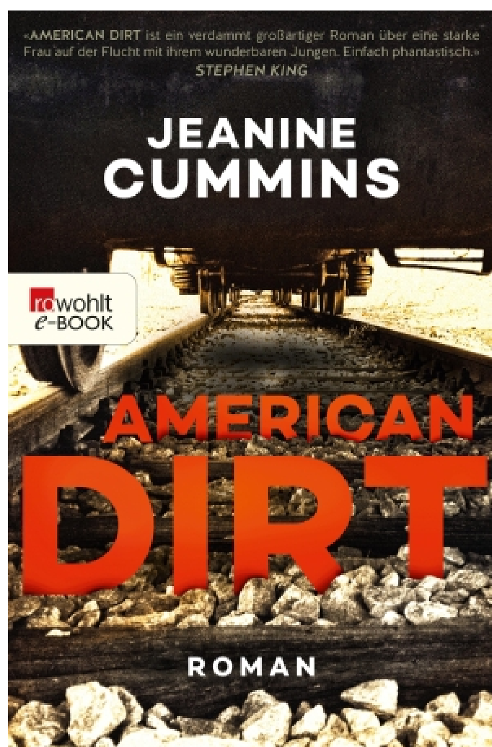
The Secret Book Club – Ein fast perfekter Liebesroman

Adams, Lyssa Kay
9783644005990
448 Seiten

Titel jetzt kaufen und lesen

Die erste Regel des Book Club lautet: Ihr verliert kein Wort über den Book Club! Der Auftakt einer hinreißenden Serie über eine Gruppe von Männern, die heimlich Liebesromane lesen ... Die Ehe von Profisportler Gavin Scott steckt in der Krise. Genau genommen ist sie sogar vorbei, wenn es nach seiner Frau Thea geht. Und das darf nicht sein. Thea ist die

Liebe seines Lebens! Und er versteht, verdammt noch mal, nicht, was überhaupt passiert ist. Eigentlich müsste SIE sich bei IHM entschuldigen! Gavin ist ratlos und verzweifelt – bis einer seiner Freunde ihn mit zu einem Treffen nimmt. Einem Treffen des Secret Book Club. Hier lesen und diskutieren Männer heimlich Liebesromane, um ihre Frauen besser zu verstehen. Gavin hält das für Schwachsinn. Wie sollen Liebesschnulzen ihm helfen, seine Ehe zu retten? Doch die Lektüre überrascht ihn. Und Thea steht eine noch viel größere Überraschung bevor!



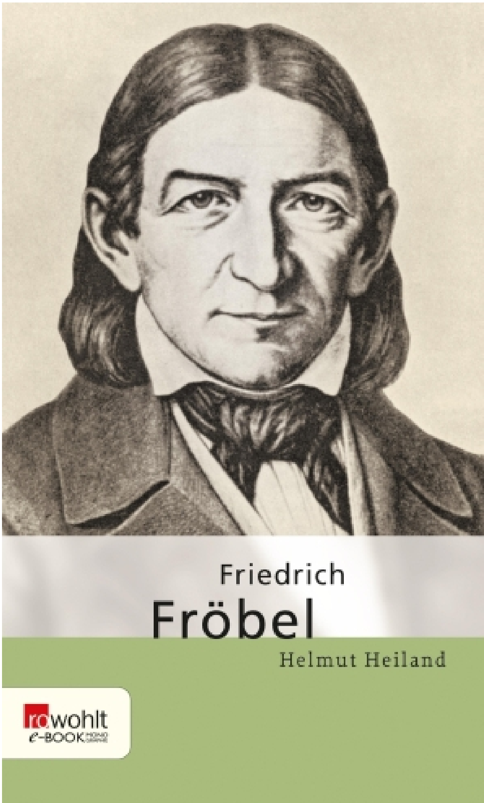
American Dirt

Cummins, Jeanine
9783644406759
448 Seiten

Titel jetzt kaufen und lesen

Eine Mutter und ihr Kind auf einer atemlosen Flucht durch ein Land, das von Gewalt und Korruption regiert wird Gestern besaß sie noch einen wunderbaren Buchladen. Gestern war sie glücklich mit ihrem Mann, einem Journalisten. Gestern waren alle, die sie am meisten liebte, noch da. Heute ist ihr achtjähriger Sohn Luca alles, was ihr noch geblieben ist. Für ihn

bewaffnet sie sich mit einer Machete. Für ihn springt sie auf den Wagen eines Hochgeschwindigkeitszugs. Aber findet sie für ihn die Kraft, immer weiter zu rennen? Furchtlos und verzweifelt, erschöpft und jede Sekunde wachsam. Lydias gesamte Verwandtschaft wird von einem Drogenkartell ermordet. Nur Lydia und ihr kleiner Sohn Luca überleben das Blutbad und fliehen in Richtung Norden. Sie kämpfen um ihr Leben.



Friedrich Fröbel

Heiland, Helmut
9783644005785
160 Seiten

Titel jetzt kaufen und lesen

Friedrich Fröbel (1782 – 1852) gilt als der Erfinder des Kindergartens. Er war selbst ein Schüler Pestalozzis und gründete mehrere Kinderheime. Zahlreiche erzieherische Methoden und Techniken wurden von ihm erprobt, sogar ein eigenes Spielzeug ("Fröbel-

Bausteine") geht auf ihn zurück. Sein zentrales Anliegen war es, sowohl den Spieltrieb als auch die Selbständigkeit und den Gemeinschaftssinn der Kinder zu fördern. In Preußen waren seine Kindergärten von 1851 bis 1860 verboten. Mit seinem Wirken hat Fröbel maßgeblich zur Entwicklung des ganzheitlichen Denkens in der Pädagogik beigetragen, viele seiner Ideen sind noch heute erstaunlich modern.